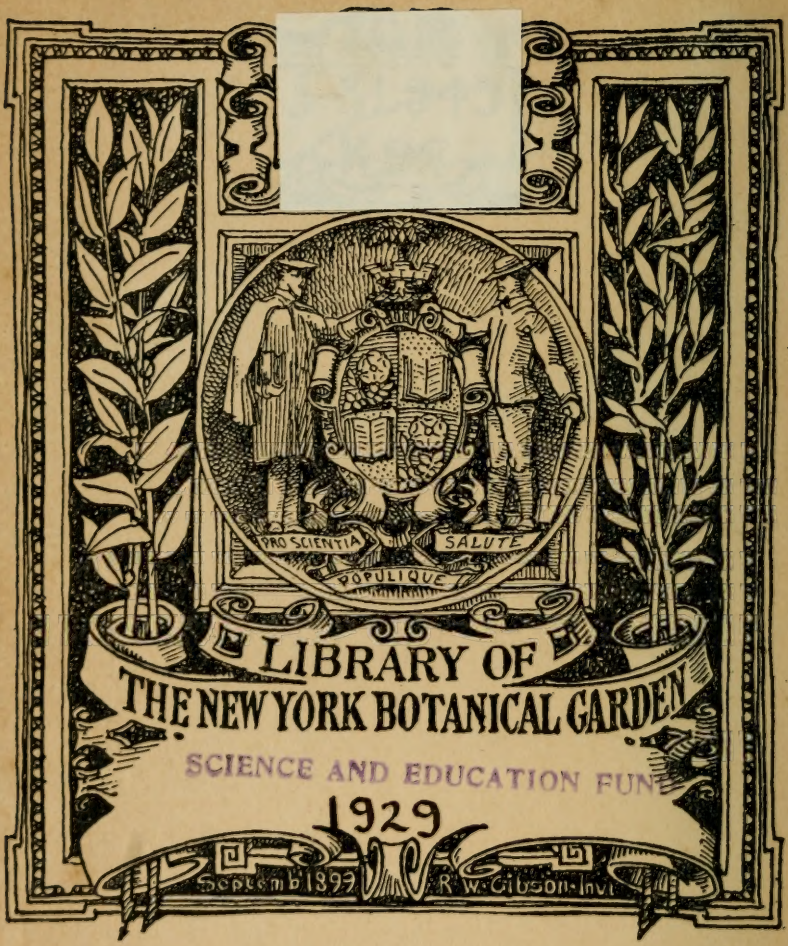
QK
314
.K79


PRO SCIENTIA
SALUTE
POPULIQUE
LIBRARY OF
THE NEW YORK BOTANICAL GARDEN
SCIENCE AND EDUCATION FUND
1929
Septemb 1899
R. W. Gibson. Invt

Deutsche Blumenwelt

in Charakterbildern.

Deutsche Blumenwelt

in

Charakterbildern

von

Paul Kummer.

LIBRARY
NEW YORK
BOTANICAL
GARDEN

Hannover.
Carl Rümpler.
1879.

.K79

Druck von August Grimpe in Hannover.

NEW YORK
BOTANICAL
GARDEN

Vorwort.

Deutsche Blumen nur sind es, was in Charakterbildern dieses Büchlein bietet. Aber man verachte die heimathlichen Florenkinder nicht! Man lerne sie erst einmal kennen, um sie zu würdigen und dadurch die eigene Heimath selber besser und inniger zu verstehen. Freilich, es ist nicht Jedermanns Sache, beim geringsten Blümchen am Wege die Staubgefäße zu zählen, jeden winzigen Blüthenbau bis in's Detail zu untersuchen und Hunderte von lateinischen Namen dem Gedächtniß einzuprägen. Dessen bedarf es wahrlich aber auch nicht gleich, um unsere deutsche Blumenwelt überhaupt zu verstehen und gedankenhaft zu betrachten. Es kommt Mancher vielleicht später von selber dazu, sie durch Zahlen und Namen auch geistig beherrschen zu wollen, nachdem ihm für ihre schöne Erscheinung und den Reichthum ihrer Mannigfaltigkeit einmal Auge und Herz aufgegangen ist. Zu einem Verständniß der Blumenwelt gehört jedoch vor Allem, daß man auf ihre Mannigfaltigkeit achte und gleichsam die besonderen Pflanzengesichter unterscheiden lernt; daß man die eigenthümliche Lebensgeschichte so mancher Pflanze,

AUG 10 1929

gewissermaßen ihre Schicksale kennt; daß man das Geheimniß ihrer je besondern Schönheit belauscht, wie solches auch in Sagen und Liedern unseres deutschen Volkes mannigfach sich ausspricht; daß man darauf zu merken weiß, wie bestimmte Pflanzen mit den Jahreszeiten in harmonischem Wechsel sich ablösen, wiederum wie nach Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und Beschattung verschiedene Naturplätze ihre eigene Flora haben.

Davon geht auch dies Büchlein aus. Vielleicht, daß dessen bunte Blumenbilder aber auch durch ihre zwanglose Zeichnung auf dem landschaftlichen Grunde selber, um so mehr zu Herzen sprechen und Manchem eine verständnißvolle Würdigung und nähere Kenntniß der deutschen Blumenwelt vermitteln. Insbesondere der Jugend, vielleicht auch und nicht zum mindesten dem weiblichen Sinne dürfte dieser Weg willkommen sein, welcher bei den ersten blühenden Frühlingszeichen beginnend, durch Wald und Haide, durch Feld und Flur, über Bergeshöhen, an Bächen und Teichen vorüber, durch Dorfstraßen und Gärten, den Leser überall in die deutsche Blumenwelt führt.

Münden, im Wonnemonat 1879.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Deutsche Frühlingszeichen 1

1. Das Schneeglöckchen 3
2. Das Veilchen 13
3. Die Primel 20

II. Im Wald und auf der Haide 27

1. Der Frühlingswald 29
2. Der Schlehdorn 35
3. Die Maiblume 40
4. Unsere Waldbeeren 44
5. Zwischen Himmel und Erde 56
6. Streifereien im Nadelwalde 64

III. In Feld und Flur 73

1. Miniaturblumen 75
2. Im Blüthenschnee 87
3. Nur ein Feldblumenstrauß 96
4. Am Feldrain 106
5. Im Wiesengrund 118

IV. Auf Bergeshöhen 127

1. Ein Brockensträußchen 129
2. Allerlei Bergkräuter 135
3. Arnika 140

Seite

V. Im Reich der Gewässer 147

1. Brunnenkresse 149
2. Das Vergißmeinnicht 155
3. Die Königinnen der Gewässer 165
4. Die Wassermyrte 172
5. Die kleinsten Blüthenpflänzchen 184

VI. Im Dorf und Stadt 189

1. Die Getreuen des Dorfes 191
2. Vegetabilische Schlangen 204
3. Am Wege 214
4. Die Straßenflora 222
5. Deutsche Gartenblumen 226
6. Nachtblüthen 235

VII. Blicke aus der Höhe 243

Blumen und Zahlen 245

I.

Deutsche Frühlingszeichen.

Winterlich Stürmen die Welt nun bezwang:
Falb ist der Wald und die Haide schon lang,
Wo doch so lieblich manch Stimmlein erklang.
Spielten die Mägdlein erst Straßen entlang
Ball, o so kehrte der Vögel Gesang.

Könnt' ich verschlafen im Winter die Zeit!
Wach' ich derweilen, so thut es mir leid,
Daß er regieret so weit und so breit.
Endlich doch sieget der Mai in dem Streit:
Blumen dann les' ich, wo Schnee nun geschneit.

Walther von der Vogelweide.

Deutscher Frühling! Damit sind alle süßesten Wonnen ausgesprochen, mit denen die jahreszeitliche Natur das Menschengemüth nur berühren kann. Der deutsche Frühling ist aber so ergreifend, weil auf die langen, trostlosen Wintermonate das Leben alsbald in seiner rührendsten Lieblichkeit hervorbricht. Durch die Pflanzen insbesondere spricht der Charakter der Lebendigkeit in der Natur sich aus, in ihnen vor allem erwacht auch der Frühling! Die Zahl seiner blühenden Kinder ist dann freilich noch nicht groß, aber darum gerade machen die einzelnen sich dann um so inniger geltend, und die Auswahl von Lieblingen ist leichter, ja ergiebt sich eigentlich von selber, da die edelsten Blumen gerade des Frühlings so überaus zart charaktervoll sind. Darum wohl hat auch die deutsche Sinnigkeit von Alters her bestimmte solche als die ersehnten Frühlingszeichen begrüßt und geehrt, wie einigen von ihnen auch schon in der nebelfernen Götterzeit unserer germanischen Vorfahren, als den Lieblingsblumen der Götter, besondere Huldigung erwiesen wurde. Deren Auswahl könnte wohl leicht vermehrt und ein vollerer Frühlingskalender aufgestellt werden. Aber die vornehmlichsten Frühlingszeichen würden doch immerdar sein und bleiben die schon auserwählten:

Schneeglöckchen, Veilchen und Primel!

1.

Das Schneeglöckchen.

Ein uralter, vergilbtblättriger, ehrwürdiger Foliant ist's, der im Jahre des Heils 1577 „auffs new gedruckt zu Straßburg bei Josiam Richel", unter meinen Büchern sich befindet. Er steht da in guter Gesellschaft gar mancher gleichartigen Altersgenossen, bilder- und mährreichen Kräuterbücher aus jenen ersten Zeiten, als überhaupt solche durch Menschenkunst oder, nach damaligem Ausdrucke, durch schwarze Kunst gedruckt worden sind. Das besagte uralte Buch ist aber ganz besonders sauber ausgestattet; allerdings nicht in modernem Sinne, am wenigsten in rothem Calico gebunden, mit Goldschnitt verziert, sondern in gelbweißes, hartes Schweinsleder gefaßt. Auch ist es nicht klein und niedlich, wie schon damals viele Bücher waren, sondern, wie schon erwähnt, ein schwerer, großer Foliant.

Was in dem Buche Alles steht, seltsame Beschreibungen, sowie farbige Abbildungen mit Hunderten deutscher Pflanzen, soll den Leser nicht kümmern. Nur den Deckel will ich ihm aufschlagen und wenige Seiten weiter blättern. Da kommt eine Seite, auf welcher der alte, biedere Verfasser in colorirtem Bilde selber abconterfeit ist. Es ist der alte Hieronymus

Bock, oder wie er sich griechisch vor der gelehrten Welt genannt hat und noch den heutigen Gelehrten wohlbekannt ist, Hieronymus Tragus, der Verfasser eines der ersten zur Reformationszeit entstandenen und im Sinne jener Zeit überaus gelehrten und verständigen „Kräuterbücher". So hat der Mann ausgesehen! In schwarzem Talar steht er, in vollem Brustbilde, da mit seinem freundlichen, von weißen Löckchen umwallten Haupte, im schmuckvollen, von Säulen getragenen Portalrahmen, über dem sein feingemaltes Wappen mit einem Bocke thront.

Aber warum ich an dem Bilde so sehr, und gerade jetzt wieder meine Freude habe?

Weil es wieder Frühling wird auf der lange verwinterten Erde, und weil jener Mann auf dem Bilde immer und immer an den Frühling mahnt. Denn in seiner Hand hält er, wie das Symbol seines Lebens, ein großes Schneeglöckchen! Und so getreu und farbenfrisch ist diese Blume in seine Hand gemalt, daß uns dabei wird, als zöge der Geruch dieser lieblichen ersten Frühlingsblume uns entgegen. Er hält es auf dem Bild in seiner Hand so treu und fest, wie er es wohl im Leben manchmal als ersten Handgruß des Frühlings umfaßt hatte, wenn die Sonne den letzten Schnee wegschmolz, und er nun in den Wald und auf die feuchte, noch grünlose Wiese wanderte, wo an den ihm bekannten Stellen überall schon die nickenden Silberköpfchen sich erhoben, und er nun einen vollen Strauß zusammenpflückte. Ja, es hat die Blume auf seinem Bilde eine sinnige Bedeutung! Die den Vortritt im Blumenreigen des ganzen Jahres hat, sie konnte ihm ja wohl mit Recht auch der Inbegriff des liebenswürdigen Blumen-

völkchens selber sein, an das er nun einmal sein ganzes Herz gehängt und dem er sein bestes wissenschaftliches Streben gewidmet hatte.

Die Blume des alten Hieronymus im Bilde fordert uns im Frühling vor Allem auf, ihr lebendiges Original selbst zu suchen. Wohlan, und wir können das Schneeglöckchen oft auffällig früh im Jahre schon finden. Freilich läßt's manchmal bis Ende Februar auf sich warten und erschließt auch dann nur erst einzelne Blüthen, während die andern noch tief zwischen den weißgrünen Blättern stecken und erst Mitte März zu voller Entfaltung kommen. Doch meist ist es schon Ende Januar einzeln aufgeblüht; ja, in manchen Jahren habe ich es alsbald nach Neujahr geöffnet angetroffen. Der Winter ist dann freilich immer noch da, der „nur Weißes duldet", und ein neuer Schnee hüllt die Blümchen oft wochenlang wieder ein. Das erkennt das Schneeglöckchen demüthig auch an. Ganz bescheiden senkt es sein klares Haupt, wie um Verzeihung zu bitten, daß es auf seinen weißen Blumenblättchen schon grüne Streifen und Fleckchen zu tragen wagte.

Wir haben vom vorigen Jahre die Stelle noch gewußt und es nun gar unter dem Schnee, wo es schon erblüht war, aufgestöbert. Wir stellen das gar nicht fröstelnde erste Naturkind gar andächtig im Glase an's Fenster und wenden ihm jeden einfallenden Sonnenstrahl zu. Es lacht dann die Sonne uns schöner in die Stube hinein, die gegen das Fenster stöbernden Schneeflocken sammt den beschneiten Dächern und Gassen schauen wir fast mitleidig an; denn wir sehen den Winter nun im Geiste schon schwinden vor dem siegenden Frühling, den uns sein erster Bote verkündigt hat.

Wie aber eine Farbe, ein Ton oft auch alte Erinnerungen weckt! Das Schneeglöckchen erzählt mir von einer alten, engen, würdigen Schulstube, wo der Präceptor jahraus, jahrein gewaltig regierte, aber bei aller Zornesstrenge ab und zu auch aus frischer, voller Seele die ihm anvertraute Jugend herzlich erquickte. In den Februartagen war es; der Schnee stöberte gegen die Scheiben und lagerte sich dick auf den Fensterkreuzen. Der Lehrer trat zur Stunde deutschen Unterrichts in das Schulzimmer und fand auf dem Katheder einen mächtigen Strauß Schneeglöckchen liegen, die ein Schüler für ihn hingelegt hatte. Er freute sich sichtlich darüber, sei es über den Geber, sei es über die ersten Blumen des Jahres. „Nun, ich will sie aber nicht allein behalten", äußerte er nach kurzer Weile; „ich theile sie aus unter euch, Jeder bekommt eine Blume; sie werden schon reichen, aber seht sie euch an, während ich austheile." Die Austheilung war vorüber, Jeder hatte seine Blume, und die Jungen sahen einander ganz verwundert darüber an. Als der Lehrer seinen Kathedersitz wieder eingenommen hatte, sagte er: „Also deutsche Stunde ist jetzt; gut, ich gebe den Aufsatz auf und nehme ihn durch. Das Thema soll lauten: „Das Schneeglöckchen, wie es aussieht, und was es uns Menschen zu denken gibt." Nun sahen die Jungen sich nicht mehr an, aber wie ein Sonnenstrahl zuckte es durch alle Herzen. „Jetzt nehmen wir es durch", hieß es. Nun wurde erklärt; Jeder mußte die Worte an seiner empfangenen Blume prüfen. Jede Pflanze, lautete etwa die von Fragen und Antworten unterbrochene Rede, besteht nothwendig aus zweierlei Organen; das sind die Axenorgane, nämlich Wurzel und Stamm, und die Nebenorgane, nämlich

alle blättrig-seitlichen Theile. Seltsam, unser Schneeglöckchen scheint aber keinen Stamm zu haben; denn der Stengel, welcher die Blume trägt, ist unbeblättert, und Blätter gehören doch zum Charakter eines Stammes; nun ja, es ist blos ein sogenannter Schaft. Und doch ist auch ein Stamm vorhanden! Nämlich die Zwiebel des Schneeglöckchens ist der nur in einander gestauchte, aber wahrhaftige Stamm, welcher sogar Blätter hat. Die Zwiebel ist eben gar nicht die Wurzel; man braucht sie ja nur senkrecht durchzuschneiden, so erkennt man, daß die sogenannten Zwiebelschalen nichts als an einander gedrückte, um eine Axe gestellte Blätter sind. Dächte man sich diese Axe ausgezogen, so entstände ein langer beblätterter Stamm. Mit den Wurzeln sieht es kläglicher aus: eine rechtschaffene Hauptwurzel fehlt; die am Zwiebelgrunde kranzartig ausstrahlenden Fasern sind nur sogenannte Nebenwurzeln, welche dadurch entstehen, daß die Hauptwurzel gleich nach der Keimung des Samens abstirbt. Das Alles nun ist Charakter einer ganzen Pflanzenabtheilung, der sogenannten „Monokotyledonen", dazu vor Allem alle unsere Gräser, Zwiebel- und Palmengewächse gehören, welche auch außerdem einen gemeinsamen Typus haben. Es sind nämlich bei diesen allen die Blätter von parallelen Nerven durchzogen, sie sind daher meist band- oder schilfförmig. Auch herrscht bei den Monokotyledonen in allen ihren Theilen die Dreizahl oder deren Vervielfachung. Das zeigt uns unser Schneeglöckchen in seinen Blumen recht schön. Nur genau hingesehen! Außen sind drei weiße Blumenblättchen, welche den Kelch vertreten; sie umschließen die weniger zarte Blumenkrone, nämlich auch drei mit grünen Flecken betupfte, kleinere solche Blätter.

Im Blüthenschooß selbst finden wir in einen Kreis gestellt wiederum sechs (also zweimal drei) goldgelbe Staubbeutel, auf kurzen, weißen Stielchen, den sogenannten Staubfäden. In deren Mitte endlich steht, wie eine Keule anzusehen, der weiße Fruchtgriffel mit grüner Spitze, die sogenannte Narbe, welche den in den Staubgefäßen enthaltenen goldigen Blüthenstaub durch den Fruchtgriffel hinab in die Frucht selber befördert und so diese befruchtet. Aber wo ist die Frucht selber? In der Blüthe finden wir sie nicht, — aber unter derselben. Es ist eine sogenannte unterständige Frucht, und dadurch unterscheidet sich das Schneeglöckchen und dessen ganze Familie, nämlich die der Amaryllideen, von den sonst so ähnlichen Tulpen- und Liliengewächsen. Punktum! — Und wenn es draußen erst wieder warm und grün wird, und andere Blumen lassen sich pflücken, dann wollen wir manchmal noch einige andere ebenso besprechen und auch sehen, was ihr von heute behalten habt.

Der Präceptor sprach's, und die Schüler lauschten. Der Schnee stöberte draußen in weißen Flocken immer voller aus den grauen Wolken herunter. Aber drinnen war es Frühling geworden zwischen den grauen Wänden und schwarzen Tafeln; Frühling in den jungen Gemüthern selber, die im Anschauen der frischen, schönen Frühlingsblume einen Blick thun durften in eine geheimnißvolle Ordnung der Natur.

Leser oder Leserinnen, die das Schneeglöckchen nun vielleicht noch einmal in die Hand nehmen und aufmerksamer betrachten, bemerken dabei vielleicht zum ersten Male auch, daß es bei

all seiner Liebenswürdigkeit doch keinen Geruch hat. War nicht aber gesagt, daß es gar lieblich dufte?

Allerdings, das eigentliche Gartenschneeglöckchen (Galanthus nivalis), welches auf Grasplätzen und Beeten des Gartens am frühesten hervorsprießt, mit den weißgrünen Blättern, zierlich nickenden Blüthen mit drei äußern reinweißen Kelchblättchen und drei längeren inneren grünfleckigen Blumenblättchen, — es ist völlig geruchlos. Dieses ist's aber auch gar nicht, welches der alte Hieronymus Tragus so innig in der Hand hält, es ist vor Allem eine Gartenblume. Als wildwachsend finden wir es hie und da in der Schweiz, aber sehr selten in Deutschland, in Wäldern und auf Wiesen besonders in dem Rheingebiet, in Schlesien bis nach Westpreußen, während es im westlicheren Norddeutschland völlig fehlt. Es hat sich allerdings überall freundlich an unser deutsches Leben angeschlossen und gefällt sich in unsern Gärten.

Das deutsche Schneeglöckchen (Leucojum vernum) aber duftet! Dies ist noch eine ganz andere Blume! Es blüht etwas später allerdings, aber mit noch ganz anderm Liebreiz und wirklich veilchenartigem Duft. Seine Blätter sind stärker und saftgrün; der Blumenschaft reckt sich bis weit über fingerhoch, und die Blüthen, aus sechs gleichartigen großen, weißen Blumenblättchen tulpenartig zusammengefügt, sind weit größer und tragen auf jedem ihrer Blättchen ein gelbgrünes Tüpfelchen. Ganz reizend beschreibt sie der alte H. Tragus selbst: „eine jede Schell oder Blum vergleicht sich einer Cymbalen mit sechs spitzlein, die seind außenwendig mit gälgrünen tröpfflein auff den spitzen gemalet."

Wer das deutsche Schneeglöckchen in unsern Gärten einmal sieht, wo es auch vielfach angepflanzt ist, hält es wohl durchaus für kein Gewächs deutschen Bodens, traut dem eignen Vaterlande die liebliche Blume gar nicht zu. Auch in manchen Gegenden, wo es in Wäldern massenhaft genug vorkommt, ist doch vielfach die Volksmeinung, dies Schneeglöckchen sei durch frühere Botaniker aus Frankreich in den deutschen Wald gepflanzt und nun verwildert; aber freilich lange sei das her, denn es wachse da, so lange man sich erinnern könne. Und doch, es ist unsere Blume! In Norddeutschland ist sie allerorten in bruchigen, oder doch etwas feuchten Laubwäldern, ebenso unter Gesträuch auf nassen Wiesen zu finden. Und es ist ein herzerfreuender Anblick, sie da zu schauen! In dichten Trupps oder zerstreut stehen sie dort, gern an den Fuß der Gebüsche geschmiegt, oft ihre Zwiebel zwischen Wurzelwerk eingeklemmt; manche ganze Reviere sind von ihr bewohnt und deren lichte Waldplätze mit Hunderten und Tausenden der duftigen Silberglöckchen überblüht, welche aus den dunkelgrünen Schwertblättern gar stolz hervorragen. Bei dem frischen, stärkenden Walderde- und Moosgeruch, der um diese Jahreszeit dem Waldboden entsteigt, ist ihr zarter Duft vom Boden her allerdings wenig merklich, aber wenn wir ein Blümchen brechen, oder gar einen ganzen Strauß in der Hand halten, so erinnert derselbe an Veilchenduft, nur daß er etwas weniger stark ist. — Auch in Mittel- und Süddeutschland, ebenso in der Schweiz, findet sich unser Schneeglöckchen mannigfach verbreitet. Jedoch andere Länder, andere Namen. Dem Schweizer vornehmlich ist es das „Amselblümli“; denn er weiß, wenn dasselbe blüht, läßt sich bald der Amsel-

schlag in Feld und Wald wieder hören. Ja, er weiß noch mehr, es liegt ihm auch prophetischer Sinn in dem längeren oder kürzeren Blühen; denn ist die Blüthenzeit sehr frühe vorbei, so wird auch der kommende Sommer nur kurz gemessen sein.

Nach der Menge der in Norddeutschland bekannten Standorte dürfte es hier aber am häufigsten anzutreffen sein. Auch ist es an vielen Orten hier eine volksthümliche Blume; als Schnee- oder Märzglöckchen wird es benannt, in einigen Gegenden als Märzlilie; der im Mittelalter vornehmliche Name „Hornungsblume" scheint dagegen ganz verschwunden zu sein. In vielen Strichen Norddeutschlands ist ganz besonders populär der Name „Sommerthierchen", ein wohl aus „Sommerthürchen" entstellter Ausdruck, welcher besagen möchte, daß, wenn diese Blume blüht, der Sommer vor der Thür ist und Einzug halten will. Die armen Kinder wandern dann in den Wald hinaus, pflücken die Schneeglöckchen, binden sie zu Sträußen und tragen diese in die Ortschaften zum Verkauf; und die bescheidene Bitte: „Kaufen Sie Sommerthierchen?" findet meist freundliches Gehör von Haus zu Haus. Der Städter freut sich, daß es schon im Walde blüht, und wenn er die Gabe der armen Kinder nun an's sonnige Fenster gestellt hat, dann ist's ihm wirklich etwas mehr schon Frühling geworden. Wer möchte auch dann, trotz des Kalenders, noch an den Winter glauben!

Nun, geehrter Leser, wirst du gern begreifen, warum der alte Botaniker Hieronymus Tragus auf seinem Titelbilde das Schneeglöckchen so fest und treu in der Hand hält. Das Meiste, was das Jahr in seinem weitern Verlauf bietet, mag

freilich köstlicher sein: die erste bunte Frühlingsflor selber schon, all die Beete voll Crokus, Hyazinthen und Tulpen, über denen die ersten Bienen summen im Sonnenschein. Wenn im Mai dann Baum und Strauch ihre Laubfülle haben und unter dem erwachten Gezwitscher der Vögel jeder Zweig der Obstbäume sich in weiße Blüthen hüllt, dann ist viel bessere Zeit. Aber das Alles ist nur das reiche Gefolge unseres Schneeglöckchens, welches, als der Winter noch herrschte weit und breit, am Fuße der noch schlafenden Bäume als die erste liebliche Blume des Jahres schon blühete und läutete, daß es Zeit werde, aufzuwachen.

Von weitem hört' ich zarten Ton
Wie Silberglöckchen läuten;
Es wird gewiß, ich merk' es schon,
Das Frühlingsfest bedeuten.

Da fährt empor und spitzt und reckt
Das junge Gras die Ohren
Und strebt, von dürrem Laub bedeckt,
Sich an das Licht zu bohren.

Da kommt, sich gegen Frühlingsmacht
Bei Zeiten zu verwahren,
Der Winter brausend über Nacht
Von Norden hergefahren.

O Winter, siehst denn nicht das Laub?
Merkst nicht, was das bedeutet?
Du alter Winter, blind und taub,
Schneeglöckchen hat geläutet.

2.

Das Veilchen.

Auch ohne Kalender hat man vordem, wenigstens in deutschen Landen, mit Genauigkeit den Tag des Frühlings-Anfangs zu verkünden gewußt. Die zu neuem Leben erwachte Erde selber offenbarte ihn durch ein kleines sinniges Zeichen. Daß der Frühling wirklich gekommen sei, sagte, besonders im südlichen Deutschland, geheimnißvoller Weise ein kleines Blümchen an. Wer das erste Veilchen fand, dem war der Frühling kund geworden! Denn es sprießen unter den Tritten der Frühlingsgöttin, welche wieder über die Erde geht, alsbald die ersten Veilchen auf.

Es war ein Jubeltag, soweit die frohe Botschaft drang. Auf grünem Wiesenplan wurde das gefundene erste Veilchen auf eine Stange gebunden, man versammelte sich um diese her und feierte den Tag unter Sang und Spiel. Die Jugend tanzte im Grünen um diese Stange und unter ausgelassener Lust verging so der Tag, mit welchem man wieder der bessern Zeit des Jahres entgegenlebte. — Diese Sitte gab in den Tagen Otto des Fröhlichen in der Umgegend von Wien seltsamer Weise auch einmal zu einem Kampfe zwischen Nithart Fuchs und den Bauern Anlaß; von Hans Sachs und auch von Anastasius Grün ist derselbe in naiven Dichtungen dargestellt. Nithart fand zufällig in einer Aue der Donau das erste Veilchen, bedeckte es mit seinem Hut und eilte an

den Hof, um den Herzog zum Frühlingsfeste zu holen. Während seiner Abwesenheit kam ein Bauer zu dem Hut, riß das Veilchen ab

„— — — und ließ zurück,
Was sich nicht singen und sagen läßt",

deckte den Hut wieder darüber und entfernte sich. Als nun Otto mit seinem Hofstaat an die Stelle kam und Nithart den Hut abhob, war man von der seltsamen Bescherung nicht wenig überrascht. Die Wiener glaubten, daß sie Nithart absichtlich gefoppt hätte und wurden so erzürnt über ihn, daß er sich nur durch augenblickliche Flucht retten konnte. Als er aber sein Veilchen auf einer Stange erblickte und die Bauern darum tanzen sah, drang er mit dem Schwert auf sie ein und blieb von da an ein Gegner aller Bauern, so daß er den Namen „Bauernfeind" bekam.

Ja, das Veilchen, welches man lieb gewinnen muß, wie es früheſt im Jahre unter seinem lauschigen Blätterdach, am Fuße der noch laublosen Gesträuche, gar keusch und schüchtern hervorblüht und duftet, ist auch anderweitig vordem in heiligen Ehren gewesen. Zumal war es manchen Göttern als deren Lieblingsblume zugeeignet worden. Wird es doch Tyrsviola in den alten Berichten geheißen, und schon dieser Name weist darauf, daß es nach der nordischen Mythe dem Gotte Tyr heilig war, dem gewaltigsten der Götter, welcher mit seinem Hammer unter Blitz und Donner die Bäume spaltet, Felsen zerschmeißt und auch die Eispaläste des Winters zertrümmert, — und dann lieblich mit dem Veilchen sich schmückt. Es galt aber auch im allgemeinen Sinne als Wunderblume, es vermöge etwa verborgene Schätze anzuzeigen, welche geheimniß-

volle Macht unseres Blümchens auch in mancher altersgrauen Sage unseres deutschen Volkes sich ausspricht. Von Czernebogh, dem Gotte des heidnischen Wendenvolkes, ging die Kunde, mit der Verbreitung des Christenthums wäre seine herrliche Herrscherburg zu einem Felsen geworden, und seine schöne Tochter in ein Veilchen verwandelt; nur aber alle hundert Jahre einmal dürfte dasselbe blühen, und wer dann so glücklich ist, es zu finden und es auch pflückt, der gewinnt damit die Jungfrau sammt allen ihren Schätzen.

Wir haben heutzutage nicht mehr den naiven Sinn, sind ein kühler denkendes, poesieloseres Geschlecht geworden. Aber ganz der Prosa des Daseins ergeben sind wir doch noch nicht, wenigstens ein so herziges Frühlingskind, wie das Veilchen ist, weiß es uns noch immer anzuthun.

Die alte Sitte des Frühlingsfindens ist allerdings verschwunden, und statt aus der blühenden Natur begannen die Menschen nunmehr aus dem gedruckten Kalender den Tag des Frühlingsanfangs herauszulesen. Aber im deutschen Gemüth hatte sich die Liebe zum Veilchen einmal festgesetzt, so daß dessen innige Verehrung die Generationen hindurch doch fast unvermindert weitergetragen wurde. Und mit jedem Frühling weiß es sich in alle deutsche Herzen wieder einzuschmeicheln, denen es selber verwandt ist durch seine treue, sinnige, träumende, duftige Weise. Die Kinder, welche der Sonnenschein in's junge Grün hinaustreibt, suchen es unter Gebüschen und in den Gartenecken, wo dichtes Veilchenlaub steht, sie vergessen darüber auf kurze Weile all ihr Spielen und Lärmen. Der Greis, welcher ihnen zuschaut, erfreut sich des duftigen dunkelblauen Blümchens nicht minder, wenn seine Enkelkinder jetzt

munter herbeigesprungen kommen, um einen ganzen Strauß dem Großvater zu bringen, der mit seinen trüben Augen sie nicht mehr selber suchen, auch nicht sich bücken kann.

Wenn wir das Veilchen nach seiner ganzen Lebensgeschichte fragen wollten, würden wir freilich erfahren, daß es nicht völlig eine Blume unserer deutschen Heimath sei. Es ist vor Allem gar nicht ursprünglich in unsere deutschen Auen vom Schöpfer gesetzt gewesen. Das erste Veilchen, welches auf Erden blühte, hat freilich keines Menschen Auge gesehen; aber das Land seines Ursprungs war wahrscheinlich das ferne Morgenland, dieser Schöpfungsherd der meisten unserer wildwachsenden Blumen, vornämlich unserer Culturgewächse. Es hat sich auch fernerhin nicht einzig als Lebensstätte unser deutsches Vaterland ausgewählt, sondern seine Reise um die ganze Erde angetreten und überall sich traulich angesiedelt, wo es nur einen Frühling fand, der dem unsrigen leidlich gleicht. Wenigstens in der ganzen kalten und warmen gemäßigten Zone Europa's, sowie des russischen Asien, hebt es in den Frühlingstagen wie bei uns sein dunkelblaues Haupt zwischen der Blätterfülle schüchtern hervor, überall, wo irgend nur in Gärten oder Parkanlagen lichtes Gebüsch umhersteht oder grasige Plätze sich vorfinden. Denn überall ist es doch eine Hauspflanze! Nicht eine Gartenblume wollen wir damit sagen, denn es gedeiht am besten völlig unabhängig von der pflegenden Menschenhand; aber es liebt die Nähe menschlicher Häuser und Ansiedelungen. Höchst selten finden wir es in entlegenen Waldungen, auf freien Wiesenplänen, oder an sonstigen, noch so sehr zu seinem Gedeihen geeignet scheinenden Oertlichkeiten, — wenn solche fern von menschlichen Woh-

nungen sind. Wenn ich das Veilchen hie und da einmal an solchen Stellen gefunden habe, erfuhr ich schließlich stets auf Erkundigung, daß da vordem ein Haus oder Gehöft gestanden habe oder eine alte Dorfstätte sei. Seither erblicke ich im Veilchen an solchen unverhofften Stellen immer einen Hinweis auf früheres menschliches Wohnen: die Menschen sind ausgezogen, ihre Wohnungen sogar völlig verschwunden, aber das Veilchen ist übrig geblieben an der von den Menschen längst verlassenen Stätte.

So ist es eben ein treues, trautes Hauspflänzchen!

Verwechseln wir das echte Veilchen aber nicht mit all' den „wilden Veilchen", wie das Volk die mannigfachen andern Arten nennt. Diese haben zum größten Theil auch ganz andere Standorte, finden sich nur auf Wiesen, an Hügeln, in Wäldern und Sümpfen, wo sie im April, Mai und Juni zahlreich genug vorkommen. Das Geschlecht der Veilchen ist in der That ein gar großes; der Botaniker zählt etwa zehn verschiedene deutsche Arten, unter denen das dreifarbige Veilchen, dies bekannte Stiefmütterchen oder Dreifaltigkeitsblümchen, sogar zu höchsten gärtnerischen Ehren gekommen ist und in zahllosen Spielarten gezogen wird. Unser echtes Veilchen, Märzveilchen oder auch wohlriechendes Veilchen, hat aber schon eine gewisse edle Vornehmheit vor allen diesen seinen Anverwandten voraus. Mögen andere einigen Geruch haben, es duftet doch am stärksten; auch so dunkelblau ist das Blumenhaupt keiner andern Art, und so keusch und heimlich ist's zwischen den laubigen Herzblättern versteckt, daß oft nur der Duft es uns verräth. Auch erscheint keine andere Art so früh im Jahre, wie das echte Veilchen; ja, es ist unter allen

frühlingsgeborenen Pflanzen ziemlich die erste, welche, nachdem das Schneeglöckchen das junge Jahr frühe schon eingeläutet und vorverkündigt hat, aus dem wieder aufgeschlossenen Erdschooß hervorblüht. Darum bringt es nach dem Glauben unserer Väter eben den Frühling selber mit.

Es haben die Veilchenblumen des März auch gar keinen andern Zweck, als der Menschen Herzen zu erfreuen. Denn aus diesen dunkelblauen Blumen entwickelt sich gar keine Frucht, deren Same dies edle Veilchengeschlecht fort und fort erneuern könnte. Dafür erscheinen aber im Sommer als zweite Blüthengeneration wiederum Veilchenblumen, jedoch viel kleinere, ja blumenblattlose. Diese erst setzen samenreiche Früchte an, welche wir im Herbst als dreifächerig aufspringende Kapseln überall zwischen dem Veilchengeblätter wahrnehmen. Freilich wären auch diese kaum nöthig gewesen; jede Mutterpflanze sendet ja ihre vielen Nebenzweige, als über den Boden hinkriechende und an jedem Stengelknoten wurzelnde Ausläufer, nach allen Seiten weithin aus, und ein einziges Frühlingspflänzchen ist dadurch im Herbst schon zu einer ganzen Colonie vermehrt. Möchte nicht aber diese doppelte Vermehrungsweise, mittelst Samen und Ausläufer, unser Veilchen als eine Lieblingsblume der Natur selber erweisen! Wir wundern uns deshalb durchaus nicht, daß das Veilchen in allen Gegenden, wo es sich niedergelassen hat, auch die Herzen der Menschen eroberte und sie in ihm so freudevoll den Frühling begrüßen. Und in der That, nicht blos das deutsche Volk liebt es, manche andere Nation schwärmt geradezu für dasselbe, wie für kaum eine andere Blume. In Frankreich ist es seit der napoleonischen Dynastie zur Lieblingsblume aller Gesellschafts-

kreise erhoben worden. Die Gärtnereien von Paris und Versailles setzen daher Millionen Francs für Veilchen alljährlich um, und die glänzenden Soireen daselbst schon lange vor Weihnachten wissen von einer ungeheuerlichen Verschwendung künstlich gezogener dieser duftigen Florenkinder zu erzählen. In manchen Gegenden Frankreichs, besonders in der Provence, werden sogar endlose Feldfluren nur mit Veilchen bepflanzt, welche als Sträuße überall hin verkauft werden, vor Allem aber den Destillateuren zur Gewinnung ätherischen Duftöles dienen. Ja, es hat Frankreich eben den Ruhm, den überschwenglichsten Veilchencultus zu üben, und manches Sträußchen ist dort schon theuerer bezahlt worden, als wäre es durchweg von gediegenem Golde gearbeitet gewesen.

Dieser Veilchencultus auf dem Pariser Gesellschaftsboden gleicht dem Rosencultus, welchem einst die römische Kaiserzeit ergeben war, als die Reichen in der Fülle der königlichsten Blume bei den Gastmählern ihre Gäste fast erstickten. Dieser Massenconsum aber, welche Herabwürdigung der zarten Blumenwesen zu Modesclaverei und rohem Sinnengenusse! Nicht ja das bescheiden gesenkte blaue Köpfchen, welches wie um Vergebung zu bitten scheint, daß es so früh im Jahre schon da ist, hat es dort zur Modeblume gemacht; nein, vor Allem die sinnliche Macht des Geruches! Und auch diese Macht hat es! So zart und lieblich das Veilchen duftet, welches wir draußen im Grünen pflücken, wirken doch massenhaft aufgehäufte Veilchen wirklich narkotisch, und aus gutem Grunde fühlen sich nervöse Naturen betäubt von allzustarkem Veilchenduft. Daß das Blümchen der Bescheidenheit in der That gefährliche Stoffe in seinem Busen hege, hat auch die Chemie nachgewiesen.

Es will wirklich nicht in den Salons glänzen, wo Uebersättigung und Unnatur walten, sondern draußen bescheiden im Verborgenen blühen und nur von frohen Kindeshänden gepflückt und von kindlichen Herzen geliebt werden als das herzige Veilchen. Darum irren wir doch nicht, wenn wir es nach seinem innern Wesen für eine deutsche Blume halten, deren wahre Poesie nur deutschen Herzen verständlich ist, weil sie denen selber gleicht. Es ist das Symbol deutschen Mädchensinnes vor Allem, dessen keusche, sinnige Weise uns im Veilchen mit jedem Frühling entgegenduftet. Darum haben auch deutsche Dichter wie keines andern Volkes Poeten in ihren besten Liedern voll zartester Beziehungen gesungen von dem „Veilchen, das auf der Wiese stand".

Gewiß, der liebenswürdige Cultus des Veilchens in deutscher alter Sitte sowie in deutscher Poesie offenbart uns so ganz das deutsche Wesen mit seiner Liebe zur Natur, seiner Sinnigkeit und seinem tiefen eigenartigen Gemüthsleben. Wir bleiben darum dabei: das Veilchen ist eine deutsche Frühlingsblume!

3.

Die Primel.

Der Frühling und die Primeln, — auch sie gehören zu einander, nach der jahreszeitlichen Ordnung, sowie nach dem Empfinden unseres Gemüthes. Ja, die Primeln sind dem deutschen Volke das dritte bedeutsame blühende Frühlingszeichen!

Die frostige erste Frühlingszeit ist immerhin vorüber mit den blühenden Kätzchen der Haselsträucher, Erlen und mancherlei Weiden, mit Schneeglöckchen, Hungerblümchen und kleinen Veroniken, welche schon in märzrauher Luft erblühten. Aber der wahrhaftige Frühling ist da, wenn die Primula veris blüht! Schon den gelehrten frühern Kräutermeistern ist beim Anblick dieser duftigen „Schlüsselblumen" warm und wohl zu Muth geworden; sie haben diese ersten Blumen des Wonnefrühlings nicht Prima, sondern mit liebkosendem Schmeichelworte Primula veris, kleiner Erstling des Frühlings, benannt. Wie jene Botaniker voriger Jahrhunderte, so überkommt aber auch uns ein süßes Behagen, wenn diese Primeln uns wieder ansehen mit ihren Kindesaugen, Wald und Wiesen duftig überblühend.

Ehe der Mai anbricht, bereits in der Mitte des April, lacht unsere Blume schon aus allen Wiesenfluren und dem erwachten Waldgrunde. Zwischen vorjährigem, dürrbraunem Laube am Boden brechen die gelbgrünen, weichen, großen Blätter hervor, zu Rosetten vereinigt; aus dem Schooße derselben erhebt sich auf nacktem, weichem Schafte die dunkelgelbe, gesternte, duftige Blüthendolde. Das ist die Primula veris, welche in Deutschland weder im Gebirge, noch in den Ebenen irgendwo fehlt, dort wie hier in fast jedem Laubwalde, auf grasigen Plätzen unter Hecken und lichtem Gebüsch lauschig hervorbricht und ihre goldgelben Schlüsseldolden sanft aufrichtet. Es wandert Mancher dann gern an sonnigen Tagen einmal hinaus in Wald und Wiese und sucht da die wohlbekannten Primelstellen auf, pflückt Sträuße zusammen, in denen man den Frühling selber mit heimnimmt. Tagelang

stehen sie nun, bewahrt im Glase, am sonnigen Fenster und es lacht in ihnen der Wald, der Frühling und die Wanderlust in die Alltagsstube hinein.

Das ist die Zaubermacht, mit der unsere Blume selbst das verdüsterte Sängerherz eines Lenau berührte, der in alle Welt und Nachwelt hinaussang:

„Liebliche Blume,
Primula veris,
Holde, Dich nenn' ich
Blume des Glaubens.
Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst Du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.
Mag sie verwelken,
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!"

Ja, sie ist eben eine Blume für das deutsche Gemüth, wie wenige andere, und ist auf deutschem Boden auch reichlicher als anderswo. Es sind unsere „Himmelsschlüssel", die zum deutschen Walde, zur deutschen Wiese, zu uns selber gehören.

Die deutsche Vorzeit hat in ihnen sogar manches Geheimniß geschaut, Götter und Göttinnen und himmlische Heilige sich in einem innigen Verhältniß zu dieser Primel gedacht. Es war in deutscher Vorzeit Freia, die Frühlingsgöttin, als die Schlüsseljungfrau geehrt, deshalb steckte ein goldner Schlüssel in ihrer Krone. Denen, welche Primeln pflückten, erschien sie oftmals in hehrer Frauengestalt, und eine Schlüsselblume, die man in ihrer Gegenwart brach, verlieh dann die

Macht, geheime Schätze zu erschließen. Solche Ueberlieferung hat das deutsche Volk in den christlichen Zeiten noch festgehalten, nur auf die allerheiligste Jungfrau Maria die ehemalige Huld der Freia übertragen. So klingt der alte Glaube noch aus mancher spätern Sage. Von einem Schäfer wird erzählt, der von einer Jungfrau auf einen Platz mit Schlüsselblumen geführt wurde. Er schloß mit solcher eine Thür auf, hinter welcher drei Kisten mit Schafzähnen standen, von denen er ohne bestimmte Absicht einige Hände voll einsteckte; ohne um die Schlüsselblumen weiter sich zu bekümmern, ging er von dannen. Die Schafzähne wurden über Nacht aber alle zu eitel Gold, und er hatte zu bereuen, daß er die Schlüsselblume selber vergessen hatte, um mit deren Hülfe wiederholt jene Thür zu finden und aufzuschließen.

Wiederum an den volksthümlichen Apostel Petrus, der die Schlüssel des Himmelreiches trug, dachte man bei der Primel, deren Name Himmelsschlüssel oder Schlüsselblume darin eine anschaulichere Deutung hat, als wenn die moderne Rede mit ihrem Erscheinen im Lenz uns einen Himmel auf Erden wieder erschlossen werden läßt. Gewiß, wir lauschen gern jenen Sagen, in denen die uralte Liebe des deutschen Volkes zu dieser lieblichen Frühlingsblume sinnigen Ausdruck findet.

Unsere deutschen Auen tragen indessen nicht einzig die Primula veris, sondern neben der echten, süß duftenden Schlüsselblume noch einige andere, mehr oder minder seltenere Primeln. Wenn wir gegen Ende März, oder im April, über feuchte Wiesen, besonders Waldwiesen wandern, könnten wir die Schlankprimel (Primula elatior) treffen, welche überall in Deutschland ziemlich häufig ist und mit ihren

schwefelgelben, größeren, flach- und breitgesäumten Blumen den Boden reichlich überblüht. Geruchlos freilich ist sie, aber wir pflücken doch gern einen Strauß zusammen, ja bezeugen dieser Primel wohl eine besondere Achtung, wenn wir erfahren, daß sie es sei, von welcher aus alter Zeit her unsere so frühen, bunten Gartenprimeln mit allen ihren mannichfachen Spielarten gezüchtet sind.

Hie und da begegnet uns an Waldrändern vielleicht auch einmal die sehr ähnliche Primula acaulis, deren Stiele, sammt dem Kelche langzottig behaart, fast stets nur eine einzelne Blüthe tragen; aber sie ist seltener, besonders in Norddeutschland sehr zerstreut. Weit seltener noch freilich ist die röthlich blühende Mehlprimel (Primula farinosa), deren Blüthenschäfte, Kelche, sowie die Blattunterseiten wie mit weißem Mehl überpudert sind. Diese ist indessen auch gar kein Frühlingskind, sondern blüht erst im Juni und dann bis zum August. Auf feuchten Torfwiesen, allerdings sehr vereinzelt, ist sie in Norddeutschland zu treffen, während sie in den Gebirgen Süddeutschlands, auf der schwäbischen Hochebene und besonders in den Alpen immerhin ziemlich häufig vorkommt. Und nur auf alpinen Gebirgen, mit den Gebirgsflüssen zuweilen auch in die Ebene hinabsteigend, wächst zwischen Felsen und Geröll stellenweise die dunkeläugige schöne, seit frühem Mittelalter in unseren Gärten heimische Aurikel (Primula auricula). Endlich die kleinste, reizendste aller Primeln, die Zwergprimel (Primula minima), mit einzelnen, hellpurpurrothen Blumen, welche fein gestielt aus dem Schooße winziger, keilförmiger Blättchen zierlichst sich erheben, ist in Deutschland nur auf den höchsten Stellen des Riesengebirges zu Hause, vor Allem

auf der Höhe der Schneekoppe, und zwar da in solcher Fülle, daß deren kahler Gipfel vom Mai an mit tausend und aber tausend dieser zierlichen röthlichen Blümchen schmuck überblüht ist und dann den ganzen Sommer über mit ihnen prangt. Einzelne blühen hoch droben sogar bis in den October hinein, und noch der späteste Wanderer im Riesengebirge nimmt gern solch Blümchen von der Koppe mit heim, als deren letztes blühendes Andenken.

Unsere Ebenen und selbst die deutschen Gebirge, so reich an Primeln sie sind, stehen doch aber zurück gegen die alpinen Berghöhen. Hier waltet ihr frühes Geschlecht in noch ganz anderer Fülle, ist besonders viel artenreicher vertreten. Ja, die Frühlingspracht der Alpen hat nur geschaut, wer diese einmal im Schmuck ihrer Primeln sah. In alle Farben getaucht, in blassestes Gelb bis zum intensivsten Gold und Orange, vom zartesten röthlichen Anhauch bis zum brennendsten Feuer- und Blutroth, bis wieder in's prächtigste Violett, — so verzieren in mehr als zwanzig Arten ihre blühenden Büschel im Frühling alle Alpenmatten und lichten Alpenwälder, blühen noch aus Gemäuer, Felsritzen und zwischen Geröll üppig und wundervoll hervor.

Hier vor Allem sind sie das blühende Frühlingszeichen!

II.

Im Wald und auf der Haide.

Wie wandert sich's durch einen Wald so traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungsvollen Finsternissen.
Das Auge kann kein Thier des Wald's erkunden,
Ein Eichhorn nur erblickt' ich in den Zweigen,
Es kam behend und still und ist verschwunden,
Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.

Lenau.

Die Wälder sind der Stolz unserer Erde, und auch die unter ihren schattigen Wipfeln heimische Blumenwelt ist stolzer, edler, vornehmer als die meisten andern Pflanzen. Die aus lauschigem Waldesschooß in Erhabenheit aufsteigenden Laubbäume, als der großartige Hintergrund der idyllischen kleinen Blumen, heben außerdem deren zarte Schönheit noch bedeutsamer hervor; und das Lichterspiel, welches aus hohem Gezweige auf sie herunterzittert, so wie die mäßige Vertheilung von Licht und Schatten geben den Waldblumen all die behagliche Beleuchtung, welche dem Gemüthe so wohl thut. Der Wald gerade überrascht zugleich durch eine Mannichfaltigkeit seiner Blumenflor; es werden hier durch verschiedenes Maaß der Beschattung, in Folge davon auch der Feuchtigkeit, durch die dichtere oder geringere Bodendecke die verschiedensten Lebensbedingungen gewährt. Diese physikalischen Verschiedenheiten multipliciren sich wieder mit jeder eigenartigen Bodenbeschaffenheit; denn ein humussandiger Waldgrund hegt zum Theil ganz andere Pflanzen als der bruchige und moorerdige, welcher wieder besondern Blumencharakter aufweist, und der kalkgrundige Wald deutet uns schon durch seinen auffälligen Reichthum an Orchideen eine wiederum eigenthümliche Vegetation an. Sollte diese Vertheilung nicht auch mit zum schönen Geheimniß der Waldblumen gehören?

1.

Der Frühlingswald.

Der Wald gab uns das erste deutsche Frühlingszeichen: das Schneeglöckchen auf dem Waldboden läutete den Frühling ein, das Himmelsschlüsselchen sagte uns, daß er gekommen ist. Aber schon ehe das deutsche Schneeglöckchen aus dem Waldboden bricht, regt sich über ihm im noch laublosen Gezweige der Sträucher manch volles, reiches Blüthenleben.

Ja, im Februar blüht schon der ganze Wald! Schauen wir zu den Haselsträuchern auf! All ihr Gezweige ist schon voll goldstaubiger Blüthengehänge, von deren verschwenderischer Ueberfülle das Gebüsch hie und da fast undurchsichtig geworden ist. So stehen unsere Wälder in Märchenpracht schon an der Schwelle des Jahres, wie solche selbst im vorgeschrittenen Frühling und Sommer kaum ein anderer Waldbaum noch Waldstrauch wieder offenbart. Diese goldtroddeligen Kätzchen am Haselgezweige sind die männlichen Blüthen, von denen getrennt die weiblichen aus wieder andern Zweigstellen hervorbrechen, freilich nur wahrnehmbar durch ihre Griffel, welche als kleine Purpurfädchen büschelig aus einzelnen Winterknospen sich hervorstrecken.

Dann erwacht bald auch das zahlreiche Geschlecht der Weiden auf sonnigen Waldplätzen, sowie am Stromufer. Auch sie prangen mit purpurnen oder goldigen Blüthenkätzchen ohne Zahl, welche lange schon heimlich hervorbrachen, um zur Osterzeit im ersten warmen Strahl sich zu erschließen und vom summenden Bienenvolk umschwärmt zu werden. Keine herrlicher als mit ihren großen, wahrhaft goldigen Kätzchen die Palmweide, welche auch heilige Ehren genießt, da ihre Zweige beim armen Volk der katholischen Kirche die echten Palmen ersetzen, mit denen in Rom am Palmsonntag die höchsten Würdenträger der Kirche feierlich angethan sind. Nach der Meinung unserer heidnischen Ahnen hatten selbst die Götter ihre Freude an den so frühe blühenden Weiden und auch ihre Hand dabei im Spiele. Denn „wenn im Frühling die Bäume ausschlagen, kommt Freia, die Schloßfrau, aus ihrer unterirdischen Wohnung, streift mit der Hand den Blüthenstaub von den Weidenkätzchen und streut ihn in den sprudelnden Bach, der vorüberfließt. Schaarenweis fahren die Forellen aus der Tiefe und haschen nach der duftigen Leckerspeise. Dann pflanzt sie heilkräftige Blumen; zumal die Engelfüßchen und Anemonen, welche blühen, ehe sie Blätter haben, wachsen unter ihrer gesegneten Hand.“*) Auch die Erle stäubt dann ihre langen Blüthentroddeln aus, so daß bei jedem Schlag auf die Zweige gelbe zarte Wölkchen denselben entschweben; ebenso die Herlitze oder Kornelkirsche (Cornus mascula), welche auch in Gärten und Parkanlagen angepflanzt wird, ist von ihren winzig sternblüthigen gelben Dolden jetzt wie mit

*) Mannhardt, Die deutsche Götterwelt.

goldenem Blüthenschleier, überwoben und Tausende von Bienen summen und brummen in ihrem Gezweige. — Und alle diese mannigfachen Sträuche und Bäume blühen, ehe nur ein einziges Blättchen aus ihnen treibt. Es sind die blätterlos blühenden Sträucher der ersten Frühlingszeit, deren Blätter erst kommen, wenn die Blüthen längst verwelkt und abgefallen sind.

Aber auch unter den Bäumen, auf moosigem Waldgrunde, zwischen dem todten gelbbraunen Laube des vorigen Jahres erwacht frühe ein Blumenflor, an denen wir der Frühlingslieblichkeit uns freuen können. Freilich, nicht alle solche frühesten Waldblumen wachsen in jedem Walde, sie gehören zum Theil zu den seltenen Pflanzen, aber die eine oder die andere wird man doch in einem nahen Wäldchen treffen. An trocknern Waldstellen äugelt vielleicht das blaublüthige März- oder Leberblümchen (Hepatica triloba) zu uns auf, wegen der Frühzeitigkeit auch das „Vorwitzchen" genannt. Vom Gartenbeete her kennt es Jeder, dessen auch gefüllte und roth und weiß kultivirte großäugige Blümchen zu reichen Büschelchen beisammenstehen und im März sich erschließen, während die dreilappigen Blätter erst viele Wochen später hervorsprießen. Es ist ein echt deutsches Kind, welches im Frühling fast alle Vorberge unserer deutschen Kalk-Gebirge schmückt. Aber ein ausschließliches Gebirgskind ist es nicht, wie viele botanische Handbücher meinen; ich habe es auf Frühlingswanderungen in Nord- und Mittel-Deutschland in sehr vielen Wäldern der Ebene, oft massenhaft unter lichtem Gesträuch gefunden, insofern nur der Boden kalkhaltig genug war. Vielleicht, daß auch der Leser bei einiger Achtsamkeit es in irgend einem Wäldchen seiner Nähe entdeckt, um sich freudig zu gestehen,

wie prächtig es zur deutschen Waldnatur passe. Noch entzückter aber dürfte er sein, wenn er an schattig-feuchten Plätzen auch einmal die braunen großen ohrförmigen Blumen der selteneren Haselwurz entdeckte, die auf schlankem Stiele zwischen dunkelgrünen, kreisrunden Blättern hervorragen; häufig sind sie unter braunem, abgefallenem Baumlaub versteckt und daher erst nach Beseitigung der Laubdecke zu finden. Er hätte dann die besten Wunder der ersten Waldesflor zum Strauße beisammen.

Der März ist vorbei! Im April, dem Eröffnungsmonat des Blüthenjahres, wie das lateinische Wort aperire „öffnen" es schon deutet, will auch der Waldesschooß nun voller sich aufthun. Ja, wie unter Zauberschlag blüht es nach wenigen warmen Tagen allüberall, wo vordem nur welkes Laub lag. Voran das Geschlecht der Anemonen oder Windröschen, besonders die Hainanemone (Anemone nemorosa), deren schwarzbrauner, dicker Wurzelstock, wagrecht unter der lockern Erde ruhend, schon im März langgestielte, dreitheilige Wurzelblätter trieb; nun erhebt sich auch der Blumenstengel mit einem Wirtel dreitheiliger großer Hüllblätter, aus deren Schooß eine köstliche, weiße, oft rosig angehauchte Blume ragt. Aber nicht blos einzelne dieser holden Frühlingsblumen kommen hie und da hervor; zwanzig bis hundert und tausend stehen truppweise bald nebeneinander. Mancher große Waldplatz, oft der ganze Boden lichter Laubwälder, ist von ihnen endlos überblüht, — ein Anblick lieblichster Waldespracht in Frühlingstagen. Moorerdige feuchte Wälder hegen auch wohl die ähnlich gestaltete Ranunkelanemone (A. ranunculoïdes), welche durch goldgelbe Blumen sich auszeichnet, deren meist

zwei bis drei aus einem Blattwirtel blicken. Bescheiden sprießt neben all diesen weißen oder gelben Anemonen das unscheinbare zarte Moschuskraut (Adoxa moschatellina), dessen in der Erde ruhender fleischiger, perlweißer, herzschuppig gegliederter Wurzelstock gleichfalls bereits seine Wurzelblätter trieb und nun kaum fingerhohe Stengel mit ähnlichen Hüllblättern zeigt, aus denen ein seltsames, gelbgrünes Blüthenköpfchen kurzgestielt ragt; einen unmerklichen Moschusgeruch könnten wir an demselben wahrnehmen.

Auch rothe und blaue Farben fehlen jetzt schon dem Blumenkleide des Waldes nirgends. An feuchteren Stellen bietet sie das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), dessen ansehnliche blauröthliche Blüthentrauben, auf rauhblättrigen Stengeln sich erhebend, im Frühlingswalde die Familie der Asperifolien schon vorführen. Vielleicht daß wir hier auch die herrliche Schwester, das schmalblättrige Lungenkraut (P. angustifolia) mit seinen wunderbar azurblauen Blumen entdecken, freilich eine hohe Seltenheit, welche außerdem durch botanische Raubsucht immer mehr aus den wenigen Wäldern noch verschwindet, deren Ruhm und Zierde sie ist. Das Waldveilchen, mit seinen hellblauen, großen Blumen, beginnt auch allerwärts nun hier zu blühen; die Frühlingswicke (Orobus tuberosus), dieser erste Schmetterlingsblüthler des Jahres, klimmt mit schneidig-breitgedrücktem Stengel, der sich aus hartknolliger Wurzel erhebt, voll immergrüner, paariger Blätter und rothblauer Blumentrauben, zwischen Gras und Gebüschen reichlich empor.

Welche Blumenüberschwenglichkeit! So märchenhaft geschmückt prangt der Waldboden in der That das ganze Jahr

nicht wieder. Die Zahl seiner Blumenarten ist freilich nur klein, aber in einer Alles überblühenden Fülle bekleiden vor Allem die Anemonen, durchsetzt von all dem anderen Geblüme, jegliche lichte Stelle unserer Laubwälder. Ja, der April ist die Paradieseszeit der Waldgründe.

Mit dem Mai wird laubvoller und blüthenreicher alles Gezweige, grasiger und kräuterdichter der Waldboden. Stolzere, höhere Waldblumen streben hie und da hervor. Die Erdbeere blüht nun nebst ihren Anverwandten, weißen oder gelben fingerblättrigen Potentillen. Die Maiblume und deren Anverwandte, das Zweiblatt (Majanthenum bifolium) und die Siegelblume (Polygonatum multiflorum), öffnen ihre Silbertrauben; die giftige Einbeere (Paris quadrifolia) und das nesselartige Bingelkraut (Mercurialis) treiben in grüner Blüthentracht empor; Primeln, Goldnesseln, mannigfache Ranunkeln und Habichtskräuter stolziren mit licht- oder dunkelgelben Blumen einher. Die feinen Silbersternchen des Waldmeisters überschleiern duftig dessen üppige, wirtelblättrige Stengel. Aber an die blühende Herrlichkeit des Frühlingswaldes mit seinen Anemonen reicht selbst diese mannigfaltige, edle Maiflor nicht hinan.

Wiederum an lichten Waldplätzen und Waldsäumen blüht der hellstrauchige, oft wenig über fußhohe, aber auch bis meterhohe Seidelbast oder Kellerhals (Daphne mezereum), dessen purpur- oder pfirsichrothe Blüthen auch schon im März vor den Blättern erscheinen und in Büscheln an den Seiten der holzigen Stengel sitzen. Freilich ist diese herrliche, auch lieblich duftende Frühlingszierde der Wälder und gebüschigen Hügel eine sehr giftige Pflanze, aber freuen wir

uns getrost doch ihres Geruches, wir brauchen nicht zu fürchten, daß er uns schade. Besonders lichten Gebirgswäldern zugehörig, ist der Seidelbast doch auch in büschigen Wäldern der Ebenen nicht selten anzutreffen, wo er in seiner Frühlingsblüthe nicht übersehen werden kann, aber wir werden ihn, auch wenn er abgeblüht ist, allerorten leicht erkennen, indem der Stengel dann mit einem endständigen Büschel lanzettlicher Blätter besetzt ist und anstatt der Blüthen zum Sommer scharlachrothe, erbsengroße Beeren ihn verzieren.

9.

Der Schlehdorn.

Bäume und Sträucher des Waldes ragen im April noch laub- und blüthenlos in die sonnige Frühlingsluft, geben ihm noch immer jene winterliche Durchsichtigkeit; allmälig erst wird er vom zarten Grün der aufbrechenden Laubknospen licht und dann immer dichter verschleiert werden. Wenn sie im Mai endlich auch zu blühen beginnen, wissen zumal die Waldbäume bei ihrem erhabenen Ernste doch aber nichts von farbenschönem Blüthenkleide, womit die übrige frohe Pflanzenwelt sich schmückt. Unsere Eichen, Buchen, Eschen, Birken und Rüstern treiben nur unscheinbare grünliche Kätzchen, oder winzige grüne Becherchenbüschelchen, welche Mancher deshalb noch niemals beachtete.

Aber im Walde steht doch ein Strauch, und gerade schon im April, auch in weißer Blüthenherrlichkeit, so köstlich, daß wir gern wohl eine Weile davor stehen bleiben.

Das ist der Schwarz- oder Schlehdorn (Prunus spinosa). Als könnte er die Zeit gar nicht erwarten, steht unser Schwarzdorn mit Blüthen ohne Zahl schon da, ehe auch er noch grüne Blätter getrieben hat, welche erst in einigen Wochen sich entwickeln. Ein Bild der Blüthenüberschwenglichkeit prangt er dann, und das reine Weiß seiner blühenden Pracht sticht gegen den schwarzen Stamm und dessen schwarzes Gezweige so edel ab, daß selbst unsere deutsche Sprache das Schlehweiß oder Schlohweiß noch über das Schneeweiß stellt. Man muß im April solche Wälder, in denen der Schwarzdorn weite Strecken überwächst, einmal geschaut haben, um das ganze Lob dieses unseres einheimischen Dornstrauches zu begreifen. Er beherrscht in seinen Blüthentagen schönheitlich den ganzen Wald. Aber auch wo an Hecken oder Waldsäumen uns einmal ein einzelner solcher Strauch überrascht, bleiben wir unwillkürlich stehen und schauen in Frühlingsandacht ihn an. Das ganze Frühlingsleben auch vereinigt sich ja, wo ein Schlehdorn blüht. Metallblitzende Schwirrfliegen, Syrphiden und Bombyliden schweben im jungen Sonnenschein aus den Lüften herbei und saugen den frühen Nektar dieser Schlehblüthen; bunte Käfer ruhen berauscht dazwischen, ebenso die braune Künstlerin, die emsige Biene, nimmt Theil an dem sonnigen Frühlingsmahl.

Auch die Menschen kommen jetzt, um an dem Schwarzdorn einen praktischen Antheil zu haben. Aber während die beschwingte Thierwelt sich mit leichtem Naschen begnügt, raufen

die Menschenhände womöglich den ganzen Blüthenschmuck herunter, würden nicht eine einzige Blüthe daran lassen, wenn nicht die harten, spitzen Dornen der Plünderung einigermaßen wehrten. Schlehenblüthenthee ist ein altes deutsches Heilmittel, welcher um seiner blutreinigenden Wirkung willen, zumal im Frühling getrunken, noch heute in guten Ehren steht, aber besonders vormals überaus hochgehalten trug er dem Schwarzdorn die Zuneigung des Volkes ein. Gar Mancher hält heutzutage außerdem noch auf die alte Sitte, die drei ersten Schlehblüthen, welche er findet, zu genießen, um das ganze Jahr über gegen das Fieber gesichert zu sein.

Das ist der Frühlingssegen unseres Schwarzdorn! Aber er reicht uns auch einen Herbstsegen in seinen kugelrunden, blauen Pflaumfrüchten. Freilich schmecken sie in rohem Zustande herbe, wie kaum eine andere Frucht auf Erden, und erst durch einen frühen Herbstfrost wird ihr Geschmack etwas gemildert. Sie sind eben weniger für den rohen Genuß geschaffen, als für die Küche der verständigen Hausfrau, welche besonders in früheren Zeiten die eingemachten Schlehenfrüchte wohl zu schätzen wußte. Im Mittelalter waren sie in der That eine überaus beliebte Delicatesse, der in manchen kulinarischen Berichten der Vergangenheit lobend Erwähnung gethan wird.

Wir mögen diesen Dornstrauch indessen noch aus andern Rücksichten schätzen. Ja, gerade um der trotzigen Dornen willen, welche uns den Eingang in das Walddickicht verbieten und manches Kleid auf ihrem Gewissen haben. Aber der Schwarzdorn hat gerade dadurch auch sich nützlich zu machen gewußt, daß er Dornen trägt. Er ist von der Natur, mit

dieser Waffe ausgerüstet, als ein Wächter des Waldes bestellt. In seinem unzugänglichen Gesträuch und Gestrüpp können zahllose Vögel ungestört ihre Nester bauen, und ein reichlich mit Schwarzdorn bestandener Wald ist daher meist eine wahre Vogelherberge, wo es singt und schmettert, ruft und flötet aus zahllosen sangestüchtigen kleinen Kehlen. In unserer Zeit, wo die Sänger in Wald und Flur immer mehr verschwinden vor der überhandnehmenden Cultur, der Wälderverwüstung und Nachstellung, mögen wir des treuen Schwarzdorn uns deshalb herzlich freuen, auch wenn er nach Ablegung seines blühenden Frühlingskleides vielleicht recht düster und häßlich ausschauen sollte. Er ist ja eben ein rauher, ernster Kriegsmann des Waldes, eine treue Landwehr und kann darum neben seiner alltäglichen Rüstung nicht immer den Paradeschmuck des Blüthengewandes tragen. Darum wird er auch in unseren Feldmarken, Parkanlagen und Gärten als Gehege gern verwendet, nebst dem ihm entfernt verwandten Weiß- und Sauerdorn oder der Berberitze, welche, allesammt gleichfalls mit scharfen Dornen oder Stacheln ausgerüstet, sich als solide Hüter der von ihnen umgebenen Besitzthümer erweisen. Der Schwarzdorn ist nur noch mehr als die letzteren ein freies Naturkind, hat auch robusteren Charakter, weshalb er vor Allem auf dem Lande als Umhegung beliebt ist, für die Gärten der Bauern als lebendige Mauer verwendet, sowie man ihn auch gern um die Weideplätze pflanzt, damit er die Heerden von den Feldmarken abhalte.

Selbst sein düsteres, aber solides Holz ist vom deutschen Volke nicht verachtet; es dient nach altem Herkommen dazu, den Wandersmann auf seinen Wegen zu begleiten und ihn

zu schützen in mancher Gefahr. Ein guter Schwarzdornstock war vordem der begehrteste Begleiter der deutschen Handwerksburschen, denn sein Holz ist zäh und eisern, es widersteht nicht blos der Abnutzung, sondern bricht auch bei keinem noch so wuchtigen Hiebe. Schwarzdornstöcke sind freilich auch jetzt nicht außer Kurs gekommen und werden noch viel, sogar äußerst sauber gearbeitet. Doch ein echter solcher, wie ihn die deutsche Faust liebte, durfte gar nicht erst geschält und polirt werden, sondern wie die Natur ihn in meist fingerdicken Stämmen wachsen ließ, wurde er mit der schwarzen Rinde genommen; die von den abgeschnittenen Aesten sichtbaren Narben und Knorren machten ihn nur um so schöner und tüchtiger in den Augen des deutschen Burschen. Man wußte diesem Wanderstab auch eine besondere, jedoch natürliche Zierde beizubringen. Wenn der junge Bursch von seiner künftigen Wanderzeit träumend durch den heimischen Wald ging, so suchte er sich im dichtesten Schwarzdorngehege einen recht im Versteck wachsenden passenden Stamm aus. Doch er schnitt ihn nicht alsbald ab, sondern setzte sich zu demselben nieder, holte sein Taschenmesser hervor und schnitt in die Rinde seinen Namen, seinen Heimathort und was er sonst von hübschen Zeichen und Zeichnungen auf dem künftigen Wanderstabe sich wünschte. Er verrieth Niemanden die Stelle; der Stamm wuchs weiter, die Schnitte überwallten langsam, aber sicher, und oftmals ging der Bursch hin und sah, wie es gerathen. Wenn dann nach Jahr und Tag die Zeit gekommen war, das Ränzel auf den Rücken zu nehmen, um in die Weite zu wandern, dann eilte er zuvor in den Wald und schnitt sich endlich den auserwählten Stamm herunter. Dessen Ende

wurde zu Hause in warmem Wasser erweicht und zu einem Krückhaken gebogen. Jetzt war der Wanderstab fertig, und mit trefflichen Narben stand darauf, was vordem bedeutsam auf ihm eingeschnitten war. Er war seinem Besitzer fortan lieb und werth und begleitete ihn als heimisches Wahrzeichen und treuer Genosse nun in die ferne Fremde mit hinaus.

Ja, ob es nicht ein edler Dorn ist, den der deutsche Wald hegt! Möge man ihn nicht blos achten, wenn er in seinem Frühlingsschmucke unter den noch halb schlafenden Eichenkronen erblüht ist, — nein, auch wenn er im schlichten Dornenharnisch, mit nur unansehnlichen Blättern begrünt, uns im Walde entgegentritt!

3.

Die Maiblume.

Der Mai ist gekommen! Buchfinke und Nachtigall sitzen auf hohem Gezweige, und weithin durch den Wald schmettert ihr helles Morgenlied. Was sie singen, klingt wie Maienlust. Alles ist Liebe, Freude, warmer Sonnenschein!

Da schallen auch Kinderstimmen durch den Wald: „Hier sind sie und hier wieder welche!“ Was anderes denn als Blumen! Und im Mai müssen es Maiblumen sein zu duftigem Strauße. Auch wir finden wohl eine Freude daran, beim Wandern im Walde an einem Maitage uns einmal zu bücken nach dieser edelsten duftigen Waldblume.

Wählen wir aus der reichen Flor des Maiwaldes sie auch zu näherer Betrachtung uns aus. Wenn in dem Folgenden aber nur Anweisung gegeben werden soll, Maiblumen zu suchen, so dürfte dadurch der Leser doch ganz besondere Achtung vor dieser jungfräulichen Blume des Waldbodens bekommen. Sie zeigt bei genauerer Beobachtung ihrer Lebensweise Eigenthümlichkeiten, welche uns stille Bewunderung abnöthigen und einen tieferen Blick in die Geheimnisse der Natur selbst erschließen.

Die Maiblume, so allbekannt und allgepriesen ihr Name ist, möge vor Allem nicht für eine allerorten in Deutschland vorkommende, gleichsam gemeine Pflanze gehalten werden. Es gibt weite deutsche Landstriche, wo Waldungen genug vorhanden sind, aber durchaus keine Maiblume vorkommt. Das ist in der That räthselhaft, da doch die meisten anderen Waldblumen in keinem einzigen deutschen Walde vermißt werden. Wir möchten geradezu meinen, daß die Maiblume durch dieses sporadische Auftreten sich nicht den Vorwurf eines Waldunkrautes machen lassen wolle. Wo sie nun einmal erscheint, ist sie meist freilich in solcher Menge vorhanden, daß der ganze Waldboden mit ihrem edlen Geblätter überwachsen ist. Und diese Ueberschwenglichkeit gilt von gar manchem Walde unseres deutschen Vaterlandes. Aber der Preis des Maiblumenreichthums gebührt unter den Wäldern aller deutschen Gauen dem unweit des Harzgebirges gelegenen, botanisch auch außerdem hochberühmten Hakelwalde. Hier wächst sie in solcher Menge, daß die Umwohner sie gleichsam abernten und reichen Erwerb davon haben. Ein armer Waldbewohner, welcher nebst seiner aus mehreren Kindern bestehenden Familie

dort emsiges Maiblumensuchen betreibt, hat darin seine beste Erwerbszeit im ganzen Jahr. Es werden zierliche Sträußchen gebunden und jeden Tag so viel davon nach der nächstgelegenen großen Stadt getragen, daß der tägliche Gewinn sich auf etwa neun Mark beläuft.

Die Maiblume ist übrigens eine ausschließliche Wald- d. h. Schattenpflanze; in directem Sonnenlichte kommt sie absolut nicht fort, im sonnigen Freien angepflanzt, geht sie baldigst zu Grunde. Wunderbar freilich mag es scheinen, daß eine so kräftige Pflanze den frohen Reiz des Lichtes nicht leiden mag, an dem doch fast alle Pflanzenwesen so sehnsüchtig hängen, unter dem sie doppelt schöner grünen und blühen. Es ist ein Geheimniß, welches wir nicht deuten können. Nur ein einziges Mal habe ich sie auf meinen botanischen Wanderungen allerdings auch an einem sonnigen Orte getroffen. Es war in dem unweit Neuhaldensleben gelegenen Bischofswalde, wo sie auf einer großen Waldwiese stand und zwar bis hundert Schritt vom umgebenden Waldsaum entfernt sich in die Wiese hineinzog. Doch nach meinen Erkundigungen erklärte sich auch dieses auffällige Vorkommen sehr einfach: jene Wiese war noch vor etwa drei Jahren Wald gewesen, und zwar genau bis zu der Stelle, wo die Maiblumen in die Wiese hinauswuchsen. Wie sehr übrigens dieselben auch hier den Verlust des Baumschattens spürten, war daraus ersichtlich, daß die im freien Lichte stehenden Pflanzen keine Blumen trugen; dagegen unter einigen vom früheren Walde zurückgebliebenen Birkensträuchern blühten fast sämmtliche Maiblumen. Der Fuß jeder dieser Birken war wie mit einem duftigen Kranz dieser Kinder Flora's umwoben.

Die Feinfühligkeit der Maiblume gegen Licht und Schatten bietet noch weitere Ueberraschungen. Wenn sie nämlich Schatten begehrt, so doch nur in bestimmtem Maße, und ist der Schatten zu stark, so will sie da ebenso wenig blühen wie im Lichte. Unsere düstersten Schattenwälder nun werden von den Buchen gebildet. Durch die hohen, dicht an einander schließenden Wipfeldome eines Buchenwaldes zuckt kaum ein Strahl der Sonne hindurch; wie in grünem Zwielicht wandern wir durch die mächtig aufsteigenden Säulenhallen eines solchen Waldes, auf dessen Boden auch nur wenige Waldkräuter, wenngleich diese wenigen äußerst üppig, gedeihen. Auf dem Buchenwaldgrund ist der wohlriechende Waldmeister zu Hause und wächst dort voller, duftiger als an anderen Orten; manches Gras und einige bunte Blumen sind dem grünen Teppich noch eingewoben. Ja, auch die breiten Maiblumenblätter sieht man büschlig da und dort, aber sie haben da nur geblüht, als die Buchen noch klein waren und mäßiges Sonnenlicht durchließen; durch ihre tief kriechenden Wurzelstöcke hielten sie sich dann am Leben, doch habe ich auf allen meinen Wanderungen in hohem Buchenwalde nur äußerst selten eine blühende Maiblume gefunden.

Betreten wir aber einen nahen Eichwald! Ein solcher ist seinem ganzen Charakter nach aus ziemlich weit aus einander stehenden Bäumen zusammengesetzt, und die freien Zwischenstellen sind durch einzelne Haselgebüsche ausgefüllt. So sieht jeder echte Eichwald aus, und die Sonnenstrahlen dringen in frohem Lichtspiele bis zum blumenreichen Boden, über den nur hie und da das Baum- und Strauchgezweige leichten Schatten wirft. Nun, hier mögen wir Maiblumen

suchen! Hier ist der Ort, wo wir sie stets in schönster Blüthe treffen werden. Der Eichwald eben ist ihre Heimstätte, wo sie am üppigsten sich entwickeln und aus den Blätterbüscheln ihre Silberglöckchen uns entgegenläuten.

Nun weiß der Leser, wo er Maiblumen pflücken kann! Er begrüßt in ihnen zugleich ein zartes Geheimniß der Natur, die jedes ihrer Blumenkinder auf eine bestimmte Stelle gewiesen hat. Keines soll ja das andere hindern, im Kampfe um's Dasein soll nicht die Mehrzahl von den Stärkeren verdrängt und vernichtet werden.

4.

Unsere Waldbeeren.

Der Waldesschooß hegt aber nicht nur die edelsten deutschen Blumen, auch alle unsere Beeren bietet er uns als erfrischende köstliche Waldesgabe an.

Mit neidischem Auge pflegen wir Nordländer freilich auf die gesegneten Striche des Südens zu blicken. Und allerdings man braucht dazu nur einmal in Italien die Fruchthallen durchwandert zu haben mit ihren aufgehäuften Massen süßester Feigen, den saftigen Pfirsichen von Faustgröße, edlen Trauben und vor allem den Apfelsinen und Citronen ohne Zahl. Ja, kaum daß wir die Alpen übersteigen, locken uns die Limonenplantagen am Guardasee, die man vom Dampfer aus schon

genugsam übersieht, und köstlichste Fruchtbäume mancherlei, mit denen die ganze lombardische Ebene prangt. Wie erst im tiefen Süden! Die senkrechteren Sonnenstrahlen reifen alle die zahllosen, so ganz verschiedenartigen Palmenfrüchte, von der honigsüßen Dattel bis zur erquickenden Kokosnuß hoch in den herrlichen Wipfelkronen dieser edelsten Bäume, die Bananen, die Brodfruchtbäume.

Der Süden ist das Land der heiteren Lebensgenüsse. Was dagegen wir an geschätzten Fruchtbäumen haben, ist außer unseren mit der Zeit erst veredelten Holzbirnen, Holzäpfeln und Waldpflaumen fast Alles aus dem Süden erst zu uns gekommen, vermag darum auch noch immer manchen unserer Winter nicht recht zu überstehen und will manchen Sommer nicht reifen: die Aprikosen, die Pfirsichen, der Wein, der Nußbaum. Aber doch sind wir nicht so ganz übel daran. Größer und süßer mögen manche Früchte zwischen den Wendekreisen sein, indessen wiederum die liebliche Säure unseres Obstes sucht man dort vergeblich und sehnt sich manchmal danach, in einen deutschen Apfel oder eine gewöhnliche deutsche Pflaume zu beißen.

Aber noch andere Früchte sind unserm Vaterlande eigen, auf keine Weise erst vom Süden herauf hergepflanzt; solche, mit denen die Natur bis in den hohen polaren Norden überhaupt die nördlichen Erdstriche, und bis in die unwirthlichsten Höhen hinauf die Gebirge wahrhaft gesegnet hat, wo sie Palmen, Bananen und die mannigfachen Südfrüchte versagte. Das sind eben die Beeren, von deren unendlicher Menge und weiter geographischer Ausbreitung Mancher keine Vorstellung hat und um deren Köstlichkeit der Südländer immerhin

uns beneiden kann. Unsere Labung sind sie in der Sommerzeit, ein fast unentbehrlicher Einkauf unserer Hausfrauen, eine Würze der Mahlzeit und die reiche Erwerbsquelle für unsere armen Gebirgsbewohner, deren Waldboden mit dem holzigstengligen und glänzendblättrigen immergrünen Gestrüpp überwuchert ist, welches den unendlichen blauen oder rothen Beerensegen trägt. In ihnen erschaut der Vogel noch seine frische Kost, wenn der Winterschnee alles Gesäme bedeckt.

Der Leser hat wohl schon von Gerichtsferien gehört, am früheſten und froheſten freilich von Schulferien; aber vielleicht noch nicht von Heidelbeerferien! Es gibt Ortschaften, in denen diese aber so selbstverständlich sind, wie Ferien überhaupt, und die Einwohner sich wundern würden, daß Jemand nichts davon wisse. Sie sind aber nur süß für die Lehrer, welche in dieser Zeit nichts zu thun haben, als darauf zu denken, wie sie die Zeit hinbringen und deshalb ab und zu sich selber der mühseligen Ferienarbeit der ihnen sonst anvertrauten Jugend anschließen; nämlich vierzehn Tage lang Heidel- oder Blaubeeren zu sammeln. Und zwar mitten in Deutschland gibt es solche Ferien, z. B. in einigen Ortschaften der Brandshaide, wo der Waldboden meilen- und abermeilenweit von dem struppigen, fußhohen Heidelbeergesträuch überzogen ist; im Juli prangt er derartig mit den blauen Beeren, daß eben Schulferien nöthig sind, damit nur einigermaßen Ernte gehalten werden kann. Jung und Alt, Vater, Mutter und alle Kinder ziehen dann von früh an in den Wald; mit hölzernen Kämmen streifen sie die Beeren ab und sammeln sie so, bis der Abend kommt und der hurtigen Arbeit ein Ende macht. Es ist eine mühevolle Arbeit, der Rücken

schmerzt von dem fortwährenden Bücken; doch ist's in der Waldluft unter sonnebeschienenen Baumwipfeln auch ein lustiges Thun in all der munteren emsigen Gesellschaft. Vor Allem freuen sich die Leutchen, wenn dann der Handelsmann, welcher im Dorf schon wartet und Alles mißt und aufkauft, den klingenden Lohn ihnen einhändigt. Manches Kind dort in der Brandshaide verdient während der Heidelbeerferien an die sechzig Mark und ist die Familie groß, so schlägt sich für dieselbe ein leidliches Sümmchen zusammen.

Darum liebt der dortige Dörfler das Heidelbeergesträuch. Er betrachtet es gern vom Frühling an, sobald die scharfkantigen grünen Zweige sich mit jungen Blättern bekleiden; es ist die Heidelbeere ja der einzige unserer Beerensträucher, welcher seine Blätter im Herbst verliert und im Frühling sich neu begrünt. Im Mai und Juni erscheinen in den Blattachseln die fast kugligen weißen Blumenglöckchen mit röthlichem Anhauch, welche dem kelchgekrönten unterständigen Fruchtknoten aufsitzen und die Ergiebigkeit des Jahres schon andeuten. Dann schmückt sich zum Tanze der Pfingsten die Dorfschöne gern mit solch blühendem Heidelbeerzweige, welches an Myrten erinnert, wie auch der lateinische Name Vaccinium Myrtillus die Heidelbeere auszeichnet.

Dieser Cultus findet sich freilich nicht überall; gar die wirklichen Heidelbeerferien bestehen wohl nur an wenigen Orten. Aber gerechtfertigt wären sie überall, wo in den Ebenen ein ausgedehnter schattiger Wald, eine Haide sich hinzieht, ebenso in jedem Gebirgsdorf vom Harze bis herab zu den Alpen, denn überall da sind weite Strecken mit Heidelbeergestrüpp dicht bewachsen und warten nur auf pflückende

Hände. Wie sehr diese sich überall regen, ohne die Ernte doch ganz zu bewältigen, davon sagen uns die Wagenladungen, welche dann durch alle Städte kommen und den Bedarf der Hauswirthschaften für ein geringes befriedigen. Der Conditor verbraucht sie zu seinem Kuchen; die Hausfrau bereitet sie auf mancherlei Weise zu; wir genießen sie selbst in dem damit gefärbten Rothwein bei fröhlichem Mahl. Man braucht eben gar nicht in die Heidelbeerwälder zu gehen, sondern kann schon durch Berechnung dieses Consumes sich eine Vorstellung machen von den Milliarden Beeren, welche jährlich allein in Deutschland wachsen. Der Segen Gottes ist aber auch wirklich sichtbar daran, wenn es seine Richtigkeit hat, was eine alte Sage berichtet. Denn als Gott der Vater, heißt es, Kraut und Gras erschuf, wollte auch der Teufel etwas schaffen: er bildete die blauschwarzen Heidelbeeren und sprach über sie den Teufelszauber aus, Jeder müsse ihm verfallen sein, der davon esse. Aber das dauerte Gott und er fand ein Mittel dagegen; nämlich er setzte jeder Beere ein noch immer sichtbares Kreuzchen auf, wodurch nun der Teufelszauber wieder vernichtet war.

Aber es ist nicht Alles Heidelbeere, was ungefähr so aussieht. Das gilt vor Allem von der Krähenbeere, welche gleichfalls über den ganzen Norden der alten und neuen Welt bis über den Polarkreis weit hinaus massenhaft verbreitet ist, und zwar besonders in Torfbrüchen sowie an feuchten Gebirgsorten ihren Standort hat. Deren Beeren können allerdings in ihrer schwarzen Farbe und kugligen Gestalt mit der Heidelbeere gar leicht verwechselt werden; sie sind indessen mit blasserem Saftfleische erfüllt, und besonders ist das kurz-

strauchige Kraut der Krähenbeere nicht zu verkennen, dessen mit sehr schmalen und dichtgestellten Blättern besetzte, niederliegende reiche Büschchen eher den Charakter des Haidekrautes haben. Auch in Deutschland kommt diese Krähenbeere genugsam vor, und zwar in torfigen Haiden unserer Gebirge, aber auch fast allerorten in den norddeutschen Ebenen, und vorzüglich an unseren Küsten wächst sie mit ihren schwarzen Beerentrauben stellenweise gar massenhaft. Ein Segen für die Menschen ist diese Krähenbeere aber in den eigentlichen Polargegenden, in Nordgrönland u. s. w., wo sie mit anderm Beerengestrüpp, Heidelbeeren und Brombeeren meist untermischt reichlichst vorkommt. Sie gedeiht üppig dort noch, wo kein Baum höher als handhoch wird und an den Bau weder der Kartoffel noch irgend einer Rübe oder eines Getreides mehr zu denken ist. Die Krähenbeere reift die arktische Sonne noch hinlänglich als eine wohlschmeckende Frucht, welche die Natur dort auf den endlosen Strecken hervorbringt. Und man weiß sie zu schätzen. Von den dortigen Bewohnern wird sie emsig gesucht als süße Erquickung und als Abwechselung in dem sonstigen Einerlei der armseligsten Lebensweise. Ja, aber nicht nur mit der Beere, auch mit dem holzigen Gestrüpp dieser immergrünen Pflanze wissen die polarischen Bewohner zu rechnen; sie raffen es haufenweise zusammen und lassen es sich zur Streu ihres Lagers, vor Allem aber als unschätzbares Brennmaterial dienen, in einem Lande, wo außer der Birke und Weide kein Baum gedeiht und diese selbst nur dem Namen nach als Bäume noch gelten können, indem sie wenig über handhoch sich über den Boden erhebend das Beerengestrüpp oft kaum überragen.

Da jene Gegenden nur spärlich bewohnt werden, sind ungeheure Strecken dort mit den Beeren überkleidet, ohne daß Menschenhand sie pflückte. Aber auch da gilt das überall in der Natur befolgte Wort: sehet zu, daß nichts umkomme! Wenn der kurze Sommer sich dort neigt, so prangen viele Haiden mit dem vollen Beerenschmuck noch fast unberührt, denn zum großen Theil sind auch die Vögel schon weggezogen, dem Süden zu. Die Beeren können deshalb völlig ausreifen; haben sie die Ueberreife und Süßigkeit erlangt, so fällt aber der Schnee, dessen schimmernde weiße Decke legt sich hüllend darüber und bewahrt sie den ganzen Winter hindurch. Im neuen Frühling kehren die wandernden Vögelschaaren nach dem Norden zurück, und siehe, sie finden unter dem schmelzenden Schnee in den nordgrönländischen und nordasiatischen Fluren ihren Tisch nun reichlich gedeckt und gierig fallen sie darüber her. Die wenigen Monate ihres polarischen Aufenthaltes können sie somit in Herrlichkeit und Freuden leben, und fett geworden von dieser leckern süßen Kost ziehen sie endlich wieder fort. Sie kommen dann zu uns, und wenn auf ihrer Wanderschaft über unsere Länder hin das Rohr des Schützen diesen oder jenen Vogel erlegt und er schließlich auf unsern Tisch kommt, so weiß sich's wohl Mancher nicht zu deuten, daß aus dem unfruchtbaren Norden ein so fetter Bissen zu uns kommen konnte. Die Hausfrau, welche denselben trefflich zuzubereiten weiß, bringt dazu als Eingemachtes vielleicht auch diejenigen köstlichen rothen Beeren selber, welche nicht minder als Heidel- und Krähenbeeren dem nun gebratenen Vogel einst so trefflich gemundet haben. Das sind die Preißelbeeren oder diesen nächstähnlichen Moos- und

Rauschbeeren, welche gleichfalls in Mittel- und Nordeuropa, im russischen Asien und in Nordamerika bis in den polaren Norden sich finden und von denen besonders auch die Preißelbeere oft weite Strecken überzieht, bald für sich, bald mit den andern immergrünen Beerensträuchern durcheinander.

Schon der Name der Preißelbeere scheint zu sagen, daß bei uns wenigstens ihr der Preis unter den immergrünen Beerengebüschen zuzuerkennen sei. Wodurch auch wollten wir im Winter für manche Tischmahlzeit diese herbsäuerlichen Beeren ersetzen, oder welche erfrischendere Zukost könnten wir dem Kranken bieten? Ja, welche Frucht giebt es, die uns so fast voll entschädigte, wenn einmal alle Baumobstfrüchte mißrathen sind? Scheint doch ein in den Gebirgen vielfach verbreiteter Volksglaube auch wirklich nicht ohne Grund zu sein, daß in Jahren, wo die Preißelbeeren reichlich gedeihen, das Obst in den Thälern fehle; etwa das obstleere Jahr 1871 hatte einen Reichthum an jenen Beeren, daß sie selbst trotz der unermeßlichen Nachfragen noch immer nicht zu hoch im Preise gingen. Aber um sie zu lieben, noch beim lachenden Anblick ihres eingemachten Zustandes alsbald gleichsam wie Wald- und Bergluft um uns wehen zu fühlen und dadurch den Genuß jedes Mahles, bei dem sie miterscheinen, poetisch zu erhöhen, — dazu muß man sie im wilden, zerklüfteten Gebirge oder in Wäldern und Haiden einmal gesehen haben. Ihr starkverzweigter, meist nur fußhoch aufsteigender und Ausläufer treibender Stengel ist mit den länglichrunden gelbgrünen, unterseits punktirten Blättern immergrün besetzt; an den Stengelgipfeln bilden die weißröthlichen Glockenblümchen eine hängende dichte Traube, bis im Juli oder August an

Stelle dieser zierlichsten Blümchen die scharlachrothen Beeren treten und nun das ganze Pflänzchen durch die Farbe der Blätter, sowie der Früchte an einen blühenden Granatbaum erinnert. Dabei steigt Strauch neben Strauch aus dem trocknen steinigten Boden hervor und bildet weite Fluren; oder an der abschüssigen nackten Felswand, unter welcher der schäumende Gebirgsstrom saust, hängen malerisch einzelne Büsche aus den Gesteinsritzen herab und mit ihrem vom Blattgrün köstlich sich abhebenden Korallenroth steht der ödeste Felsen herrlich geschmückt. Die Poesie und der Segen zugleich spricht zu uns bei diesem Anblick, und es haben die Bewohner der Gebirge dieser Empfindung vielfach auch Ausdruck gegeben in ihren Sagen und Sitten. Wir wandern durch die österreichischen Alpen, und ein Muttergottesbild steht einsam an dem vielbetretenen Felsenpfad; der fromme Sinn der katholischen Gebirgsbewohner hat die Madonna und andere Heilige am Wege fast immer mit Kränzen und Sträußen geschmückt; selten vermissen wir dabei das Preißelbeerreis. So kunst- und schönheitswidrig oft genug das am Bergwege zur Andacht einladende Heiligenbild geschnitzt oder gemeiselt ist: in dem reizenden, immergrünen, mit scharlachrothen Beeren leuchtenden Schmuck, zu dessen Beschaffung die fromme Verehrerin sich nur umher am Waldboden umzusehen braucht, um genug zu pflücken, in diesem Schmuck schauen die Heiligen voll natürlicher Anmuth in die stille Berglandschaft hinaus. Auch die Namen „Muttergottesbirsche“ oder „Liebfrauenstrauch“ deuten die Vorliebe zu dieser Verwendung an; die Gebirgssage weiß diese Bezeichnung in liebenswürdigster Weise sogar zu deuten, wenn sie uns von der heiligen Jungfrau selber

einen Zug edler Milde erzählt. Denn als ein Klausner einst sie um erquickendes Obst für die armen Bergbewohner anflehte, an dem die Menschen drunten im Thal doch so reichen Ueberfluß hätten, da habe sie den Kranz, welcher ihr Haupt schmückte, abgenommen, habe ihn aufgelöst und segnend über die Berge weithin verstreut. Daraus sproßten nun alle die Sträuchlein auf und wurden voll Beeren, mit denen sich Hügel und Gestein rötheten. Der Wanderer, dem ein frommes Kind treuherzig so erzählt, sucht sich wohl selber einen beerenreichen Zweig, steckt ihn auf den Hut und nimmt ihn als Bergesgabe mit heim, da in der heimathlichen Ebene die Preißelbeere fast nirgends wohnt.

„Diesmal sind es aber keine Preißelbeeren, sondern das sind Moosbeeren!“ hat der Leser vielleicht schon einmal hören müssen, wenn als Compot eingemachte Beeren auf den Tisch gebracht wurden. Dieselben haben die gleiche rothe Farbe, und auch den herbsäuerlichen Geschmack, sind nur etwas größer. Auch diese Moosbeeren sind ein Handelsartikel. Jeder hat deren preisende Anzeige schon gelesen. Aber wenn Jedermann die Heidel- und Preißelbeeren draußen hat wachsen sehen: von der Moosbeere können sich sicher nur Wenige dessen rühmen. Denn nicht etwa zwischen den dunkelgrünen Moospolstern unserer Wälder wohnt sie, wo sie dem achtsamen Waldspaziergänger oder Gebirgswanderer nicht hätte entgehen können; überhaupt nicht in Wäldern wächst sie. Freilich auf Moos wohl, wie ihr Name besagt, aber nur in den Sümpfen und da auch einzig auf den bleich-weißgrünlichen oder röthlichen weichen Schwamm-Massen der eigenthümlichen Torfmoose, welche über dem bebenden Schlamm oder Moor

die trügliche Decke bilden, nur hie und da auch an festeren feuchten Sumpfstellen, welche für unsere Füße gefahrloser zu betreten sind. Da verirrt selten Jemand sich hin; aber es jubelt über ihren prächtigen Anblick auf, wer sie dort einmal erblickt. Wenig Pflanzen gleichen an Zierlichkeit und Schönheit diesen Moosbeerpflänzchen. Ihr fast fadendünner zäher Stengel liegt langhin ausgestreckt und vielverzweigt, wie Myrtenblätter muthen seine dunkelgrünen, glänzenden, lederartigen, auf der Unterseite blaugrünen Blätter uns an; aus dem Gipfel jedes Aestchens sprießen auf röthlichen Stielchen die in blasses Purpurroth getauchten Blumen mit zurückgebogenen Zipfeln hervor, welche nach Farbe und Bildung an die Blüthe der Alpenveilchen erinnern. Diese Lieblinge jedes Botanikers finden sich aber auf fast jedem größern Torfmoor und da meist so massenhaft, daß es ein lohnendes Geschäft für die umwohnenden Dörfler ist, die etwa zum September reifenden großen Beeren für den Verkauf zu sammeln.

Wohl noch manche andere Beerensträucher mit immergrünen Blättern kommen in unseren Wäldern vor, aber sind so selten, daß sie kein bei uns anerkanntes Nahrungsmittel ausmachen. Wer kennt etwa die Bärentraube, welche nach Stengel, Laub, Blüthe und Frucht auf den ersten Blick den Heidelbeeren oder Preißelbeeren gleicht und deren blauschwarze oder rothe Beeren oft genug und zwar ohne Schaden mit ihnen eingesammelt werden mögen. — Der deutsche Wald hat freilich außerdem der Beeren noch gar mancherlei. Freilich eßbar sind solche nicht alle! Auch unsere Maiblumen prangen ja im Sommer mit scharlachrothen, großen Beeren. Der in fast allen unseren Laubwäldern zwischen Gebüsch kletternde

Jelängerjelieber mit den duftigen Blüthensträußen zeigt uns im Sommer weiche rothe Beeren. Aber diese und andere haben nur faden, wässrigen Geschmack, Niemanden verlangt nach ihrem Genusse. Andere Waldkräuter tragen sogar giftige Beeren; das seltsame Vierblatt (Paris quadrifolia) erfreute uns im Mai durch seinen Stengel mit den vier kreuzweise ausgebreiteten großen Blättern und der einzelnen, kurzgestielten grünen Blüthe. Im Sommer sehen wir an Stelle der letzteren eine blauschwarze große Beere, welcher diese Pflanze auch den Namen Einbeere verdankt. Versuchen wir nicht, sie zu genießen, denn sie ist giftig. Oder in steinigten Gebirgswäldern treffen wir stellenweise in Menge die hochkrautige Belladonna, deren glänzendschwarze, kirschartige Beeren die sogenannten Tollkirschen sind, eins unserer furchtbarsten Pflanzengifte.

Aber auch manche edle Beere noch reift in unseren Wäldern. Welcher Beerensegen ist vornehmlich in den Himbeeren, den Brombeeren weit bis in den Norden hin in allen Laubwäldern ausgeschüttet; rechnen wir dazu die Johannis- und Stachelbeeren, und als duftige Gabe des Waldes die Erdbeere: dann wird man nicht mehr den nordischen Boden schmähen, als ob er an köstlichen Früchten hinter dem Süden ganz zurückbleibe. Und wenngleich der Rebstock seine Beere, diese „Quintessenz vom Sonnengold und Erdenblut, ja des Höchsten und Geheimsten, was das Erdenleben bietet", über Norddeutschland hinauf nicht mehr reift: so weiß doch aus den genannten Beeren der Grönländer sich ein berauschendes Getränk noch zu bereiten, das ihn wie der Saft der Bachusbeere in seiner grimmigen

Winterkälte erwärmt, und wenn in festlicher Stunde der Becher einmal reichlicher kreist, ihn auch sein kümmerliches Loos auf kurze Zeit selig vergessen läßt.

5.

Zwischen Himmel und Erde.

Der Wintersturm braust durch den Wald und schüttelt die Stämme der hohen Birken und uralten Espen. Von Frost und Unwetter getrieben beflügeln wir unsere Schritte. Aber plötzlich bleiben wir verwundert stehen. Mit dem heulenden Sturm und den ächzenden Aesten um die Wette ertönt hoch oben aus den Baumwipfeln das Geschrei zahlloser hin und her flatternder Vögel; diese sind in emsiger Beschäftigung, fliegen von Zweig zu Zweig und vollführen dabei einen Lärm, der noch das Tosen des Unwetters überstimmt und in der Einsamkeit des Waldes einen seltsamen Eindruck macht.

Um was sie sich streiten, was sie so beschäftigt? Das Geäste der laublosen Bäume bemerken wir stellenweise von frischgrünen Laubklumpen durchsetzt, welche als eine Colonie von Nestern erscheinen möchten. Ob ein häuslicher Streit in dieser Nestercolonie ausgebrochen ist?

Aber es sind keine Nester! Es sind bei näherer Betrachtung kräftiggrüne originelle Büschel oder Büsche, welche an den laublosen Aesten droben festgewachsen hie und da die ganze Baumkrone dick durchwuchern. Wir sehen am Boden

umher und finden auch zerstreut einige abgerissene Zweige jener wunderlichen Büsche, — sei es, daß der Sturm, sei es, daß die Vögel sie losgebrochen hatten. Frische grüne Blätter sitzen, je zwei gegenüber, an den ebenso grünen, robusten Stengeln, welche mehrfach gablig verzweigt sind. Ein seltsames Wintergewächs! Aber ebenso wundersam sind die stiellos daran sitzenden weißen großen Beeren. Und diese innen klebrigsaftigen Winterbeeren eben haben jene Vögelschaaren in so große Aufregung versetzt. Die winterhungrigen armen Thiere freuten sich, in den Baumwipfeln noch einen reichen Wintertisch gedeckt zu finden; und nun fliegen sie lärmend umher, die Kost zu verzehren, hacken, picken und verjagen einander schreiend, wenn sie am nämlichen Beerenbüschel zusammenkommen. Dies Gewächs ist die Mistel, das einzige wahre deutsche Schmarotzergewächs auf Bäumen, welches der höher organisirten Pflanzenwelt angehört, ein immergrünes, winterlebendes Gewächs.

Ueber wenige andere Pflanzen sind aus alter, und zwar uralt heidnischer Vorzeit so viele und so heilige Ueberlieferungen uns erhalten, als gerade über die Mistel. Da sie mit keiner Wurzel die Erde berührt, galt sie als den Göttern heilig, wurde darum mit heiliger Scheu geehrt und geachtet. Wenn die alten Druiden die Mistel von den Bäumen holen wollten, mußten zuvor etliche Ceremonien und Opfer geschehen; nun stieg der Priester in weißen Kleidern auf den Baum, schnitt sie mit „einem gülden Waffen“ herab, dann wurde die Pflanze in einen weißen Mantel geschlagen, und es begannen wieder Ceremonien und ein Gebet, daß „Gott solchem Gewächs sein krafft wolte lassen“. Es mußte, wie andere Berichte

erwähnen, am sechsten Tag nach dem Neumond geschehen, und der Druide, welcher die Mistel herabgeschnitten, überreichte dieselbe dem Oberpriester. Nun half sie gegen alle Gifte und Krankheiten, vermochte unfruchtbare Thiere fruchtbar zu machen; Diebe konnte man damit festbannen, als Wünschelruthe sich ihrer bedienen. Den Baum selber, auf dem sie wächst, schützt sie gegen Blitzschlag.

Nach nordischer Mythe galt die Mistel allerdings auch als ein Werkzeug des Bösen, insonderheit des tückischen Gottes Loki, und wurde in diesem Sinne zu Zauberkünsten benützt. Nämlich der Sonnengott Baldur war allen Göttern so werth, daß Odin und Freia sämmtlichen Thieren, Pflanzen, Steinen und Elementen einen gewaltigen Eid abnahm, sie wollten nimmer dem geliebten Baldur schaden. Sie leisteten diesen Eid. Aber im Osten von Walhalla wuchs auf einem Baum der „Misteltein", der von der Eidverpflichtung tief im Laub versteckt nichts vernommen hatte. Das wußte ein Feind Baldur's, nämlich der böse Loki, zu benützen. Denn als einst die Götter sich im Spiel damit belustigten, auf Baldur den unverwundlichen Speer zu werfen, reichte Loki dem blinden Hödur einen Pfeil aus Mistelholz; er richtete Hödur's Hand, und getroffen sank Baldur mit der Todeswunde nieder. — Was will diese schöne Sage wohl anders bedeuten, als daß die Mistel immer noch grünt, wenn die Sommerszeit, deren Sinnbild in der nordischen Mythologie Baldur war, dahingeschwunden ist.

Wir lächeln darüber. Aber nicht minder geheimnißvoll und poetisch erscheint uns diese Wunderpflanze bei schlicht naturwissenschaftlicher Betrachtung.

Seltsam, daß es eine Pflanze gibt, die nicht auf der Erde, sondern auf den lebenden Aesten eines Baumes wurzelt, ja und nur da! Ich selbst habe alle möglichen Versuche angestellt, ihre Samen in der Erde zum Keimen und Wachsen zu bringen. Aber vergeblich; sie keimen da so wenig, als andere Pflanzensamen dahin zu bringen sind, in Holz Wurzel zu schlagen. Aber bei feuchter Luft auf einen Baumast gebracht, tritt das Keimwürzelchen aus dem Mistelsamen bald hervor, und es senkt sich regelrecht in die Rinde, wenngleich anfangs so wenig, daß man es hätte wieder wegnehmen können. Wenn die Pflanze größer wird, treibt die Wurzel immer mächtiger in das Holz, verwächst mit demselben schließlich so eisenfest zusammen, daß man die Pflanze abreißen kann, ohne daß die Wurzel sich heraushebt. Ja, wie eingeimpft in den Ast erscheint sie uns, daß wir kaum meinen, eine Wurzel derselben sei in dem Holz vorhanden. Wir überzeugen uns davon erst, wenn wir das Aststück zerschneiden. Unverzagt thront darum die robuste Mistelpflanze hoch auf den Gezweigen des Baumes. Die Stürme zerzausen sie zuweilen und reißen Stengelstücke herunter; aber sie selber bleibt fest gegründet droben sitzen, wofern nicht der Baumast selber der Gewalt des Windes erliegt. Sie ist eben von Natur ein Schmarotzergast, der mit dem reichen Wirthe steht und fällt. Doch wie gelangt sie zu ihm? Meist durch Vermittelung eines harmlosen Vögelchens, das den harten Samenkern einer solchen Beere unverdaut und unverdorben mit seinem Koth wieder von sich gab; er bleibt mit demselben an dem Zweige haften, gleich in fruchtbaren Dung gehüllt. Der Same keimt, und der Baum mag anfangs des schmucken

Gastes sogar sich freuen, der ihm im weißen öden Winter sein immergrünes Laubwerk leiht. Dachte er aber daran, daß das Pflänzchen, welches so bescheiden bei ihm zu Tische saß, sich vergrößern werde, und zwar auf des Baumes eigene Kosten? Ja, der Baum muß es endlich spüren, daß der Gast übermächtig geworden ist, denn je lebenstrotzender der Schmarotzer wird, desto mehr siechen die Aeste des Baumes und ihr Wachsthum hört schließlich völlig auf. Der ganze Baum stirbt zwar nicht gleich, denn sein Vegetationsleben hört nicht alsbald auf; aber er wächst nicht mehr, seine Säfte und Kräfte haben einzig noch den üppigen Gast zu ernähren. Endlich erträgt der Baum es nicht mehr, und dann gehen absterbend Wirth und Gast zugleich zu Grunde.

Der durch die Mistelpflanze so angerichtete Schaden ist zwar so bedeutend nicht, da sie sich gewöhnlich nur ab und zu einmal in einer Waldung, auf Chausseebäumen oder in Obstplantagen findet. Aber ich habe auch schon ganze Waldpartien gefunden, in denen fast Baum für Baum von dem mächtigen Unkraut bis hoch in die Wipfel durchwuchert war. Wenn die Mistel auf edlern Obstbäumen sich einmal zeigt, so kann sie übrigens zu rechter Zeit meist mit leichter Mühe weggeschnitten werden.

Während in Deutschland nur die weißbeerige Mistel (Viscum album) vorkommt, findet sich schon in Frankreich und im nördlichen Italien noch eine andere auf den Bäumen: eine Art mit blauen Beeren. Auf den Oelbäumen des heiligen Landes prangt die Kreuz-Mistel mit rothen Beeren. In den Wäldern Jamaika's schmarotzt auf mannigfachen Bäumen mit safrangelben Beeren die Safranmistel, und

in Nordamerika kommt gar eine Mistel mit purpurfarbigen Früchten vor. Die Blüthe aber ist bei allen Arten, auch bei der deutschen weißbeerigen Mistel, unscheinbarer als bei fast irgend einer andern Blüthenpflanze. Sie besteht nur aus einer ungestielten vierzipfligen gelbgrünen Hülle, welche in den Blattwinkeln sitzt und im Frühling sich erschließt, so schlicht, daß nur das Auge des Botanikers sie beachtet. Ein besonderer Charakter derselben ist übrigens, daß weibliche und männliche Geschlechter nicht einträchtig in derselben Blüthe beisammen wohnen, sondern wie in Vornehmheit getrennt auf verschiedenen Stämmen. Daher kommt es auch, daß die einen Pflanzen im Herbst reich gesegnet mit Beeren prangen, während die männlichen völlig leer erscheinen. Doch wiederum nicht dem ganzen Geschlechte der Mistelgewächse fehlt die Blüthenherrlichkeit; ja, die verwandtliche Gattung der südlichen Riemenblume (Loranthus) entwickelt eine farben- und formenreiche Blumenpracht ohne Gleichen: hochfarbige röhrige Blüthen hängen malerisch zwischen derben grünen Schmarotzerbüscheln auf den hohen herrlichen Waldbäumen und schmücken diese oft wunderbar. Eine Art (Loranthus europaeus) mit orangengelber Beerentraube kommt selbst schon in Deutschland vor, speciell bei Teplitz am Galgenberge auf Eichen schmarotzend. Die übrigen gehören alle den heißen Strichen anderer Erdtheile an, und als schädlichste Schmarotzer hausen viele derselben dort auf den Bäumen; insonderheit manche Berichte aus Brasilien reden von umfangreichen Pomeranzen- oder Kaffeeplantagen, die oft durch die Loranthusmistel nahezu verwüstet werden, — und zwar durch seltsame Vermittelung einer Drossel! Diese Vögelchen finden häufig in großer Menge

auf diesen edlen Plantagen sich ein, um an den Schmarotzerbeeren sich gütlich zu thun; sie streifen, in Ueberfluß schwelgend, die ihrem Schnabel lästig anhaftende klebrige Beere an den nächsten Aesten ab und tragen andererseits durch ihren Koth deren Samen oft über weite Strecken, so daß in rascher Zeit die Kaffee- und Pomeranzenbäume nah und fern mit Mistelbüschen versehen sein würden, wenn nicht die Menschenhand die Bäume wieder befreite. Nach den Mittheilungen brasilianischer Pflanzer müssen deshalb oft viele hunderttausend Bäume einzeln gereinigt werden, wofern man nicht die ganzen Plantagen will verkommen lassen.

Welche innige Beziehung aber auch hiebei zwischen den Vögeln und der Mistelpflanze! Sie sind auf einander angewiesen nach dem Plane der Schöpfung; das Wohlsein der einen hängt von der Hilfe der andern ab. Auch von einer noch andern Beziehung der Mistelbeere zu den Vögeln wissen die Menschen, und zwar insonderheit die klugen Vogelfänger. Wenigstens ist es eine volksthümliche Kunde, daß aus dem klebrigen Beerensaft der Vogelleim bereitet werde. Diese Meinung, welche schon Plinius aus dem grauen Alterthum berichtet, hat sich überliefert von Geschlecht zu Geschlecht. Doch scheint diese Benutzung der Mistel auf einem Mißverständniß zu beruhen. Besonders der praktische Naturforscher Lenz hatte das Verdienst, die Thatsache zuerst zu bezweifeln und zu sagen: „wir wollen's doch einmal probiren!" Er hat auf alle mögliche Weise den Mistelsaft behandelt, ihn roh eintrocknen lassen, ihn auch durch Kochen eingedampft. Aber immer blieb derselbe sehr flüssig, etwa wie eingekochter Obstsaft, so daß an damit bestrichenen Leimruthen nicht ein-

mal eine Fliege, geschweige denn ein Vögelchen kleben blieb. Die Erklärung liegt vielleicht darin, daß der alte römische Plinius, von welchem die Ueberlieferung durch die Jahrhunderte sich weiter vererbte, gar nicht unsere weißbeerige Mistel gemeint hat, sondern den besonders in Italien auf den Bäumen häufigen Loranthus, dessen Beeren zum Vogelleim geeigneter sein mögen.

Ganz auffälliger Weise bietet unsere Mistel auch in noch anderer Beziehung geschichtliche Räthsel. Nämlich von dieser im deutschen Alterthum vielfach genannten Pflanze wird in fast allen alten und uralten Ueberlieferungen erwähnt, daß sie speziell auf Eichen wachse. Allerdings wird sie auch als auf der Ulme oder dem Birnbaum befindlich erwähnt, und zwar habe sie je nachdem besondere Eigenschaften; ganz besonders zu beachten seien auf Haselsträuchern vorkommende Mistelpflanzen, denn unter solchem Strauche sei stets ein Schatz verborgen.

So unzählige Mal und in so verschiedenen Gegenden ich selbst die Mistel getroffen habe, muß ich doch für meinen Theil bekennen, sie nie an Eichen entdeckt zu haben. Zumeist fand ich sie auf Birken, Pappeln, Birn- und Apfelbäumen, selbst auf Nadelhölzern. Aus dem Munde anderer Botaniker weiß ich allerdings, daß denselben die Mistel einige Male auch auf Eichen vorgekommen sei. Aber wie selten das der Fall, bekundete eine Naturforscher-Versammlung vor Kurzem, in welcher ein angesehener Botaniker, der sich speziell für diese Pflanze interessirte, Jedermann bat, ihm Nachricht von allen etwa zu entdeckenden Fundorten auf Eichen zukommen zu lassen. Selbst in England, wo schöne alte Eichen

so hoch geschätzt werden und der Mistelzweig in der Volkssitte eine so bedeutende Rolle spielt, hatte der Botaniker Dr. Henry Bull nur sieben mistletoe-oaks nachweisen können. Etwas reichlicher soll sie nach einem Berichte aus dem östlichen Polen daselbst auf Eichen vorkommen. Ob die Vorzeit sich vielleicht auch hierin einer Verwechselung mit dem Loranthus schuldig gemacht hat? Ist dieser aber doch leicht zu unterscheiden, indem er im Winter seine Blätter verliert. Oder ob die Mistel selbst sich mit der Zeit auf andere Bäume gewöhnt hat? — Das ist ein Mysterium mehr, welches die an sich schon so originelle Pflanze geheimnißvoll interessant macht.

6.

Streifereien im Nadelwalde.

Nur den Laubwald, mit seinen laubigen Wipfeln und blumigen Gründen betraten wir bisher. Solcher Laubwald, wie ihn auch die Minnesänger einst besungen haben, mit dem Lichterspiel in den Zweigen, dem frischen Duft, den hellen Vogelstimmen, ist aber in manchen Gegenden Deutschlands gar nicht vorhanden. In der norddeutschen Tiefebene, in der Mark zumal, dehnen sich weite Sandstrecken, wo weder die Eiche, noch die Buche, noch ein anderer Laubbaum gedeiht oder gar Wälder bildet, nur die Birke hie und da es zu spärlichen Beständen bringt. Jedoch der Nadelwald ersetzt hier den Laubwald; die Kiefer hat hier ihre Stätte,

und die Kieferhaiden geben diesen sandigen Ebenen Norddeutschlands ihren so eigenen, elegischen Waldcharakter. Die Kiefer nimmt selbst mit dem dürftigsten Boden fürlieb, und noch auf dem losen, gelben Flugsande, wo kein Getreide, kaum ein Gräschen mehr gedeiht, wachsen diese Kieferwälder doch bestens auf, sobald ihre Aussaat nur erst Fuß gefaßt und gegen die überschüttenden Sandwehen einigermaßen sich gesichert hat. Sorglich werden sie da auch gepflegt, da sie durch ihren Holzertrag einen Ersatz für jeden andern Anbau geben. Und sind es nicht zugleich herrliche, eigenartige Wälder! Stamm an Stamm steigen die kerzengeraden, braunen Säulenschäfte schlank neben einander empor, den Pinien ähnlich von breit gewölbten Wipfeln gekrönt; ihr dichtes krystallinisches Nadelgezweige, in düsteres Grün gekleidet, läßt das Licht des Himmels nur leise auf den Boden schimmern. Monotone ernste Wälder sind es, welche uns daran erinnern, daß sie das Geschlecht derjenigen Bäume vertreten, welche in den Zeiten der Vorwelt die ersten Wälder auf Erden bildeten, als noch keine Vögel auf Erden sangen und keine Blumengeschlechter die Erde schmückten.

Auch noch immer fehlt dem Nadelwalde die Poesie des fröhlichen Blumenvölkchens, welches jeden Laubwald so bunt und reich belebt. Ein dicht geschlossener junger Nadelwald hat gar keine Blumen! Der Botaniker, welcher blühende Pflanzen sucht, dringt daher in solche düsteren Bestände gar nicht ein; der schlichte Wanderer selbst, dessen Weg einmal hindurchführt, empfindet die Oede dieser düstern Wälder. Aber siehe, es kommt eine lichtere Waldstelle, oder der Weg wird breiter und das volle Licht fällt herein: — wie es da am Wege blüht

und prangt! Freilich viele Arten von Blumen sind es auch nicht, die sich da nun geltend machen; aber diese haben dafür Fülle und Schönheit, daß der Wanderer völlig ausgesöhnt wird mit der vorigen Oede. Soweit das Auge reicht, ist da oft aller Boden überzogen von blühender Pracht, die Farben mancher dieser Blumen sind so brennend, diese selbst so edel geformt, daß sie in der That zu den Prachtgewächsen unserer deutschen Heimath zählen.

Aber nicht saftige Kräuter sind das; vielmehr holzstenglige Gewächse, sogenannte „Halbsträucher" machen vorwiegend die phanerogame Nadelwaldflora aus. Wer kennt nicht vor Allem das Haidekraut (Erica vulgaris), die liebliche Erika, dies nadelblättrige, bis fußhohe Sträuchlein mit den traubigen, köstlich rosenrothen Blüthenglöckchen, welche mit zartem Seidenglanze schimmern. Diese schmuckhafteste Charakterblume der deutschen Haiden fehlt fast nirgends an lichten Stellen und Waldsäumen, mit jeder Bodenart zufrieden gedeiht sie auch im tiefsten Sande und überzieht in älteren wie jüngsten Beständen massenhaft den Boden. Wenn sie im Sommer mit ihren zahllosen Blüthen weite Strecken rosig überblüht, im Sonnenschein von bunten Faltern, Bläulingen und Goldvögeln, schaarenweise überflattert, dann dürfte kaum eine andere Blumenstelle solchen Waldteppich an Reiz überbieten. Und wieder ein anderer Zauber ist darüber ergossen, wenn der Abend hereindämmert, der weiche sanfte Hauch der sinkenden Sonne das Rosenroth noch tiefer färbt, weit und breit alles Leben der Insectenwelt zum Schlummer eingeht, die Schmetterlinge schon müde an den Blüthen hangen und der ferne Klang der heimkehrenden Viehheerden leise zu uns

herübertönt. Gerade die Erika in der öden Haide ist mir dann immer als der volle Ausdruck abendlicher Elegie erschienen, zu welcher keine andere Blume in gleicher Weise stimmt. So schmückt sie aber auch noch da überall die Erde, wo das Leben fast verklingt: wie sie die öde Haide ziert, so kommt sie in den höchsten einsamsten Bergregionen noch herrlich vor, wo die Kräuterwelt aufhört, und ebenso reicht sie mit Heidel- und Preißelbeeren vergesellschaftet bis in den hohen Norden hinauf.

In schönheitlicher Beziehung steht ihr in unseren Nadelwäldern, gleichfalls an lichten Stellen, als Halbstrauch die Rehhaide zur Seite, mit botanischem Namen Sarothamnus. Dessen vierkantige, schlanke, grüne, aber scheinbar blattlose Stengel bilden über meterhohe Büsche, und diese sind mit großen goldgelben Schmetterlingsblumen im Juni wahrhaft überschüttet. Kein anderer Strauch Deutschlands hat so reiche goldige Blüthenfülle, als die noch in der ärmsten Haideflur nicht fehlende elegante Rehhaide. Ja, sie hängt mit großer Innigkeit am Nadelwalde, oder sucht doch dessen Nähe. Ich habe mehrmals versucht, sie in den Garten zu verpflanzen, dem sie in der That ein köstlicher Schmuckstrauch wäre. Aber sie hat nicht gewollt! Es ist mir weder gelungen, sie durch Verpflanzen, noch durch Aussäen im Garten anzusiedeln; selbst als ich fußtiefen Sand auf die Beete brachte, gelang es nicht, weil doch wohl immer noch irgend welche Verhältnisse ihr fehlten. Aber ich habe auch manche große Nadelhaide durchstreift, wo ich mit Gewißheit sie zu finden glaubte; doch sie war nicht vorhanden, während oft ein anstoßendes Revier, welches augenscheinlich dieselbe Beschaffenheit hatte,

doch völlig von ihr in Besitz genommen war. Wiederum habe ich Nadelwälder getroffen, aus denen sie selbst in die Felder massenhaft hinaustrat; sobald solches angrenzende Feld einmal brach zu liegen kam, wurde es alsbald ganz überwuchert von der Rehhaide, so daß die Bauern ihre Noth hatten, sie mit dem Pflug herauszuschaffen oder solche Felder um dieses Unkrautes willen lieber gleich mit Nadelholz bepflanzten. Es sind solche Inconsequenzen des Vorkommens ein gar seltsames Geheimniß, welches wissenschaftlich nimmer völlig gelöst werden kann und auf eine unserm Forschen verborgene innere Anlage, gewissermaßen psychische Disposition verweisen möchte.

Im Nadelforst selber dürfte die Rehhaide kaum einen merklichen Schaden anrichten, dessen wunderbarer Schmuck sie ist und gegen dessen dunkles Nadelgrün das Gold ihrer Blumenpracht gar köstlich absticht. Vom letztverstorbenen Herzog von Anhalt, welcher ein hohes Verständniß für die Schönheit von Wald und Haide hatte, war in dieser Beziehung einmal ein merkwürdiges Decret an seine Behörde erlassen, wonach die Waldaufseher darauf achten sollten, daß an den Wegrändern des Nadelwaldes Niemand diese gelbblühenden Sträucher antaste, auch keine Blume davon abpflücke, denn er freue sich über dieselben, so oft er durch solche Wälder fahre. Leider wird ja der Rehhaide sehr nachgestellt; ihre elastischen Stengel sind ein brauchbares Material für die Besenbinder, weshalb ihr eben vieler Orten auch der Name „Besenstrauch" gegeben ist, — ein freilich unwürdiger Name für unsere schöne Blume.

Der Blumenstaat des Nadelwaldes ist mit diesen Halbsträuchern aber nicht abgeschlossen. Vom ersten Frühling an,

ja als eins der ersten Frühlingsblümchen überhaupt, treffen wir überall gerade in sandigsten Forsten ein schlankes, fingerhohes, wirtelblättriges Pflänzchen aus der Familie der Nelkenblüthler, welches sowohl in den dichtern Kieferbeständen, als auf lichteren Plätzen oft weithin den nadelbedeckten Boden überblüht. Die weißen Blumensternchen, welche sich im März schon erschließen, finden wir dann das ganze Jahr hindurch, und an demselben Pflänzchen sind dann sowohl Blumen als reifende und schon reife fünfklappige Kapselfrüchte beisammen. Es scheint der gewöhnliche Ackerspark (Spergula arvensis) zu sein, welcher in Mittel- und Norddeutschland allerorten als Futterkraut reichlich angebaut wird, aber auch als Unkraut auf Feldern und wüsten Plätzen vorkommt. Soll er sich in den Wald nur hineinverirrt haben? Doch man betrachte die flachen Samen, welche bei unserm Pflänzchen zum Unterschiede von denen des Ackerspark geflügelt sind, und zwar einen breiten durchsichtigen Hautrand haben; desgleichen sind die linealen Wirtelblätter unterseits ohne die beim Ackerspark charakteristische Furche, dazu die weißen Blumenblättchen viel breiter. Es ist allerdings ein Spark, aber eine ganz andere Art dieser Gattung, die sogenannte Spergula Morisonii, welche eben durchaus dem Kieferwalde angehört, allenfalls auch auf Sandhügeln vorkommt, aber auch da doch fast immer in der Nähe von Nadelhölzern.

Alle übrigen dem Nadelwaldboden wirklich eigenthümlichen Blüthengewächse sind dessen seltenere Bürgerinnen. Um so erfreulicher ist's, wenn uns auf fröhlicher Streiffahrt auch solche einmal überraschen. Vielleicht daß wir die rothe Bärentraube (Arctostaphlus uva ursi) mit antreffen, welche

durch ihre immergrünen Blätter, weiß-röthlich umsäumten Blüthen und granatrothen Beeren an die nur im Gebirge vorkommende Preißelbeere erinnert. Noch eher könnten wir freilich einmal das gleichfalls immergrün beblätterte wundereizende Wintergrün, die Pyrolblumen finden; deren häufigere Art (Pyrola rotundifolia) hat das Aussehen einer Maiblume; ein röthlicher Anhauch ihrer großen weißen Blumenglöckchen, welche traubig den Blüthenschaft zieren, giebt ihr sogar noch weit lieblichere Anmuth. Jeder jubelt wohl auf, der diese Pyrolblumen einmal findet, diese allerdings floristischen Seltenheiten; durch deren reichlicheres Vorkommen hat mancher Nadelwald in der That botanische Berühmtheit. Freilich, nur an den Nadelwald gekettet ist auch diese Pflanze nicht; besonders die P. secunda und P. rotundifolia kann man auch in Laubwäldern zuweilen treffen, wogegen die P. uniflora nur in Tannenwäldern vorkommt. Man findet sie alle besonders an leichtschattigen Stellen, an Waldsäumen oder unweit der Wegränder, gern an etwas feuchten und kurzgrasigen oder moosigen Plätzen. Bei ihrer Anmuth fesseln sie da den Blick auch des Unkundigen, und sicherlich Niemand, der sie da einmal erblickt, wird vorübergehen, ohne sich dieses lieblichen Kindes innigst zu freuen.

Ja, eine Pflanze ist nach dem Nadelwald sogar benannt als Fichtenspargel (Monotropa epipitys). Wer daselbst dies höchst originelle, nämlich durchweg bleichgelb-rhabarberfarbige, blattlose, nur mit Schuppen bekleidete, feiste Gewächs einmal trifft, wird auch den Namen Fichtenspargel begreifen. An der Spitze mit ährig-gereihten, gleichfarbigen, dicken Blüthen besetzt, muthet es uns wirklich wie Spargel-

sprossen an. Es ist übrigens ein Schmarotzergewächs, welches völlig wurzellos ist und in den Wurzeln der Kiefer oder auch anderer Pflanzen eingeimpft sich von deren Säften nährt. Suchen wir in den Nadelwäldern nach diesem Fichtenspargel, wir werden ihn da schon einmal treffen, wo er zwischen dem Nadelbeleg des Bodens oder aus Moosrasen hervorspringt. Aber wundern wir uns auch nicht, wenn wir ihn hie und da in Laubwäldern finden, und zwar in Buchenwäldern, sowie in anderen Waldungen, wo er gleichfalls und meist noch üppiger und reichlicher gedeiht; ich habe daselbst schon gegen fünfzig Exemplare truppartig beisammen gefunden, während in den Nadelwäldern der Fichtenspargel meist vereinzelt oder in sehr geringer Anzahl beisammen erscheint.

Die Zahl der Nadelwald-Blumen ist allerdings gering. Der Reichthum ihm charakteristischer eigener Blüthenpflanzen ist mit den genannten thatsächlich erschöpft. Diese floristische Armuth hat, abgesehen von dem dürftigen Boden, hauptsächlich in dessen dichter Nadeldecke ihren Grund, vielleicht aber auch in einer Antipathie anderer Pflanzen gegen die balsamharzigen Ausdünstungen der Nadelbäume. Es waltet hier somit noch immer der blüthenlose Charakter vor, welcher den coniferen Waldungen schon in den frühesten Vorzeiten unserer Erde eigenthümlich war.

Aber hast du nicht doch oft schon einen viel reichern Blumenstrauß beim Spaziergange durch die lichte Kieferhaide gepflückt? Freilich wächst und blüht in unseren Kieferwäldern noch gar Mancherlei; ja wir können hie und da sogar noch eine ganz bedeutende Anzahl Blüthenpflanzen verzeichnen, welche deren Bereich schmücken. Besonders auf größeren Waldblößen, am

Waldsaum, an grasigen, breiten Wegrändern treffen wir oft eine ziemlich reiche Auswahl blühender Kräuter versammelt. Jedoch alle diese haben nur als Gäste, oder als Eindringlinge da ihren Einzug gehalten: es sind das nur „Sandpflanzen", von denen die gelbe und rothe Immortelle, Jasione, Habichtskräuter, einige Gräser, besonders aus der Gattung Aira, sowie Niete sich reichlichst einfinden und oft da auch zu prächtigen Blumenbeeten gruppirt sind. Je nach der Bodenmischung treten an besonderen Stellen wieder andere blühende Gewächse jeglicher Art auf; wo der Boden feuchter wird, gar ein Bach hinplätschert, findet abermals eine neue Schaar ihre Lebensbedingungen und siedelt sich lustig an. Aber Charakterpflanzen der Nadelhaide sind sie nicht; sie sind aus der sonnigen, frohern Außenwelt in den Nadelwald unberufen hineingekommen, dessen botanischer Charakter in der That die Armuth an eigenen blühenden Kräutern ist.

III.

In Feld und Flur.

Roth' und blaue Blumen
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wanderer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

H. Heine. Buch der Lieder.

Das Feld hat vor Allem die Aufgabe, nützlich zu sein, denn es ist das eigentliche Culturland. Aber es hat vom Schöpfer noch die andere Aufgabe erhalten, Wohnstätte auch einer wunderreichen Blumenwelt zu sein, welche anderwärts nicht zu gedeihen vermöchte und doch bestehen soll. Der Mensch mit all seiner Macht kämpft daher sehr vergeblich gegen dies sogenannte Unkraut in Feld und Flur, ja er giebt gerade durch die Bodenverbesserung und die von keinem Strauch noch Baum aufgehaltene volle Beleuchtung demselben immer von neuem die rechten Lebensbedingungen. Aber wohl uns, es gehen die meisten Culturgewächse darüber so leicht nicht zu Grunde, denn sie überragen sieghaft bald die doch zumeist kleinen wilden Blumenschaaren, und unter dem Schatten des Aehrengewühles mögen diese dann sich bestens entwickeln. Nun, und sind sie nicht eine Poesie auch, welche sich nirgends gänzlich vernichten läßt, weder in irgend einem Menschengemüthe, noch auf dem Felde der agrarischen Nützlichkeit? Wollen wir uns nicht freuen, daß sich's also verhält?

1.

Miniaturblumen.

So fröhlich die Lerche am klaren Himmel schon singt, wo im frischen Märzwinde die weißen Frühlingswölkchen sich jagen, und so völlig der Sonnenschein den letzten Schnee in den Furchen des Landes unlängst weggeschmolzen hat: dieses selbst steht doch den ganzen März über noch im vorjährigen Stoppelkleide, die Wintersaat regt sich kaum, Alles scheint noch in tiefem Schlafe zu liegen.

Und doch können wir dann schon nach Blumen, gerade dann erblühenden Blumen in Feld und Flur uns umsehen.

Ein erstes eigenartiges, zierliches Feldblumengeschlecht ist schon allüberall vorhanden, und stellenweise in einer Menge sondergleichen. Gewiß verdienen solche einen herzlichen Blick, — die ersten Feldblumen des Jahres! Allerdings Blümchen, winzige Blümchen nur sind es, von wahrhaft rührender liliputanischer Winzigkeit. Sie werden sämmtlich kaum einige Zoll hoch, so daß wir sie bestens als „Miniaturblümchen" bezeichnen können.

Wir gehen im Beginn des März in sonniger Mittagsstunde über ein Brachfeld. Wir brauchen gewiß nicht lange zu suchen, so gewahren wir ein kaum fingerlanges hingelagertes

Kraut, mit epheuförmigen weichen Blättchen; siehe, aus jeder Blattachsel blüht ein blaßblaues Blümchen uns entgegen, mehr als ein Dutzend vielleicht an jedem der Pflänzchen! Zu einem ersten Frühlingssträußchen legen wir sie freudig zusammen, das wir mitnehmen, um es daheim in's sonnige Fenster zu stellen und uns der so zarten Gabe noch länger zu freuen. Als den epheublättrigen Ehrenpreis (Veronica hederifolia) hat es die Pflanzenkunde benannt; ja, und wir stimmen völlig bei, daß diesem Blümchen der Preis der Ehre gebührt, da es mit seinen farbenzarten Blumenkrönchen aufzublühen wagt, ehe noch der Frühling wirklich in's Land gezogen kam.

Aber wie wurden wir betrübt, als wir daheim das Pflänzchen in ein Wassergläschen stellen wollten, damit es auch in unserer Stube sich wohlfühle. Kein Blümchen ist mehr vorhanden, sie sind allesammt schon abgefallen! Ja, Vergänglichkeit sonder Gleichen war das Schicksal all der kaum erschlossenen Blümchen. Aber warten wir den folgenden Morgen ab! Dann finden wir es wieder übersä't von neu erschlossenen bläulichen Blumen; sie waren über Nacht erwacht, uns am Morgen zu erfreuen. So verblühen sie stetig nun jeden Abend, aber neue Blumen entwickeln sich aus jungen Knospen über Nacht. So geht es tagelang, wochenlang, bis wir andere bunte Blumen, welche der fortgeschrittene Frühling bringt, in das Glas setzen können.

Frühere blaue Blumen können wir in der That draußen nicht finden, als den Ehrenpreis; aber vielleicht auch jetzt schon treffen wir noch diese und jene andere Art desselben und manche, deren Blumen weit größer sind und gar in

tiefes Azurblau getaucht auf Aeckern und an Feldwegen umher zierlich blühen. Freilich sind alle diese blauen Erstlinge der Flur gleichfalls gar winzig, oft nur zoll- oder fingerhohe Pflänzchen sind es, aber durch ihre tiefblauen Blumenkrönchen machen sie sich bemerkbar genug, und wir bücken uns gern zu ihnen hernieder, um das erste blaue Feldsträußchen auf derselben Feldmark zu pflücken, wo in wenig Monaten die hohen Kornblumen das grüne Aehrenmeer durchstehen werden. Unter den mannigfachen Arten des Ehrenpreis, welche allerwärts der März und April schon hervorruft, ist aber keine schöner, als der am häufigsten vorkommende Dreiblatt-Ehrenpreis (V. triphyllos), dessen aufrechte Stengelchen mit handtheiligen dunkelgrünen Blättern besetzt und mit vergißmeinnichtgroßen dunkelblauen Blümchen reichlich geschmückt sind. Diese Art treffen wir überall auf Aeckern und an grasigen Wegrändern; sie will da nur gesucht sein, um auch gefunden zu werden und uns auszusöhnen mit der sonstigen blumenleeren Oede auf Erden in den rauhen Tagen des deutschen Vorfrühlings. Vielleicht, daß wir beim Suchen nach diesem ersten Blumenbau der Erde hie und da auch noch ein anderes Vorfrühlingsblümchen finden, einen grüngelben lilienkronigen Gilbstern, welcher auf Grasplätzen und Aeckern schon hervorbricht, das niedliche perlenweiße Hungerblümchen, oder gar auch eine vom vorigen Jahre her überwinterte rothe Taubnessel. Wir werden diese alle gern mit in das Sträußchen nehmen, aber uns auch gestehen, daß an Farbenpracht unser Ehrenpreis sie doch alle überstrahlt.

Darum haben die Menschen von jeher diesem blauen Erstlingsblümchen auch in besonderer Weise geschmeichelt und

ihm einen Namen gegeben, wie ihn keine andere Blume des Jahres herrlicher hat. Selbst die kühle Wissenschaft der Botanik hat in wahrhaft poetischem Aufschwunge dieselbe als Veronica bezeichnet, und das Blümchen ist dadurch in Beziehung gesetzt zu jenem wunderbaren heiligen Bilde, auf welchem ein früherer Meister der Kunst das Antlitz des Erlösers darstellte, wie es auf seinem Gange nach Golgatha im Schweißtuche eines frommen Weibes sich abdrückte. So ist auch das Blümchen ein wahres Abbild des Himmels, möchte in dieser Deutung der Name Veronica besagen. Derselbe läßt jedoch in anderer sprachlicher Auffassung, nämlich als Umwandlung aus dem altclassischen Namen Berenice, auch die Uebersetzung „Siegbringerin" zu; und mit dem Erblühen dieses Pflänzchens trägt der Frühling im Streit mit dem Winter in der That den baldigen vollen Sieg davon.

Noch andere ehrenvolle Namen finden wir aus den mittelalterlichen Zeiten in den uns erhaltenen Kräuterbüchern verzeichnet. Damals benannte das Volk den Ehrenpreis auch als Grundheil, Heilallerwelt, Heilallerschäden, und es wird in einem dieser Bücher eine seltsame Geschichte erzählt, welchem Umstande das Kraut diese löblichen Namen verdanke. Nämlich ein König von Frankreich litt schon drei Jahre an Aussatz und Niemand konnte ihn heilen. Da sah einmal ein Hirt, daß ein Hirsch, der von einem Wolf gebissen war, sich die Wunde an einem Eichbaum rieb, damit sie nicht verharsche; es legte sich der Hirsch dann an einer Stelle nieder, wo sehr viel blauer Ehrenpreis wuchs, fraß davon, und siehe, er war nach acht Tagen völlig wieder hergestellt. Der Hirt, welcher voll Verwunderung das beobachtet hatte, bereitete

nun einen Saft von Ehrenpreis; er ging damit zum Könige, bot demselben seine Hülfe an und wusch ihm die Füße mit diesem Safte. In der Nacht nun wurde der König an der gewaschenen Stelle von großen Schmerzen befallen; als seine Diener auf seinen Schmerzensschrei mit Licht herbeieilten, war von der Krankheit nichts zu sehen und die Schmerzen hörten jetzt auf. Kurz, er war genesen durch dieses Kraut.

Ob diese Wunderberichte freilich gerade von unserm kleinen Frühlingsehrenpreise gelten, möchte fraglich sein. Den ganzen Frühling und Sommer hindurch kommen ja noch manche andere und zwar weit größere Arten hervor, um Wiese, Wald und Auen mit ihrem blühenden Himmelblau zu schmücken. Auch die Ufer der Bäche, Flüsse und Teiche suchen einige ausschließlich auf, und der plätschernde Bach selbst ist vielfach ganz erfüllt mit einem Ehrenpreis, dessen saftiges hellgrünes Kraut daselbst mit dem Vergißmeinnicht um die Wette seine Tausende himmelblauer Blumenaugen erschließt. Diese letzte Art, welche in allen Bächen vorkommt, führt im Volke den Namen Bachbunge (V. Beccabunga), und dessen üppiges Kraut wußte man vordem ganz volksthümlich auch als treffliche, grüne Frühlingsspeise zu benutzen; als Salat, sowie gekocht als Gemüse, wurde es auf den Familientisch gebracht, wobei Jung und Alt das junge Jahr lobten, welches schon so früh edles Grün biete.

Jene in alten Kräuterbüchern als Wunderkraut überlieferte Art dürfte am wahrscheinlichsten die noch heutzutage als officineller Ehrenpreis (V. officinalis) bezeichnete sein, welcher durch langhin am Boden kriechende Stengel sich auszeichnet und in allen unseren Wäldern im Sommer heimisch

ist. Lange Zeit in dem Arzneischatz der Apotheken gehalten, ist er erst unlängst daraus gestrichen worden, weil man ihm leider doch keine Wunderkuren mehr nachzurühmen wußte. Wir wollen aber, auch ohne Heilsverlangen, dieses sowie jedes der andern Ehrenpreise uns freuen, welche sämmtlich zu den reizendsten Blumen unserer deutschen Heimath zählen und das ganze Jahr über die vorzüglichsten Vertreter des reinen Himmelblau in der Blumenwelt sind. Kennen wir aber nur einen einzigen, so erkennen wir auch alle andern Ehrenpreise mit Sicherheit als solche wieder. Sehen wir die erste beste Art einmal an: wir gewahren, daß die in zweiblättrigen Kelchen sitzenden Blümchen aus vierzipfligen blauen Krönchen bestehen, deren Zipfel verschieden breit sind, so daß eine sogenannte unregelmäßige Blumenkrone entsteht; es sind in einer jeden nur zwei Staubgefäße befestigt. Das ist ein Blüthenbau, wie keine einzige andere Pflanzengattung ihn hat, aber ganz ebenso sind die Blümchen all' der vielen Ehrenpreise beschaffen, welche im Wechsel der Jahreszeiten einander ablösen, und von denen besonders manche zur Sommerzeit blühende, bis mehrere Fuß hoch krautig aufschießend, durch lange aufrechte Blüthentrauben Jedem in die Augen fallen.

Die Menschen unserer Tage lächeln zumeist über die Zumuthung, sich für eine wilde Blume draußen zu interessiren oder gar sie zu kennen und zu unterscheiden. Dieses schlichte Geblüm hat weder Werth noch Sinn mehr für einen großen Theil des heutigen Geschlechts, welches nur praktische Interessen des Daseins kennt, in rastlosem geschäftlichen Wetten und Wagen und athemlosem Drang von Genuß zu Genuß die

Forderungen des Herzens und Gemüthes sammt der stillen Sprache der Natur verlernt hat. Was kann Solchem eine Blume sein, die draußen in Fluren und an Wegen harmlos blüht?

Mag aber manche sinnige Kunde und Kenntniß von dem Naturleben den meisten heutigen Menschen abhanden gekommen sein; mag vergessen sein, wie die mancherlei Blumen draußen vormals mit der Sprache, mit den Anschauungen und symbolischen Anspielungen der Menschen innigst verbunden waren: es wird doch ein Ehrenpreis unserer Wiesen nie vergessen und übersehen werden, so lange es noch eine tändelnde Jugend giebt, welche an auffälligen Erscheinungen in der Blumenwelt menschliche Charakterzüge mißt. Man frage bei den Mädchen umher, ob sie nicht die blaue, rasch abfällige Blume kennen, welche von ihnen seit Jahrhunderten als Männertreu (V. Chamaedrys) benannt ist. Sie werden die blauen Blüthen auf der Wiese zu zeigen wissen, die überall da stolz emporblühen. Aber nur wenige Zeit brauchen wir sie in der Hand zu halten, und schon fällt ein Blümchen nach dem andern ab. So — sind die Männer! ruft das schöne Kind und eilt mit schelmischem Lachen davon, uns dem Nachdenken zu überlassen.

Die Männer haben dieses Gleichniß wohl niemals offen zugestanden; sie haben vielmehr eine andere Pflanze (Eryngium campestre) mit zähem Stengel und festem, stachelichtem Kraute als Mannstreu bezeichnet. Es ist ihnen trotzdem nicht gelungen, dem Blümchen Männertreu seinen Namen zu nehmen, welcher fortdauert in den gelehrten Pflanzenbüchern so gut wie in dem Munde der von der Wahrheit dieses Namens

fest überzeugten schöneren, vielleicht auch besseren Hälfte unseres Geschlechts.

Wenn diese Männertreu blüht, sind freilich all' die kleinen Ehrenpreise des Vorfrühlings längst dahin. Die Natur steht dann schon geschmückt mit tausend anderen Farben, Blumen voll Pracht und Duft zieren dann die Erde allüberall. Bis dahin hat es aber noch gute Weile in der frühen Zeit, wo die ersten Ehrenpreise auf Aeckern und im Grase bescheiden blühen. Verachten wir diese daher nicht ganz; sie wollen uns ja auch blos leise sagen, daß sie die ersten blauen Blumen sind und darum einen kleinen herzlichen Blick wohl verdienen.

Aber noch ein anderes Blümchen wollen wir suchen, welches wir vielleicht in Gesellschaft oder nächster Nähe des Ehrenpreis antreffen. Es ist das nicht minder der märzlichen Feldflur eigenthümliche Hungerblümchen (Draba verna). Der Name ist nicht schön, und das reizende Pflänzchen sollte einen besseren haben; aber er ist nicht böse gemeint, denn er drückt nur dessen Genügsamkeit aus. Nämlich vor Allem auf solchem Boden findet es sich massenhaft, welcher dürftig und ausgehungert ist; es liebt daher sandige Felder und Triften, auch Mauern und Felsen und wird da selten vergeblich gesucht. Und immer erscheint es in solcher Menge, daß die Brach- oder Stoppelfelder, die mit junger Saat übergrünten Aecker, die sonnigen Triften und kurzgrasigen Hügel wie von einem weißlichen, zart gewobenen Schleier durch die Tausende und aber Tausende dicht beisammenstehender Pflänzchen weithin überblüht sind. Freilich sie sind klein, sehr klein; darum streift das Auge der Meisten wohl achtlos über sie

hin. Kann man vom Frühling doch auch nur erst Kleines erwarten! Und spricht er nicht gerade durch seine kleinen Gaben das Gemüth so innig und wunderbar an?

Wir heben ein einzelnes unserer Pflänzchen von der Erde und werden entzückt dessen niedlichen Bau betrachten. Aus einer dunkelgrünen dichten Blattrosette von kaum bis einen Zoll Breite erhebt sich graziös der dünne, kaum oder höchstens fingerhohe Blüthenstengel; derselbe ist ein einfacher glatter Schaft, dessen obere Hälfte ein weißes Blüthensträußchen trägt. Etwas weitläufig und gestielt sitzen die Blümchen um diesen Schaft, ihrer zwanzig und mehr über einander gereiht, die unteren schon aufgeblüht, während die gipfeligen noch Knospen darstellen und sich erst öffnen wollen, wenn die unteren verwelkt sind, so daß auf längere Zeit das Blühen nicht aufhören mag. Jedes einzelne der Blümchen ist recht einfach gebildet: vier lose grüne Kelchblätter umschließen vier einzelne weiße tiefspaltige Blumenblättchen, die in ihrem Schoße sechs gelbe Staubgefäße halten, in deren Mitte wiederum die einförmige Schötchenfrucht sich entwickelt. Es ist eine Blüthe wie sie etwa auch der Rübsen hat; durch die Kreuzstellung ihrer Blumenblättchen deutet sie die Zugehörigkeit zu der großen Familie der Kreuzblüthler oder Cruciferen an, einer der artenreichsten und auch nützlichsten Pflanzenfamilien auf Erden. Wenn aber Rübsen und andere Kreuzblüthler ansehnliche hohe Pflanzen sind, so ist unser Hungerblümchen wirklich ein Miniaturgewächschen. Wofern wir es zum Ziergewächs erheben wollten, würde für die Kultur an sonnigem Fenster das kleinste aller Blumentöpfchen reichlich genügen. Es ließe aber in der That kein artigeres Topfpflänzchen sich

wünschen, durch welches wir den deutschen Frühling aus Feld und Aue in die Stube zaubern und an einem seiner winzigsten Gebilde uns erfreuen könnten. Freilich, manche stolzen Frühlingstopfgewächse, Hyazinthen, Crokus, Tulpen und Tazetten würden über solche Nachbarschaft auf dem Blumenbrett sich verwundern. Wird unser Pflänzchen nun sorgsam in einen Topf am Fenster eingepflanzt, oder auch nur in ein Glas Wasser gestellt, so können wir mannigfache sinnige Beobachtungen an ihm machen, solche, die vielleicht interessanter sind, als bei jenen stolzeren Blumen. Das Knospenöffnen, das Aufblühen im Sonnenschein, das allmälige Werden der überaus zierlichen Früchte, aber vor Allem der dem Hungerblümchen so ganz charakteristische Blumenschlaf! Können doch auch Blumen schlafen, und zwar meist indem sie ihre Blumenkronen träumerisch einfalten und sich schließen, um unter den Strahlen der Morgensonne sie wieder zu öffnen. Unser Hungerblümchen nun gehört zu der nicht allzu großen Zahl der Schlafblumen. Aber es schließt nicht seine Blüthenaugen, wenn es Abend werden will. Es macht's wie der Müde, welcher seine Gliedmaßen sinken läßt und das Haupt leise neigt. So neigt das Hungerblümchen gegen Abend seinen am Tage kerzengeraden aufrechten Blüthenwipfel, der Schaft krümmt sich dabei in weitem Bogen allmälig ein und neigt sich fast bis zur Erde, ohne darum welk zu sein oder irgendwie an Elasticität zu verlieren; ebenso beugen sich die am Tage abstehenden einzelnen Blüthenstielchen dem Schaft leise zu. So verharrt das Pflänzchen die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen kommt und unter seinen warmen Strahlen sich die blühenden kleinen Glieder wieder dehnen und energisch

zurück- und emporstrecken. Aber wie beim Menschen der Schlaf kärglicher wird im Alter gegen die Schlaftüchtigkeit des Kindes und der Jugend: so ist's nicht anders bei den Pflanzen. Auch beim Hungerblümchen nehmen die gewiß interessanten Schlaferscheinungen allmälig ab, wenn die unteren Blümchen verblüht sind und die Samenschötchen zu reifen beginnen.

So wacht und schläft, so knospet, blüht und verblüht das zierliche Zwergpflänzchen des ersten Frühjahrs den März und April über; wenn im Beginn des Mai endlich die Samen reifen, stirbt es ab und verschwindet. Dann ist's völlig hin und erscheint selbst im Herbst, wo so viele erste Frühlingsblumen zum zweiten Male blühen, nur selten einmal in einzelnen Exemplaren wieder. Es ist doch eben ein echtes treues Frühlingsblümchen nur! Wenn der Mai kommt, können wir es aber auch entbehren, denn wogendes Getreide und buntes üppiges Blumenspiel waltet dann auf den Stellen allen, wo das Hungerblümchen im ersten Frühlingswehen unabsehbar und ausschließlich stand.

Wie der Frühling doch auch in den Blumen seinen Wiederschein im Herbste hat! Wenn die Felder wieder in Stoppeln stehen, ist auch wiederum allüberall ein reichliches Völkchen nur ganz anderer Miniaturblümchen erwacht. Im dämmerigen Schatten des Aehrenmeeres aufgewachsen, sind diese zumeist im Herbst erst zum Blühen gekommen. Waren es im Frühling die Kreuzblüthler und Ehrenpreise, so zeigt nun das Feld die Liliputaner der Korbblüthler, Knorpelkräuter und anderer besonderer Familien. Aus zierlicher Blattrosette sehen wir hier auf nur fingerhohem Schaft die kropfigen Hüllkelche

der gelben Blüthenkörbe des Lämmersalat (Arnoseris minima) sich erheben. Immortellenartige grauweiße Fadenkräuter (Filago) stehen kerzengerade, aber nur wenige Zoll hoch, allerorten zwischen Stoppeln und auf Brachfeldern umher, oft weite Strecken ausschließlich überkleidend; an feuchteren Stellen werden sie vertrieben durch echte Immortellen (Gnaphalium), die schmutzigbraune Moorimmortelle (G. uliginosum) und die gelbweiße Immortelle (G. luteo-album), welche allerdings hie und da weit über fingerhoch werden. Mit winzigsten, aber zahllosen gelblichen Sternblüthchen kriecht als reichverzweigte, starre, flache Polster auf sandigem Boden das gelbgrünliche Bruchkraut (Herniaria glabra); lockerer gebüschelt wächst vielleicht daneben der kleine härtliche Knäuel (Scleranthus), mit dürrhäutigen, weißgrünen Blüthenknäueln; auf kiesgrundigen Äckern finden wir wohl auch das seltenere röthlichgrüne, starre Knorpelkraut (Polycnemum arvense), welches gleichfalls kaum über fingerhoch wird. Das Gyps- oder Schleierkraut (Gypsophila muralis) trägt seine feinen, rosenröthlichen Nelkenblüthchen auf reich verzweigten, dünnen, blattarmen Stengelchen, welche oft reizend die Stoppelfelder gleichsam überspinnen. Wir gewahren vielleicht in seiner Nähe auch den allerniedlichsten Zwergflachs (Radiola millegrana), welcher durch seine kaum bis einige Zoll hohen, aufrechten Stengel mit wohl hundertfacher, haarfeiner, gabeliger Verästelung das wunderzarteste Miniaturpflänzchen ist, von unzähligen weißen Blüthensternchen reizend überstreut. Solche und andere dieser kleinlichsten Herbstflor des Feldes haben wir mit recht guten Augen wahrhaft zu suchen, und wer da etwa auch den

Kleinling (Centunculus minimus) einmal entdeckte, dieses meist nur zolllange kleinblättrige, zartweißblüthige Pflänzchen, könnte mit Recht eines sehr scharfen Blickes sich rühmen. Aber seine Freude dürfte Jeder auch schon an den größeren, nirgends fehlenden Liliputanern der herbstlichen Flur haben, wenn er nur etwa die mit weißblauen, großen Blumen seltsam gekrönte fingerhohe Braut in Haaren (Nigella arvensis), dazu Mäuschenklee (Trifolium arvense) mit seinen weichhaarigen, grauen Blüthenköpfchen, sowie mancherlei feine Linarien zu einem letzten Herbststrauße pflückt.

2.

Im Blüthenschnee.

Die ersten Feldblumen sind mit dem April verblüht; es ersteht im Mai eine neue, kleinliche Flor zwischen den heranwachsenden Saaten, Kreuzblüthler mancherlei Art öffnen ihre weißen oder gelben Blüthentrauben, und anderes geringes Geblüme ist in ihrem Gefolge. Aber Auge und Herz fesseln jetzt vielmehr die Blüthenbäume der Alleen, welche durch die Fluren führen. Was will es doch sagen, daß dann selber die Bäume blühen, daß die rauhstämmigen praktischen Obstträger Milliarden köstlicher Blumen tragen, deren Menge Laub und Gezweige fast ganz umhüllt. Wohin wir, der Aufforderung des Liedes folgend, den Wanderstab auch setzen, über Fluß und Berg und Thal, in der fernsten Weite könnten

wir doch nichts Wunderbareres und Herrlicheres finden, als wir zu Hause an den blühenden Obstbäumen haben, in deren Blüthen die Bienen summen und in deren Gezweige die Vögel nisten und zwitschern. Wir lernen an ihnen im Mai auch unsere kleinste Heimath achten und lieben!

Und es sind deutsche Bäume, deutsch wie unsere Eichen, Buchen und Linden und wie alle die Wald- und Wiesenblumen unter ihnen, welche im Mai auch den Waldgrund und alle Auen zu einem paradiesischen Erdengarten machen. So wie heute haben sie in den Wäldern und Fluren unseres deutschen Vaterlandes geblüht in unvordenklichen Zeiten, und es haben die fellbekleideten heidnischen Germanen zu Tacitus' Zeit in den blühenden Apfelbäumen und Birnbäumen die Bienen summen und die Vögel des Frühlings singen hören. Hat man doch selbst in den Pfahlbauten, diesen ältesten Ansiedlungen der Menschen, Schalen und Kerne von Aepfeln und Birnen aufgefunden als Zeugniß des Alters und der uralten Benutzung dieser Obstbäume auf deutschem Grund und Boden. Und gefreut haben sich ihrer unsere Ahnen seitdem wohl von Jahrhundert zu Jahrhundert und in ihnen die sonnigen wonnigen Maientage gepriesen. Zwar bei den Dichtern der deutschen Vergangenheit, bei Minnesängern wie Meisterdichtern suchen wir vergeblich nach einem Preis der Apfelblüthe. Sie rühmen, wenn sie der herrlichen Maitage gedenken, die Lindenblüthe und den süß betäubenden Lindenduft; sie reden von der Birke, deren hängende Zweige dann Geruch haben, vor Allem von den „Blümlein" in Wald und Aue. Aber keine Apfel- und Birnzweige blühen in ihren Gesängen, und es möchte scheinen, als hätten jene Dichter und früheren

Menschengeschlechter all die Maienpracht dieser Bäume gar nie geschaut, wären unter der weißröthlichen Blüthenumendlichkeit niemals gewandelt. Doch früher standen diese Blüthenbäume auch nicht in dem Maße wie heute um die Häuser, in allen Gärten, auf allen Flurwegen als Alleen und konnten so nicht durch ihre Menge den überwältigenden Eindruck machen. Sie wuchsen als wildwachsende Bäume, als vereinzelte Schönheiten zerstreut in den Wäldern. Von den eigentlichen Waldbäumen wurden aber damals einzelne nur dadurch national und heilig, daß die altgermanischen Völker sie Göttern und Göttinnen weiheten. An diesen hing dann das Herz des Volkes, von diesen sangen auch die Dichter. Mochte sich Auge und Sinn daher immerhin an den blühenden Apfelbäumen erquicken, wenn man sie im Waldgehege prangen sah; keine Tradition der Vorzeit umwob sie und gab ihnen besondere Weihe. Sie hatten nur den Werth eines phantasievollen Schmuckes im Walde, aber nicht eines sinnigen frommen Gedankens in der Natur.

Gänzlich vergessen waren sie darum nicht in der frühern deutschen Gedanken- und Empfindungswelt. Wo wie im südlichen Deutschland die Apfelbäume reichlicher vorkommen, wo auch jetzt noch die Obstbaumblüthe im Mai ergreifender ist als im Norden unseres Vaterlandes, da vor Allem konnte man ihres überirdischen Zaubers sich nicht erwehren. Aus dem Sagenwalde ältester Zeiten erhebt sich geheimnißvoll die Kunde von dem „deutschen Wunderbaum", welcher so begnadet und gottgesegnet sei, daß er als geschmücktester Baum der Erde auch in der Christnacht eine Mitternachtsstunde lang gleichzeitig Blüthen und Früchte trägt. Ein solcher

Apfelbaum stand zu Tribur am Rhein, der dann herrlich wie im Mai mit Blüthen überschüttet war und dessen Aepfel man Dräutleinsäpfel nannte, nach Odins Beinamen Thrudo, dessen Nacht seines Erscheinens die Wunschnacht ist, in welcher alle Schätze sich sonnen, alle Wunder sich erfüllen und der Wunschbaum blüht. Auch im Voigtlande und in seiner Nähe, so wird gemeldet, gab es in alten Zeiten Apfelbäume, die in der Weihnacht blühten und Früchte trugen. Einer stand zu Weida in dem Kloster Cronschwitz, ein anderer bei Altenstadt bei Baireuth. — Wiederum nach einer Vorstellung der alten Kelten, welche ganz die Wonne ausdrückt, mit der uns die Pracht der blühenden Obstbäume berührt, war das Paradies das Avalon, d. h. das Apfelland; ebenso nach einer noch im Mittelalter gäng und gäben Anschauung bestand das Paradies in einem großen Garten mit blühenden und fruchttragenden Apfelbäumen, aus denen lieblicher Gesang ertönte. Ja wie hätte deutsches Gemüth auch können ehedem völlig unberührt bleiben von der Obstbaumherrlichkeit des Mai, wie es keine zweite auf Erden gibt! Und wie ganz anders noch würde ihr Preis vormals erklungen sein, wenn man unter der heutigen Blüthenumendlichkeit gewandelt wäre!

Die Zeit hat sich eben geändert und die Blüthenbäume leise mit. Seit die gärtnerische Hand ihre Sorten veredelt hat, sind bei manchen, z. B. bei dem weitästigen Gravensteiner, die Blüthen viel größer geworden. Obstbäume selbst werden heutzutage auch massenhaft gezogen; nicht nur in jedem umfriedigten Gärtchen und Garten sind sie der köstliche Maienschmuck, nicht nur weite Plantagen machen sie aus; nein, soweit der Wanderer auf der Landstraße seine Schritte lenkt,

stundenweit wandelt er im Mai unter Blüthen, begleitet ihn das frohe Gewühl der in den sonnigen Bäumen schwärmenden Hummeln und Bienen, und wohin er blickt, vorwärts und rückwärts und zur Seite — Blüthenschnee und nichts als Blüthenschnee! Das so geschmückte Land ist zum Paradiese geworden.

Und wovon die heidnische Vorzeit noch gar nichts wußte, welche ja nur die Apfel- und Birnbäume, die Pflaumen, die Süß- und Traubenkirschen blühen sah, daß sind die Sauerkirschbäume, deren silbernes Blüthenweiß das myrtengrüne Laub kaum noch durchblicken läßt. Ja das sterilste Sand- und Kiesland, auf welchem am Boden nur die Wolfsmilch und hartes Schmelegras gedeiht, hat doch Kraft genug, den Sauerkirschbaum zu ernähren, der auch auf dem dürftigsten Boden der deutschen Mark noch seinen Blüthenreichthum im Mai mit ungebrochener Schönheit entfaltet und über diese von der Natur scheinbar vernachlässigten Erdstriche eine Zauberanmuth webt, daß darin in diesen Tagen kein Unterschied mehr zu walten scheint zwischen den gesegnetsten und armseligsten Ländern der Erde. Und doch stammt der Baum, dem jetzt deutscher Sandboden genügt, aus den hochgelobten Gegenden Kleinasiens, von wo ihn einst der römische Feldherr Lucullus nach seinem Siege über Mithridates zunächst mit nach Italien brachte, und der ihn von der Stadt Kerasunt, in deren Nähe er ihn in Kleinasien getroffen, den Römern als Cerasus bezeichnete, welcher Name aus unserem Worte Kirsche noch herausklingt.

Von da an hat der edle Baum, der in wildem Zustande nur ein Strauch mit hängenden Zweigen ist, seine mehrfachen

Wanderungen und Wandelungen durchgemacht. Er wurde von Italien zunächst in die Gegenden des deutschen Rheinstromes und von da allmälig über unser ganzes Vaterland verpflanzt.

Von Karl dem Großen wird berichtet, daß er den Anbau der sauren Kirschbäume förderte. Schon im zwölften Jahrhundert waren sie in Schlesien wirklich einheimisch geworden. Rasch nahm dann überall deren Cultur zu; im vierzehnten Jahrhundert gab es plantagenartige Kirschgärten, und in einem Kräuterbuch des sechszehnten Jahrhunderts heißt es schon, sie wüchsen fast an allen Orten und an den Straßen. Es gab damals schon überall Kirschalleen! Dabei ist der Baum aber nicht völlig geblieben, wie er war. Die gärtnerische Cultur hat ihn zu den mannigfachen Sorten verändert, die als saure Herzkirschen, Erd-, Sauer-, Süß-, Weichsel-, Amarellen-, Glas-Kirschen u. s. w. in unseren Gärten und Alleen im Mai um die Wette blühen. Ja, es sind wohl Fremdlinge aus dem Morgenlande, und urdeutscher Herkunft ist vielleicht nur der in unseren Wäldern noch immer wild vorkommende Vogelkirschbaum mit seinen gleichfalls vielfachen Culturſorten. Aber der schöne Fremdling ist doch deutsch, völlig deutsch geworden in Ausdauer und Segen. Er geht auch in unseren Wintern nicht mehr zu Grunde; ist er doch auch wirklich artenverwandt mit unseren ursprünglichen Steinobstbäumen. Und wenn er im Juli seine dunkelrothen Früchte reift, oder wenn im Mai seine blühenden Kronen als herrlicher Brautkranz der Natur alle Straßen und Gärten verzieren, von den Bergen bis in's Thal und bis in die endlosen sandigen Ebenen der Mark hinein, — dann brauchen wir wahrlich nicht mehr in die Ferne zu ziehen!

Betrachten wir ein einzelnes Blüthchen all dieser Blüthenbäume, auch der Pfirsichen, Aprikosen und Mandeln unserer Gärten, um uns auch zu sagen, daß sie alle einer gemeinsamen großen Familie angehören. Jede Blüthe besteht aus fünf Blumenblättchen, welche einem Kelche mit unterständiger Frucht eingefügt sind. Wenn diese Blumenblättchen einzeln abgefallen sind und die Frucht schwillt und reift, so sitzt daher scheinbar der Kelch als ein Krönchen noch auf der Frucht, wie es die reifen Aepfel und Birnen uns zeigen; aber in Wahrheit stellt dies Krönchen nur die Kelchzipfel vor, während die Aepfel- und Birnschale den unteren Theil des Kelches dann bildet. Jede Blüthe hat auch durchweg reichliche, und zwar meist zwanzig Staubgefäße. Nun, die Blüthenbäume gehören eben sämmtlich zur Familie der „Rosenblüthler", denn auch die Rose, nach der somit die ganze Familie genannt ist, hat solchen Blüthenbau; man unterscheidet unter den Rosenblüthlern wiederum die „Mandelfrüchtigen", sogenanntes Steinobst, und die „Apfelfrüchtigen", sogenanntes Kernobst, insbesondere die Aepfel und Birnen.

Mit den Bäumen blühen in Flur und Wald nun auch die Sträucher ohne Zahl. Mancher Strauch ist gleich den Obstbäumen in endloses Silberweiß gekleidet; die auch zur Gattung der Kirschbäume gehörige Elsenbeere oder Ahlkirsche, welche durch ganz Deutschland in Gebüschen, an Gräben und Bächen reichlich sich findet, ist mit kleinen weißen duftigen Blumen in überhängenden langen Trauben malerisch verziert; weißblühend steht nicht minder der auf den Höfen wachsende Theeflieder, die Eberesche unserer Wälder und der, wie in Gärten, so überall an Fluß- und Teichufern, in feuchten

Gebüschen und an Waldrändern vorkommende Maßholder oder Schneeballstrauch. Aber auch in anderen Farben blüht die Strauchwelt aller Orten. Mit hängenden goldgelben Glöckchentrauben überschüttet prangt in Hecken und Gebüschen, an Mauern, Zäunen und auf Schutthaufen die echtdeutsche Berberize oder der Sauerdorn, dessen stachelrandige Blätter und dornige Aeste die Bienen nicht abhalten, die Berberizen im Mai für ihren Lieblingsstrauch zu erklären und emsig zu umschwärmen. Ihrem prächtigen Schwefelgelb oder Goldgelb kommen nur die schmetterlingsblüthigen, weit größeren Trauben des Goldregens oder Cythisus gleich, dessen schlanke, blüthenschwere Zweige den Schattensitz im Garten hoch überwölben, oder in den Wäldern aller Sandgegenden der ähnliche Sarothamnus, das hohe Rehhaidegestrüpp, welches weite Waldstrecken im Mai mit zahllosen Goldblumen durchblüht. Wie sollten wir nicht den in blauviolette Farbe getauchten Hollunder (Flieder, Syringe) preisen, dessen mächtige Blüthensträuße die ganze Krone dieser hohen Sträucher bilden! Und doch kannten unsere Vorfahren einen Frühling auch ohne ihn, denn erst seit wenigen Jahrhunderten blüht und duftet er auf deutschem Boden und schmückt den deutschen Mai. Aus dem Oriente, wo er bereits Lillach hieß, wurde er 1562 durch den österreichischen Gesandten Busbeque, welcher am Hofe des Sultans sich längere Zeit aufhielt und den Lillach da kennen lernte, nach Europa gebracht, und zwar in einem einzigen Exemplare, von welchem aller Hollunder in Deutschland, Frankreich und Belgien nachweislich abstammt. Ihm folgte im Jahre 1640 aus Persien nach Europa der bekannte per-

sische Hollunder und manche andere in unseren Gärten kultivirte Art.

Wir dürfen aber nicht meinen, daß die blühenden Bäume und Sträucher nur uns Menschen beseligen wollen und nicht auch selber dabei eine Seligkeit genießen. Blühen heißt in der Pflanzenwelt ja nichts als Lieben! Wenn die Knospe springt und die Blumenkrone sich aufthut im Sonnenschein, so sind damit auch für die vielleicht nicht empfindungslosen Pflanzenwesen die Tage der Liebe angegangen, welche um so inniger ist, je kürzer sie währt. Die Staubblätter mancher Blüthen zittern thatsächlich dann in Erregung, und ihr goldiger Staub weht an die sich entgegenneigenden weiblichen Griffel. Daß während dieser Vorgänge nur kein Regen in die blühende Brautkammer falle und jene Bestäubung störe, diese Bedingung künftiger Früchte, welche am besten erfüllt wird, wenn im Sonnenschein die Blumen sich weit öffnen und die inneren Blüthentheile in ungehinderten Austausch treten können. Freilich wissen sich die Blüthen auch vielfach zu helfen, indem sie etwa beim Regen sich wieder knospenartig schließen. Es währt ja die Zeit des Blühens eben nicht lange und darf nicht ungenützt verstreichen.

Auch wir wissen, daß das Köstlichste am frühesten vergeht. Kaum daß wir jubeln: der Mai ist gekommen! — so sind seine Tage fast schon vorüber. Wir streiften nur die köstliche Oberfläche, ohne jemals ganz gesättigt zu sein.

3.

Nur ein Feldblumenstrauß.

Der Sommer ist herbeigekommen, die Obstbäume sind längst verblüht. Zwischen den hochaufgeschossenen Aehren, welche schon der Ernte entgegenwogen, blüht nun die mannigfache Schaar der allbekannten Feldblumen, und nimmermehr möchten wir ihre Poesie, diese poetischen Kinder unserer Fluren entbehren.

Einen Feldblumenkranz winden die Schnitterinnen und legen ihn um die Garbe für den letzten Erntewagen. Auch die alte Sitte ist noch nicht überall vergessen, nach welcher unsere heidnischen ältesten Vorfahren einen Büschel Getreide für die Rosse des Gottes Odin auf den Feldern stehen ließen und einen Kranz oder Strauß darüber legten, um Auge und Herz des Gottes zu erfreuen. Und einen Feldblumenstrauß sammelt das Kind, die Jungfrau; der Jüngling sucht „das Schönste auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt". Die Maler haben jederzeit den Feldblumenstrauß lieber gemalt, als das stolze Bouquet aus den Gärten und Treibhäusern; selber der heilige Mund des Bergpredigers hat ihn geweiht durch seinen Preis der Lilien auf dem Felde.

Nur solch schlichten Strauß auch wollen wir pflücken, ihn umwinden mit dem Mancherlei, was das Volksgemüth von jeher bei den einzelnen Blumen sann und dichtete.

Die Thore der Stadt liegen hinter uns mit ihrem Häusergewühl und Menschengedränge. Wenn wir über die Linden und Pappeln vor der Stadt hinaus sind und endlich abseits der staubigen Landstraße den breiten rasigen Triftweg in's Feld einschlagen, welcher zu einer fernen andern Mark führt, dann wird es allmählig stiller und einsamer um uns her. Von Weitem sehen wir die Häuser und Thürme wohl noch aufsteigen; von der Heerstraße dringt das Geräusch der Wagen und das Rufen der Menschen kaum noch leise und dumpf zu uns herüber. Aber um so lebendiger redet das zu buntem Gemisch hier um uns versammelte Blumenvölkchen, welches zwischen den Getreidehalmen hervor neugierig uns ansieht, zu unseren Füßen im kurzen Triftgrase und am Rain sich streckt oder lagert, an einzelnen Halmen auch wohl keck emporklettert.

Unser Auge ruht vor Allem auf den im himmelblauen Kleide stolzirenden Kornblumen. Von den Tagen der Kindheit her heimeln sie uns an. Uns ist, als beanspruchten sie auch, daß wir sie zuerst beachten und zum schmucken Strauße pflücken. Legt uns doch selbst der Dichter die Kornblume (Centaurea cyanus) an's Herz:

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein."

Und wie sollte sie unser deutsches Volk nicht vor allen anderen lieben, die Lieblingsblume unseres Kaisers Wilhelm I., der über den Lorbeer des Siegeshelden die blaue Feldblume nicht vergessen hat, welche er in der Jugend schon lieb und werth gewonnen hatte von seiner hochseligen Mutter her, der

besten Königin Luise. In Deutschlands schwersten Tagen trat diese, den Kornblumenkranz statt des Diadems im Haar, den übermüthigen Feinden ihres Landes einstmals herb entgegen und deutete den stolzen Spöttern diesen Kranz: das Land sei verwüstet und verarmt, so daß dessen Königin statt der Diamanten nur noch die Blumen des Feldes tragen könne.

Wie die Cyanen oder Kornblumen verdienen es die Klatschrosen und Raden aber kaum minder. Sind doch auch sie Gäste bei uns, welche man ehren muß, und zwar gleich den Kornblumen sind auch sie, sammt noch einigen anderen Feldblumen, Kinder des Morgenlandes, die mit den goldenen Körnern der Ceres vor freilich langer Zeit bei uns sich einfanden. Sie verkehren drum noch immer ausschließlich nur mit dem Kornfelde. Wir finden sie wohl einmal vereinzelt auf einer Wiese, einem Schutthaufen, einem Kartoffellande, an einem Waldsaume; aber da verlieren sie sich stets bald wieder, denn sie gedeihen eben nur im lauschigen Schatten des ihnen heimathsverwandten Getreidevolkes. Dessen Unkräuter nennen wir sie; aber sie schaden demselben kaum etwas, und wenn sie in noch so dichtem Gewühl da beisammen stehen, etwa mit Ausnahme der nelkenblüthigen eleganten Rade (Lychnis Githago); diese mag trotz ihrer schönen lilaen Radblumen kein Landmann leiden, weil der bittere Same dieser Pflanze sein Getreide in Verruf bringt. Indessen ist wiederum gerade die Rade auch im Landleben nicht völlig verachtet. Wie sie im Erntekranze mit prangt, ist sie besonders in manchen Gegenden Deutschlands den jungen Burschen und Mädchen ein inhaltvolles Wahrzeichen. Die Burschen pflegen sie nach alter Sitte denjenigen Mädchen, um welche sie freien

wollen, in's Fenster zu werfen, — sie ist ihnen die Blume des Geständnisses aufrichtiger Liebe.

Als Gefreundete des Aehrenfeldes stehen diese Fremdlingsblumen der Sage nach aber auch alle unter dem Schutzgeist des Feldes, der geheimnißvollen Roggentrud oder Roggenmuhme. Wenn im Mittagsbrande die Getreideähren stärker duften, geht diese leisen Trittes durch die Fluren und erschreckt und vertreibt dann die Kinder, welche leichtfertig in die Aehren treten, Kornblumen zu pflücken. Sie ergreift dieselben sogar wohl, fängt sie an ihren schwarzen Brüsten, und kläglich kommen sie um. Ja, sie betäubt auch zuweilen harmlos Vorübergehende. Kennen wir doch den so eigenen, süß betäubenden Geruch, welchen die üppigen Roggenfluren besonders unter der glühenden Mittagssonne uns entgegenathmen!

So hätten wir die buntesten Zierden der Getreideflur zum Strauße beisammen, die blauen, rothen, lilaen Farben, die Kornblume, Rade und Klatschrose. Diese konnten wir all und überall finden, auf ödestem Sandlande wie auf edelstem Weizenboden, im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes, in den Fluren der Ebenen so gut wie auf den Feldern, welche die Gebirgshöhen sich hinaufziehen. Aber wenn Kornblumen und Raden überall dieselben sind, so tritt der Mohn in mehreren Arten auf. Wohl haben die Klatschmohne (Papaver) alle dieselben scharlachenen oder feuerfarbenen Blumen, aber vor Allem die Früchte sind wesentlich verschieden bei den einzelnen Arten. Wir mögen nur die einzelnen Klatschrosen unseres Straußes darauf hin einmal betrachten. Hier pflückten wir einen dieser Mohne, dessen sterngekrönte

Frucht zu einer schlanken Keule verlängert ist, den Zweifelmohn (P. dubium); bei einem andern ist sie fast ebenso gestaltet, aber mit aufstehenden Borsten dicht bekleidet: es ist der Sandmohn (P. Argemone), die kleinste und schwächlichste Art; bei noch einer anderen, nämlich dem Feldmohn (P. Rhoeas), bildet die Frucht ein schönes Oval und die ganze Pflanze ist sehr ansehnlich. Blicken wir sodann die Blätter und den ganzen Wuchs dieser Arten an, so werden wir darin gleichfalls Verschiedenheiten entdecken. Diese Schwestern des orientalischen Schlafmohn unserer Gärten finden wir somit doch als sehr verschiedene Schwestern im Getreidefelde beisammen.

Der geehrte Leser oder Leserin, deren Heimath durchweg leidiges Sandland ist, wird sich mit den genannten Getreideblumen so ziemlich begnügen müssen. Nur der schwefelgelbe Hederich (Raphanus Raphanistrum) oder der diesem sehr ähnliche Ackersenf (Sinapis arvensis) machen sich da noch bedeutsam geltend und überziehen ganze Fluren mit ihrem satten Gelb, daß diese wie goldige Rübsenfelder schon aus der Ferne leuchten. Oder die schlanke gelbe Ackerranunkel (Ranunculus arvensis) lugt zwischen den hohen Halmen hervor. Die Kamille, ein echtes Kind des Sandes, deren Duft stark und doch beruhigend ist, durchblüht massenhaft einzelne Felder; Wicken und Erven aller Art, mit blauen, rothen, violetten Schmetterlingsblüthen ranken umher und empor. Vor Allem die anmuthigen Becherblumen der Ackerwinde (Convolvulus arvensis) vermissen wir nirgends; ihre langen pfeilblättrigen Stengel schlingen sich kletternd von Halm zu Halm und umhalsen in Verstrickung auch andere

Feldblumen. Diese weißblumige Verwandte der farbigen Winden und Ipomäen unserer Gärten wird auf unseren Feldern oftmals aber auch farbenschön; in helleres oder dunkleres Burgunderroth getaucht, blicken einzelne Becher uns an und erzählen uns dabei von der Huld der heiligen Jungfrau Maria, der sie das zu verdanken haben wollen. Wie die Sage berichtet, war einst ein Fuhrmann mit seinen Pferden und schwerem Wagen auf morastigem Wege stecken geblieben. Er hieb und trieb, aber die Pferde kamen nicht von der Stelle. Als er nun voller Verzweiflung war, trat eine herrliche Frauengestalt herbei; mit freundlichen Worten redete sie den Pferden zu. Diese zogen an, die Räder ächzten, und siehe, der tief eingesunkene Wagen kam wieder in Gang. Nun holte der dankbare Fuhrmann einen Labetrunk hervor, füllte ein Glas mit dem rothen Wein und reichte es der treuen Helferin in der Noth. Aber das Glas war so voll, daß einige Tropfen überflossen; sie fielen auf die weiße Ackerwinde. Und zur Erinnerung an das dankbare Herz des Mannes trägt diese Blume seitdem fort und fort die Spuren des rothen Weines.

Wo die Natur aber gütiger war und schweren Weizenboden gab, ja wo alluviales Gebiet, womöglich gediegener Lettenboden sich findet, da ist eine noch mannigfaltigere blühende Auswahl zur Hand. Vor Allem eine blaue und eine rosenrothe Blume durchwirken da in ganz wunderbarer Schönheit alle Saatenfluren und wollen dem Landmann das blühende Zeugniß für die Bodengüte solcher Gegenden sein. In dunklem Schönblau erhebt sich der Feld-Ritterſporn (Delphinium Consolida), welcher den in unseren Gärten kultivirten Ritter-

spornen weder an Farbenpracht noch elegantem Wuchs nachsteht. Welche allerliebste Feldblume, auch wenn wir sie einmal näher ansehen! Wie ein Delphin ist jede der einzelnen Blüthen gestaltet, und wie die treuen Fische des Arion schwimmen sie, von hohen Stengeln getragen, in dem wohligen Aehrenmeer. Bezeichnend ist darum für den Ritterspurn der Name Delphinium, und durch diesen originellen Blüthenbau steht die schöne Feldblume ganz einzig da unter allen anderen Florakindern. Noch eigenthümlicher freilich dürfte eine frühere Verwendung des Ritterspurns sein, dem man zutraute, daß er kranke Augen gesund machen könne. Und zwar knetete man ihn zu dem Zwecke mit Jungfernwachs zu einem Kügelchen zusammen und trug dasselbe um den Hals, indem man zugleich für die heilige Ottilie, welche als Augenheilige galt, drei Messen lesen ließ und in ihrem Namen die Armen beschenkte.

Indem wir weiter den Feldpfad entlang schreiten, wird unser Blick gefesselt durch die rosenrothe Blüthenpracht der Platterbse (Lathyrus tuberosus), welche ganze Felder mit dem Zauber ihrer Farbenköstlichkeit und Blüthenfülle überschüttet. Es ist unstreitig die lieblichste aller deutschen wickenartigen Blumen, und in Staunen und Entzücken geräth der nur mit der Feldblumenflor von Sandgegenden Vertraute, wenn er bei einer Wanderung etwa durch die fruchtbaren Auen der Magdeburger Börde diese rosige Schönheit der Felder zum ersten Male erblickt. In zarte Morgenröthe getaucht erscheinen aus der Ferne solche Felder. Wenn wir herbeikommen, überrascht wiederum der süße Geruch dieser Feldschönen. Nun mögen wir sie näher betrachten. Wir erkennen sie als

eine reizende Kletterpflanze; an den Halmen klimmt sie empor bis zu den Aehren hinauf, umschnürt diese hie und da mit ihren Ranken, und oben angekommen entwickelt sie die Herrlichkeit ihrer reichen schmetterlingsblumigen rothseidigen Blüthensträuße. Freilich, dem Landmann sind sie für die Saaten nur störende Rankenpflanzen; aber darum können wir um so eher einige der Blüthen pflücken oder vielmehr einige Stengel von den umhalsten Halmen losreißen und unserm Strauße bestens beifügen.

Hie und da lockt im Aehrengedränge wohl noch manche andere Feldblume, welche wir freudig begrüßen. Ist doch auch fast die ganze Toilette der Cyprischen Göttin hier zu finden! Der zierliche Venuskamm (Scandix Pecten Veneris) drängt sich zwischen die Halme, eine der Petersilie oder dem Körbel ähnliche weißblüthige Doldenpflanze, deren zierliche Früchte lang wie Nadeln sich strecken und artig gereiht wie ein Kamm, so daß diese Pflanze dem Haare der schönen Liebesgöttin wohl gewidmet werden konnte. Auch der Venusspiegel zeigt sich uns in einer am Boden sich hinstreckenden Pflanze, deren veilchenblaue Windenblumen als zahllose blaue Metallspiegel vom Boden her uns anschauen. Die Blumen des Venusspiegel sind so schön, daß sie auch in Gärten verpflanzt sind, wo sie die Beete malerisch überziehen, sowie man sie auch in Töpfen gern am Fenster hegt. Die Venus, welche, einst dem Meeresschaum entstiegen, sich hinter einem Myrtenbaume versteckte, aber immer dem Meere zugethan blieb, — wir finden sie sinniger Weise so noch immer im Aehrenmeere. Auch ihre Lieblinge stehen da in blühender Anmuth umher. Die Göttin hatte vor Allem den schönen Flötenspieler Adonis sich aus-

erwählt; er wartet noch heute in der Nähe der genannten Venuspflanzen: das Adonisröschen (Adonis aestivalis), eine schlanke, zierliche Pflanze mit feingetheilten Blättern, zinnober- oder dunkelrothen, zuweilen goldgelben Röschenblumen. Es streckt sich unwillkürlich die Hand aus, auch diese reizende Ackerzierde zu brechen.

Ob die Schaar der echten Feldblumen damit geschlossen ist? — Die schönsten dürften wir allerdings gepflückt haben. Aber ihre Zahl ist bei weitem größer, als der durch das Feld streifende harmlose Wanderer meint. Wir treffen ab und zu, oft weite Fluren völlig überblühend und da dem Landmann verhaßt, die goldgelbe kamillenblüthige Wucherblume (Anthemis segetum). In Gegenden, wo sie vorkommt, ist sie ganz gemein verbreitet und jedem Bewohner wohl bekannt, aber sie kommt eben nicht allerorten vor. Auch manche andere Blumen können wir nur in bestimmten Gegenden finden. In weiten Strichen Deutschlands suchen wir völlig vergeblich etwa das seltsame steife Hasenohr (Bupleurum rotundifolium), die mit großen Dornfrüchten starrende Haftdolde (Caucalis daucoïdes), das kleine dreihörnige Laabkraut (Galium tricorne), die großblumigen Schirmdolden der Orlaya grandiflora, aber in Kalkgegenden, besonders in den Districten des Muschelkalk, sind diese die Charakterpflanzen aller Feldfluren.

Unser Feldblumenstrauß dürfte jetzt wohl groß genug sein. Doch fehlt dem Strauße noch die eigentliche Grazie, welche erst die zart gefiederten hohen Rispenschweife der Gräser verleihen können. Eine sinnige Hand wird nie versäumen, diese dem bunten Strauße einzufügen und so demselben eine

besondere Anmuth geben. Das Feld selber bietet dazu bestens geeignete Gräser, welche gleichfalls ausschließlich im Getreide vorkommen. Bald werden wir bei nur einiger Umschau die Rispen der Getreidetrespe (Bromus secalinus) erblicken, deren einzelne Aehrchen wie ovale dicke grüne Perlen flatterig hängen, ein Gras, das vormals im Rufe der Giftigkeit stand, jedoch völlig unschuldig ist. Das einzige giftige deutsche Gras ist der schlanke weizenährige Taumellolch (Lolium temulentum), gleichfalls ein Getreidegras, welches vielleicht unweit davon steht. Aber in den Feldblumenstrauß mag auch dieser ohne Gefahr aufgenommen werden; ist ihm doch auch das Volk nicht durchweg gram und weiß ihm sogar manche Tugend nachzusagen. Man erzählt sich, daß der Lolch wenigstens den Obstbäumen zuträglich sei; wenn dieselben ihr Obst unreif abfallen lassen, brauche man ihren Stamm nur mit einem Kranz von Lolch zu umgürten, so sollen sie am Baume bleiben und weiter reifen. — Allüberall aber gewahren wir über dem Aehrenfelde, und die Getreidehalme noch überragend, die wehenden blaßgrünen Rispen des feinstblüthigen, malerischesten aller deutschen Gräser. Jedem leisen Windhauch hingegeben wallen und neigen seine großen vollen und doch so zartest zertheilten Blüthenschweife als luftige Wimpel über dem wogenden Aehrenmeer. Das Volk hat es bezeichnend den Windhalm (Apera spica venti) benannt, und unserm Feldstrauße dürfte es ein Schmuck sein, den kein anderes Gras ersetzt.

Wir vergessen aber nicht, als edelste Gräser auch goldene Getreideähren in den Strauß zu legen. Denn Gräser sind auch diese! Das sind sie nach ihrem botanischen Bau; nur

sind durch das Bemühen der bildenden Menschenhand ihre Körner größer, voller, mehlhaltiger geworden: eine Nahrung für den Menschen, der Segen des täglichen Brodes! Sie sind die Culturgräser, mit deren Anbau der Culturzustand der Menschen selber begonnen hat.

Freilich ein Feldstrauß aus Blumen, Gräsern und Aehren nur ist's, was wir nun in der Hand halten. Aber ob er nicht unvergleichlich schön ist in seiner Farbenpracht und zarten edlen Form? Weiß er doch auch zu erzählen von alter und neuer Zeit, von der Treue dieser Blumen zu den wogenden Halmen des Feldes bis auf den heutigen Tag. Er weiß nicht minder zu sagen von den seltsamen Gedanken und Gebräuchen unserer Vorfahren, deren Gemüth tiefer als das unsere sich in das Leben des Feldes und dessen blühende Flor versenkte.

4.

Am Feldrain.

Noch manche andere Blume können wir zu unserm Feldsträußchen pflücken, wenn wir am Feldrain entlang wandern. Der Feldrain ist von jeher dem Deutschen ein poetischer Landstreifen gewesen. Hier wandelt der Landmann entlang, wenn er am Sonntagnachmittag seine Fluren begeht, um sich ihrer andächtig zu freuen oder sie dem Nachbar zu zeigen, der auf Besuch bei ihm ist. Es schleicht da auch der Feld-dieb vorsichtig im Morgengrauen. Die Schnitter ruhen hier,

wenn die Sense einmal ruht und das einfache Mittagsessen verzehrt wird. Hier liegen die Kinder und spielen umher, welche die Mutter doch nicht daheimlassen wollte, während sie draußen im Felde die fleißigen Hände regt.

Der Rain ist so schön vor Allem, weil er so blumig ist! Oder wäre der Leser noch nie zwischen den Aehrenfeldern über ihn hingeschritten und hätte sich gefreut des buntblumigen Gewühles aller der mannigfachen, gerade da angesiedelten Kräuter und den erquickenden Duft derselben eingeathmet! Eigenthümlicher Weise ist's aber eine ganz aparte Flor, welche da steht. Mögen einzelne dieser Blumen auch auf Triftwegen oder unter Hecken und an Landstraßen sich einmal finden: ihr ureigenster Platz ist doch eben der Feldrain!

Wir sind überrascht von der blühenden Fülle, die sich angesiedelt hat auf den schmalern oder breitern Landstreifen. Den Rain bricht keine Pflugschar um; es können darum hier die Flurpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht sich ungestört weiter entwickeln, und darum sind es charakteristisch zum größten Theil auch ganz andere, als welche im dichten Halmenmeere des Feldes prangen. Sie brauchen nicht jedes Jahr von neuem aus Samen zu erstehen, wie doch für die Kornblumen, Raden, Mohne, Rittersporn und Hederich, kurz für alle eigentlichen Feldblumen nöthig ist. Wir haben es daher bei der Rainflor nicht mit einjährigen, sondern zumeist mit mehrjährig ausdauernden Pflanzen zu thun. Ihre holzigen Wurzeln gründen sich fester und tiefer in den Rainboden; sie selber auch sind meist holzige Pflanzen, deren viele wir kaum pflücken können, sondern abbrechen oder vielmehr abreißen müssen.

Solche völlig holzige Rainpflanze erhebt sich stolz und edel dort kerzengerade mit dunkelgrünen fiedertheiligen Blättern, welche an die Wedelblätter der schönsten Farrn erinnern, und der hohe Stengel ist gekrönt mit einer Dolde dunkelgelber Blüthenköpfe; Rainfarrn ist darum der bezeichnende deutsche Name. Ein starkes, fast allzustarkes Aroma strömen die schönen vollen Blüthen uns zu, und die Blätter machen für unsere Geschmacksnerven, wenn wir es probiren wollen, sich geltend durch heftige Bitterkeit. Sollte mancher Leser diese Pflanze nicht kennen, so kennt sie doch jeder — Schlächter, wenigstens in den meisten Gegenden Deutschlands; nach altem Herkommen holt und verwendet dieser die harten Stengel dieser Pflanze als Speiler zu seinen Würsten. Somit hat aber Jedermann Stengelstücke des Rainfarrn schon in Händen gehabt. Anderes Holz thäte es wohl auch, indessen liegt dem Gebrauche eine alte volksthümliche Vorstellung zu Grunde, wonach die Wurst doch so am besten berathen ist. Der Rainfarrn stand ja von Alters her im Rufe, gegen Hexen und Zauber kräftig zu sein, und somit war die mit solchem Holze gespeilte Wurst gesichert vor Hexentrug und bösem Zauber. Mit großen rothen Blüthensträußen wächst hier am Rain auch der von allen Unholden und Unholdinnen am meisten gemiedene Dosten, ein Kraut mit thymianartigen feinen Blüthchen und Blättern, bis mehrere Fuß hohen geraden Stengeln, welches in den meisten deutschen Landstrichen, nicht freilich in Sandgegenden, am liebsten auf Kalkboden, massenhaft vorkommt. Es ist eine schlanke, zierlich blühende Pflanze; aber wir mögen bei ihrem Anblick uns zugleich froh und glücklich preisen, in einer Zeit zu leben, wo wir harmlos uns der Schönheit

dieser Blume freuen können, ohne an Hexen und Zauber zu denken und uns des Schutzes dieser Blumen versichern zu müssen. Denn so war es vordem, als das Volk den Vers ersann:

Dosten, Dorant und rothe Haid
Bringen den Hexen vieles Leid.

Ja, der Dosten war ein mächtiges Kraut gegen Alles, was zum höllischen Reich gehörte, auch gegen Gespenster und jegliche Geisterwelt. So erfuhr es jene Frau, welche, wie eine Sage geht, von einem Gespenste gelockt wurde und demselben unwiderstehlich folgen mußte. Es ging mit ihr durch einen Garten und bat da plötzlich erschreckt die Frau, nicht auf den daselbst wachsenden Dosten zu treten, indem es sprach: „Hebe auf dein Gewand, daß du nicht fallest auf Dosten und Dorant.“ Dies letztere Kraut war nicht minder den Unholden verhaßt. Glücklicher Weise erinnerte sich die Frau aber, einmal von der Kraft des Dosten gehört zu haben. Und siehe, als sie sich rasch nun in dies Kraut legte, war das Gespenst alsbald verschwunden. Aehnlich war die Wirkung in einem andern Falle, wo ein Mädchen ihrer Mutter mittheilte, ihre Pathe habe sie gelehrt, Mäuse zu machen. Die Pathe ist eine Hexe, dachte die Mutter, und sie nähte ihrem Kinde nun heimlich Dosten und Johanniskraut ins Kleid. Als dasselbe einmal wieder zur Pathe ging, harrte ihrer dort schon der Teufel, um das Mädchen zu entführen. Aber nun roch er den Dosten, entwich jämmerlich, und rief aus: „Dosten und Johanniskraut verführen mir meine Braut!“ So mag sich auch die mittelalterliche Sitte erklären, daß die Henker jene armen als Hexen gefolterten Mädchen und Frauen, wenn

diese unter den Folterqualen ohnmächtig wurden, mit Dosten zu beräuchern pflegten; dann konnte ja der Teufel sich ihrer nicht mehr annehmen, ihnen nicht mehr durch die Ohnmacht über Folterschmerz und Geständniß weghelfen. So ist der mittelalterliche Aberglaube in seiner unheimlichen Geschichte reichlich durchwoben von seltsamen Berichten über die unvergleichliche Wirkung des thymianartigen Dosten.

Ueber die rothe Haide, über den duftigen Thymian treten wir ferner beim Gange den Rain entlang. Sie blühen und duften uns Frohsinn und Naturfrieden, und die über dem Thymian summenden, surrenden Bienen und Insekten allerlei, welche den letzten Zug des Tages trinken, um dann heimzukehren in ihre Baue und Wohnungen: sie sind uns Stimmen der Lust und des Wohlseins, mit dem eine gütige ewige Mutter alle ihre Creaturen beglücken und befreien will.

In rothen Tönen blüht es noch reichlicher vor uns her auf dem Rain. Mit flüchtigem Gruße gehen wir vorbei an gar manchen in diese Farbe der Wärme getauchten Blumen. Bewundernd bleiben wir einen Augenblick aber stehen vor einer der schönsten aller Flurpflanzen. Lang hingestreckt, oft dicht über einandergelegt sind deren zähe Stengel und mit fiedrigen Blättern besetzt; so lagern sie umher und an ihrem reichen Gezweige prangen weiße, rosenroth gemischte Blumenbüschel neben Blumenbüscheln, und diese in einer Fülle und Größe, daß ganze Plätze davon zauberisch überschwellt sind. Und welche Anmuth im Bau jeder einzelnen Blüthe! Zu den Schmetterlingsblüthlern, dieser höchst organisirten Pflanzenfamilie gehörig, ist sie wickenblüthig zusammengesetzt aus

einer rosenrothen Fahne, röthlichen Flügeln und weißem Schiffchen, — eine der reizendsten Phantasien, welche die Pflanzenwelt zu Stande gebracht hat! Und es sind dieselben bis über zwanzig zu einer dichten Dolde, gleichsam einer rosigen Krone zusammengestellt, weshalb das Volk diese schöne Flurblume mit Recht die Kronwicke benannt hat. Besonders auf kalkigem Sandboden findet sie sich überall und da oft in solcher Menge, daß ein von ihr besetzter Feldrain wie ein Rosenband zwischen den grünen Kornfeldern sich hinzieht. Die Kinder springen freudig herzu, eine ganze Hand voll zu pflücken, und wir selber stehen in Entzücken verloren vor dieser aus ödem, gelbem Sandboden wie hervorgezauberten Blumenherrlichkeit. — Unweit davon scheint noch eine schönheitliche Schwester dieser Kornwicke am Rain zu stehen: nur mehr vereinzelte und noch größere, in Form und Färbung aber ganz ähnliche Blumen auf aufrechtem, dornigem, kleinblättrigem Stengel. Es ist eine botanisch nahe Anverwandte, aber doch eine ganz andere Gattung: der Weiberkrieg, wie ihr Name scheinbar geheimnißvoll lautet. Eine schöne Fragerin möchte wohl wissen, was der häßliche Name bedeute. Aber ich bitte zuvor, einen der zähen Zweige abzubrechen. Ihr luftiges Kleid streift dabei nahe an: die Dornen haben es schon erfaßt, — und sie fragt nicht wieder woher der Name Weiberkrieg rühre.

Wenn die beiden letztern nur schön sind, ein phantasievoller Schmuck des Raines, so erhebt sich vor uns mit hohen großen goldgelben, reich- und feinblumigen Blüthenschweifen die duftigste aller Flurpflanzen, welche keinem deutschen Raine fehlt und massenhaft da vorkommt. Das gelbe Laab-

kraut ist es. Als dichte hohe goldige Ruthenbüschel strebt es schlank empor zwischen all' dem niedrigen Gekräute, als dessen vornehmstes es sich nicht minder durch einen starken, jedoch überaus lieblichen Geruch auszeichnet. Seine vierblättrigen feinen Blumensternchen, deren ein einziger Blüthenschweif viele hunderte trägt, sowie die wirtelig gestellten schmalen Blätter des Stengels kennzeichnen es als nahe Anverwandte der industriell so werthvollen Krapppflanze, gleich welcher es zu der Familie der Stellaten oder Rubiaceen gehört. So viel Arten Laabkraut in Wald und Wiese, an Ufern und Felsen für den Botaniker aber wachsen mögen, — das Volk kennt doch nur das gelbe duftige Laabkraut am Rain und wußte von jeher über dasselbe um so mehr zu sagen. Wenigstens in früherer Zeit; die Neuzeit ist der grünen Natur ja fern getreten und hat vor Allem die Sagen, Gebräuche und Erfahrungen von Kräutern und Blumen verlernt, in welche sich Gemüth und Beobachtung der frühern Zeit so gern und innig versenkte. Selbst bis auf die Namen der Pflanzen in Wald, Flur und Aue hat nicht nur der Städter, sondern haben vielfach sogar die Anwohner der freien Natur sich des Sinnes für die deutsche Blumenwelt entschlagen. Viel Irrthum und Aberglaube ist vormals freilich mit untergelaufen, dessen Kenntniß für uns nun mit zu der Geschichte der Pflanzen selbst gehört und sie uns gedankenvoller und interessanter macht durch solchen geschichtlichen Hintergrund. Unser Laabkraut vornehmlich hat früher hohe Ehren gehabt. Es trug auch den seltsamen Namen: „Unserer lieben Frauen Bettstroh." Man wollte nämlich wissen, daß die Jungfrau Maria im Stalle zu Bethlehem diese duftige Pflanze ihrem

Neugeborenen in der Krippe untergebreitet habe. Natürlich mußte es in Folge davon seitdem wunderbare Eigenschaften erhalten haben, und es hat somit guten Grund, daß unser Laabkraut nicht blos in natürlicher Wirkung als Laab für die Milch verwendet wurde, sondern dessen Säfte fort und fort auch das begehrteste Wunder verrichten konnten: nämlich das Leben weit über das gewöhnliche Maß zu verlängern. Das Volk erzählte sich von einem Könige am Rhein, welcher sich sehr vor dem Tode fürchtete und seinen Aerzten höchsten Lohn versprach, wenn sie ihm ein Mittel wider den Tod gäben. Da verordneten sie ihm als ein Geheimniß den Saft des Laabkrautes; wenn er davon jeden Tag ein wenig genieße, werde er uralt werden. Einer seiner Knechte, der sich gleichfalls ein langes Leben wünschte, hatte von dem Saft genascht und der König erfuhr dies. Als er zornig denselben zur Strafe dafür nun wollte hinrichten lassen, wußte der Knecht sich aber klug zu retten, denn er sprach: „wenn ich von dem Safte getrunken und dennoch sterben muß, so hilft ja der Saft nicht wider den Tod!“ Das machte den König bedenklich und er schenkte dem Knechte das Leben, und sie haben beide noch lange gelebt. Alt und lebensmüde sind sie endlich freilich doch gestorben; denn sie leben heute beide nicht mehr.

Das Laabkraut hat in der That mindestens aber eine prophetische Gabe. Es kann nämlich das Wetter anzeigen! Wenn seine Blüthenrispen sich auseinander blähen und vornehmlich stark duften, so hat die Erfahrung gezeigt, daß das gute Wetter dann meist umschlägt und Regentage kommen. Es ist dadurch ein zwar nicht untrügliches, doch nach hie und

da herrschender Volksmeinung nicht ganz verächtliches blühendes Barometer.

Derselbe Name „Unserer lieben Frauen Bettstroh“ hatte vordem im Volke noch eine andere Blume, welche gleichfalls auf dem Feldrain wächst: hoch und schlank wie das Laabkraut, aber mit duftlosen, weit größeren goldgelben, seidig glänzenden Blumen. Ihre Blätter, gegen das Licht gehalten, sind von lichthellen Punkten durchsetzt, und diese Punkte sollen von Nadelstichen herrühren, welche der über den Segen dieser Pflanze ergrimmte Teufel ihr einst beibrachte. Das ist das Harthen oder Johanniskraut. Es gehört als nothwendigste Blume in die Johanniskrone oder den Johanniskranz, welche man hie und da in Deutschland am Johannistage aus Feldblumen windet und festlich über die Hausthür hängt. Es ist das eine Sitte, welche als jahreszeitliche Poesie an vielen Orten, mir bekannt besonders in vielen Städten und Dörfern an der Mulde und Saale, bis auf den heutigen Tag Haus für Haus gebräuchlich ist; wer es daselbst unterläßt, ist das Jahr über vor Blitzeinschlag und allerlei Krankheit durchaus nicht sicher. Dies Kraut hat seine Macht aber von Johannes dem Täufer, aus dessen Blute es hervorgesproßt sein soll. Die bösen Alterthumsforscher wollen freilich wissen, daß die Ehren, welche das Johanniskraut genießt, aus dem deutschen Heidenthume stammen und nur verchristlicht sind. Schon bei der altheidnischen Feier der Sommersonnenwende, auf deren Tag in der Christenheit das Johannisfest verlegt wurde, war das Johanniskraut bedeutsam, indem man dann die Altäre und Opferthiere der Götter insonderheit mit diesen Blumen schmückte, welche um ihrer glänzend

gelben Farbe willen dem Sommer und dem Sonnengotte Odin geweiht waren. So wurde die Blume dieser Jahreszeit naturgemäß die Blume des geehrten christlichen Heiligen; dieser soll sie seinerseits nun aber mit so heiligen Kräften und Wirkungen ausgestattet haben, daß kein Zauber vor derselben bestehen kann und alle Teufel sammt Genossen und Genossinnen davor fliehen müssen. Jagteufel oder Teufelsflucht, oder Teufelsfuchtel sind die bezeichnenden Namen, welche das Volk diesem mächtigen Kraute nun gab. Aber der Leser oder die Leserin haben vielleicht selbst ihre sinnige Freude schon an den Kräften und Wirkungen gehabt, mit denen die gelben Blumen überraschen. Denn zwischen das weiße Taschentuch gedrückt, färben sie dasselbe dunkelroth; es ist in Folge eines in Drüschen enthaltenen Farbesaftes. Die Mädchen machen die Probe gern und wissen, die starke Röthung des Tuches bedeute die Untreue des fernen Geliebten, es blute dann der theilnehmenden Blume das Herz. Ob es freilich wegen der angegebenen natürlichen Ursache nicht immer bluten muß!

Wollen wir weiter den Rain entlang wandern? Die abendliche Sommerluft ruht so still und warm noch über den Fluren, die Lerche, als fast unsichtbarer Punkt im blauen Raum verloren, schmettert noch ihr letztes Lied. Wo könnten wir da lieber noch weilen, als auf dem duftigen Blumenstreifen. Die hohen Aehrenfelder begleiten uns zur Rechten und zur Linken. Sollten wir nicht da auch die schönen Scabiosen noch irgendwo antreffen, welche doch auf allen Rainen und Wegrändern sandiger Gegenden stolziren, auf edlem Schaft ihre große blauviolette oder röthliche Blume tragen.

Wie eine Asterblume sieht die Scabiose aus und trägt ihre einzelnen vielen Röhrchenblumen in einem gemeinsamen Hüllkelche, gleichsam in grünem Blumenkorbe. Auch Korbblüthler selbst aber, wie der Botaniker die Familie der aster- oder georginenartig zusammengesetzten Blumen nennt, können wir gar manche finden, wenn wir weiter über den Rain hinschreiten. Hier etwa das Perlenweiß oder die große Römische Camille, mit weißen Blumenstrahlen und gelber Scheibe, ist wie zu Blumenbeeten vereinigt; dort die gelben strahligen Blüthenköpfe des Jacobskrautes, welche, hie und da zu noch höhern Gruppen vereinigt, dazwischen ragen. Es nickt auch die schönste deutsche Distel uns zu, die Nickdistel mit ihren dunkelrothen großen stachlichten Blumenhäuptern. Mögen wir über diese aber auch kleinere Korbblüthler, die winzigen weißen Fadenkräuter, den kropfigen gelben Lämmersalat und anderes kleine Geblüme nicht übersehen! Wir pflücken als unvergänglichstes Andenken an den Feldgang endlich noch einen Strauß der auf jeglichem Sandboden weithin verbreiteten gelben Immortellen oder Strohblumen. Sie sind es, aus denen das Volk die nimmer welkenden Kränze windet, welche die Liebe auf die Hügel der Heimgegangenen andächtig legt, oder mit denen wir daheim deren Bilder umrahmen. Das Symbol der Treue sind sie von jeher gewesen, und an manchen Orten sollen noch jetzt die Mädchen nach Mitternacht hinausgehen, um sie zu pflücken und durch die Kränze, welche sie daraus winden, sich die Treue ihres Liebsten zu sichern. Der starke Duft und das Goldgelb der vielen Blüthenköpfe auf den graugrün beblätterten schlanken Stengeln haben diesen Immortellen von jeher

einen Werth in den Augen des deutschen Volkes verliehen und sie zu Schmuck und Sinnbild verwenden lassen. Ja, auch als ein mächtiges Kraut kannte man sie vor Zeiten; das Haus, in dem die Kränze hingen, bewahrten sie vor Blitzschlag und sie vermochten auch die Menschen selber schuß- und stichfest, ja sogar unsichtbar zu machen, wofern man das Kraut unter Schweigen an einem Sonntage ausgrub, auf welchen zugleich ein Festtag fiel. Seltsame Einfälle einer seltsam verwirrten Vorzeit! rufen wir wohl aus. Die Vergangenheit mit ihren Verirrungen und die Gegenwart mit ihren tiefernsten Empfindungen ziehen so aber durch unsere Seele, indem wir hinschreiten über den blumigen Rain, dessen Blumen uns auch von dem Fürchten und Hoffen, vom Lieben und Leiden der Menschen erzählen, die von jeher ihr Herz so innig an die Pflanzenwelt gehängt und dieselbe als den Ausdruck des menschlichen Wünschens und Fühlens angeschaut haben. Sollen wir mit unserm klareren Geiste, als ihn die Vorzeit hatte, aber nicht doch auch unser Herz gern ihnen hingeben, die so freundlich und glücklich zu uns aufschauen und durch ihr Dasein das unserige besänftigen und erquicken wollen!

Ja, was wäre die Erde ohne Blumenwesen, sprechen wir leise zu uns selber, indem wir weiter durch die Aehrenunendlichkeit wandeln. Nicht die Prachtgewächse sind dabei gemeint, welche die Kunst als Zierrath unserer Gärten zieht, — nein, die trauten Blumen in Feld und Flur und Wald. Diese vor Allem reden zu uns mit heimathlicher Sprache, mit Erinnerungen der Vorzeit und unserer eigenen Kindheit; sie ergreifen auf geheimen Wegen unser tiefstes Gemüth und

gleichen manche Conflicte des Lebens und Herzens aus, wenn wir im Anschauen ihres ruhigen Glückes den eignen Frieden suchen.

Der Feldrain besonders aber ist solch' heimlicher Erdenstreifen, auf welchem eine schöne und traute Blumenwelt versammelt ist. Kornblumen und Klatschrosen des Feldes gesellen sich vereinzelt dazu. Die braunen oder silbergrünen Rispen zierlichster Gräser flimmern dazwischen. Ja, wohin unser Fuß hier nur tritt, kann er nicht anders als über Blumen wandeln.

5.

Im Wiesengrund.

Der Feldweg führt uns zu einer fruchtbaren Niederung; wasserreiche Gräben durchschneiden dieselbe, von Weiden und Erlengebüsch bewachsen, und vor uns dehnt sich nun eine weite, frische Wiesenfläche. Wie wandelt sich's behaglich da über den schmalen, festgetretenen Wiesenpfad; wie grünt es erquickend, so weit das Auge schweift, und in den sonnigen Lüften gaukeln bunte Schmetterlinge, flirren Libellen und summen die Fliegen, setzen und wiegen sich auf Blumen, welche allüberall aus dem Wiesengrunde hervorblühen.

Die Wiese ist übrigens die natürliche Schwester des Feldes, dem sie so treulich sich anschließt! Gewiß, auch das Feld ist eine Grasflur, von nur ganz anderem Charakter. Die Getreidehalme sind cultivirte Gräser, deren wilde Stamm-

eltern freilich selbst in ihrem heimathlichen Morgenlande nicht mehr haben aufgefunden werden können; und sie haben nur eine jährige Dauer, weshalb sie jedes Jahr von neuem auf die Felder angesät werden, auf jedes Feld eine bestimmte Sorte; der Landmann läßt sie da bis zur Körnerreife wachsen, dann erst sie zu schneiden. Alle Wiesengräser hingegen sind heimische, ungekünstelte Landeskinder, und mannigfache Arten stehen da harmlos vergesellschaftet durcheinander; in Folge ihres büschlig sprossenden oder unterirdisch kriechenden Wurzelstockes haben sie das Bestreben, sich zu Rasen zu verfilzen, und sie bilden allmälig so die zusammenhängende Grasflur. Ueppig vegetiren sie fort und fort, da der Landmann sie stets vor ihrer Körnerreife schneidet, so daß Saft und Kraft nur ihrem Rasen zu Gute kommt, und da sie zudem mehrjährige Dauer haben, bleibt die Wiese von Jahr zu Jahr. — Gleichen die Gräser nicht darin den Bäumen? Wie diese sich gesellschaftlich zu Waldbeständen zusammenschließen, ganz so auch die Gräser zu Fluren, wo nur noch inniger Halm an Halm sich drängt. Und im Walde findet zugleich gar manche Blume eine Stätte! Ebenso bleibt auf der Wiese für manch eine solche noch genugsam ein Plätzchen übrig. Im Frühjahr vor Allem blüht auch die Wiese mit Blumen mancherlei, welche schon im Vorfrühling üppig trieben und ihre Blüthen nun bereits öffnen; die Grasvegetation stört sie ja noch durchaus nicht.

Sei uns willkommen hier, du trautes Gänseblümchen (Bellis perennis) vor Allem! Ein echtes Wiesenkind der ersten Frühlingstage, blüht es unverdrossen doch weiter, bis nach Sommer und Herbst es wieder Winter wird; ja, auch dann

kann man seine fröstelnden, weißen Strahlenblümchen zuweilen noch in der Januarsonne leise aufgeschlagen finden. Nur ein bitterkalter Winter tödtet auch seine Blumen! Ja, wie unser Gänseblümchen ein kosmopolitisches Pflänzchen ist, in allen Erdtheilen, unter allen Länge- und auch fast allen Breitegraden sich vorfindet, so ist es selbst an keine Jahreszeit gebunden. Aber im ersten Frühling blickt es uns am rührendsten an, wenn die überwinterten, nur erst kurzgestielten, grünen Winterknöspchen sich schüchtern noch kaum zu öffnen wagen; bald aber sprießt aus ihrem breiten Blätterrasen Blümchen neben Blümchen empor, und eins nach dem andern blüht munter nun auf. Die Kinder, welche nach dem langen Winter zum ersten Male in's sonnige Freie hinaus durften, finden es allüberall auf Aengern und Wiesen unter lautem Jubel, und sie flechten aus ihren Blumen den ersten Kranz des Jahres, mit dem sie das kleinste Schwesterchen schmücken. Aber der Abend sinkt oder die Sonne verzieht sich; die weitgeöffneten Blumenstrahlen legen sich müde ein, die Gänseblümchen sind schlafen gegangen! Ja, es ist auch eine wunderbar sensible Schlafblume, welche mit Sonnenuntergang die Nacht über schläft und erst vom Morgenstrahl sich wieder wecken läßt.

Der frühe, grüne Tummelplatz ist die Wiese auch den Ranunkeln, welche schon an der Schwelle des Frühlings jeglichen Grasplatz mit ihren gelben Blumen, goldnen Frühlingssternen ohne Zahl, überblühen. Und zwar ist's die Scharbocksranunkel (Ranunculus Ficaria), welche ihre saftigen Stengel, mit glänzendgrünen, nierenförmigen Blättern, dann schon umherbreitet; die Märzsonne öffnet

auch deren goldgelbe, glanzvolle Blumenkronen. Wahrlich, der blondgelockte Frühling selber springt in ihnen aus dem Wiesengrunde hervor, lacht bei jedem Sonnenblick aus ihnen zu uns herauf. Seine Lieblingsblume der Wiese, die Scharbocksranunkel, ist aber zugleich sein treuestes Gespiel. Denn ist sie abgeblüht, so schwindet sie für immer mit dem Frühling hin; auch im Herbst erscheint sie niemals wieder, während doch alle übrigen Frühlingsblumen der Wiese dann zuweilen noch einmal in vereinzelten Spätlingen sich blühend zeigen. Und gar originell ist seine Vermehrung, die es schon im Frühling für's nächste Jahr vorbereitet, und zwar weniger durch Samen, als vielmehr durch Knöllchen; ja es ist ein wirkliches Knollengewächs, aber ein seltsames solches. Sehen wir im März oder April die soeben blühende Pflanze an: wir finden in den Blattachseln kleine grüne, glatte Knöspchen. Diese entwickeln sich aber nicht zu Seitenzweigen, wie zu vermuthen wäre, nein, sie vergrößern sich nur, werden ovale oder keulenförmige, später sich kartoffelartig bräunende, stärkemehlhaltige, feste Knöllchen; völlig ausgewachsen haben sie die Größe fast eines Dattelkernes. Die Pflanze stirbt jetzt ab, legt sich zu Boden und verwest; jene Knollen liegen abgelöst und zerstreut auf der Erde umher. Verwundert erblickt sie da Mancher, er weiß nicht, was sie sind und woher sie stammen; als Himmelsgerste hat sie vormals, wegen ihrer Aehnlichkeit mit großen Gerstenkörnern, das Volk benannt und ernstlich gemeint, sie seien vom Himmel herab geregnet. Sie warten nur, regungslos am Boden liegend, daß der nächste Frühling sie weckt und aus ihnen junge Scharbocksplänzchen lockt.

Das Gras schießt höher auf, und mit ihm streben andere, aufrechtstenglige Ranunkeln jetzt empor, mit hahnenfußartigen, ausgespreizten Blättern, prangend mit demselben Goldgelb zahlreicher Blumen. Aber wir beachten sie bald kaum mehr vor dem schlanken Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis), diesem ersten Kreuzblüthler der Wiesen, dessen bläuliches Blüthenweiß, „wie Schaum des Meeres" über dem grünen Wiesenmeer schwimmend, die Wiese als ihr Aprilschmuck verschönt. Wenn seine letzten Blüthen fallen, dann ist aber im Mai erst die rechte Wonnezeit des Wiesengrundes gekommen.

Nun blühen die Gräser. Ihre zartzertheilten Blüthenrispen, hoch aufgeschossen über die Halme, bilden in ihrer feinen Verästelung ein zart durchsichtiges Gewühl, dazwischen Fliegen und bunte Käfer ihr munteres Spiel jetzt treiben. Hier erheben sich, mit silbernem Schimmer übergossen, die flattrigen Haferrispen der Avena pubescens, aus ihren geöffneten Büthenspelzen hängen um die federigen Fruchtnarben je drei lange fattgelbe Staubgefäße herab; dort wieder blühen die ähnlichen, aber bis fußlangen grünen Rispen des Glatthafer (Arrhenaterum elatius), deren kniesörmig gebogene Grannen denselben eine graziöse Tracht verleihen. Dort ragen die zottig behaarten, walzenförmigen Aehren des Fuchsschwanz (Alopecurus pratensis), mit großen Staubgefäßen, als goldnen Troddeln, behangen. Die ihm ähnlichen, aber aus langen, schmal zugespitzten Aehrchen zusammengesetzten lockeren Aehren des überall gemeinen Ruchgras (Anthoxanthum odoratum) wollen wir sogar einmal abpflücken, auch dessen Halm bis auf die Wurzel, um uns seines waldmeister-

artigen Geruches zu erfreuen; ist's doch dieses Gras insbesondere, welches dem Heu seinen angenehmen Duft verleiht. Sehen wir auch ein einzelnes Aehrchen dieses Ruchgras genau einmal an! Während alle übrigen Wiesen- und Waldgräser nämlich drei Staubgefäße in jedem Blüthchen haben, zeigt es uns deren stets nur zwei; blos noch das auf moorsandigen Triften überall gemeine kurze und steife, büschelbildende Borstengras (Nardus stricta) zeichnet sich dadurch aus. Nun, so werden wir das Ruchgras also niemals verkennen! Aber welch unabsehbares Heer der Gräser! Den meisten Menschen scheint da Alles eben nur Gras zu sein, ohne Unterschied der einzelnen Gräser. Nun, sie stellen in der That durch ihr Nebeneinander, Halm neben Halm gerichtet, ein gleichartiges, geschlossenes Heer dar. Gleichen nicht aber auch die einzelnen Soldaten in Reihe und Glied und in ihrer Uniform einander völlig? Aber wenn wir ihnen nur näher treten, unterscheiden sie durch den Ausdruck ihrer Gesichter sich doch bestens. So sind auch fast alle Gräser einander gleich in Halm und Blatt, bis wir gleichsam auch ihr Gesicht, d. h. ihre Aehren und Blüthen, in's Auge fassen. Ja, es ist keine leichte Sache, in ihrem Heer die einzelnen Arten auf den ersten Blick stets sicher zu unterscheiden. Wenn du dem geübtesten Botaniker nur einen Halm, oder gar nur das Blatt eines Grases bietest, wird er in den meisten Fällen nicht im Stande sein, dir zu sagen, was für ein Gras das sei. Aber reiche ihm eine Aehre, gar nur ein Blüthchen, und er giebt dir den sichersten Aufschluß. Ja, durch diese sind die Gräser doch wunderbar verschieden, es hat darin jede Gattung und jede Art ihren klar be-

stimmten Charakter: bald stellen die Blüthenährchen eine haferartig flattrige Rispe dar; bald sind sie zu einer walzenförmigen Aehre zusammengezogen, wie bei dem Fuchsschwanz; bald ist die Rispe unendlich verästelt und mit ihren feinen Blüthenährchen gleicht sie einem durchsichtigen Schleiergewebe; bald wieder sind sie größer gestaltet, einzeln oder zu mehreren an einer Spindel gereiht, wie bei unseren Getreidearten. — Betrachte auf einem Spaziergange übrigens einmal nicht blos diese Aehrchen und Blüthenstände, sondern nicht minder, vergleichend bei verschiedenen Gräsern, einmal auch die Bälge und Spelzen, welche je ein Blüthchen bilden und den Fruchtkern umschließen. Du würdest staunen, wie mannigfaltig noch kleine Grasesblüthen gestaltet sein können. Ja, auch das scheinbar so einförmige Heer der Gräser will noch einen Einblick in die Tiefe des Reichthums der Schöpfung gewähren. Wenn die Gräser blühen, steht aber auch die farbenfrische Blumenflor der Wiesen in schönster Entfaltung. In lieblichem Carminroth leuchten zwischen all den Grasrispen, oft noch sie überragend, die Blüthenflämmchen der Kuckuckslichtnelke (Lychnis flos cuculi); es läutet mit großen, himmelblauen Glockenblumen die Campanula durch all das blühende Freudengewühl; manche Wiesenorchis (Orchis latifolia, O. Morio, O. maculata) prangt dazwischen, mit ihren braungefleckten Blättern und dunkelrothen oder auch hellrosigen Hyacinthensträußen.

Wenn die Wiese so in ihrem blüthenstolzesten Kleide steht, dann naht aber schon der Schnitter. Die rasche Sense blitzt über alle die Herrlichkeit hin, in kurzer Frist liegt sie zu Boden gemäht. Die Sonne, welche bis dahin sie wachsen und blühen ließ, welkt sie zu nützlichem Heu.

Manche andere Blume erhebt sich mit der Zeit wohl wieder über das von neuem aufschießende Gras; aber hie und da eine einzelne nur. Die Wiese ersteht nicht wieder im vorigen Blumenschmuck. — Erst wenn selbst der Sommer vorüber ist, webt über sie noch einmal eine rosige Schönheit. Die letzte Blume des Jahres, die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) blüht auf! Freilich nicht überall ist ihre Stätte, indessen in manchen Gegenden, besonders auf den Vorbergen des Gebirges ist sie überreich vorhanden; eine übrigens sehr giftige, dem Landmann wenig willkommene Pflanze, überblüht sie da oft in unendlicher Menge weite Wiesenstrecken, daß solche schon aus der Ferne röthlich glänzen. Aber völlig blattlos, sogar stengellos wächst sie da auf; es schießt ihre lange, krokusartige, bleichröthliche Blüthenröhre ohne Weiteres aus der im Boden verborgenen Zwiebel hervor, ein Wunder des Herbstes! Diese Blume trägt auch nicht mehr Frucht, als wäre sie einzig um ihrer Schönheit willen noch aus der Neige des Jahres da. Aber siehe, im kommenden Frühling sprießen, gleichsam nachträglich, Blätter hervor; dann zeigt sich zugleich, tief an deren Grunde, eine dicke Fruchtkapsel. Den Winter über hatte diese ihre Entwickelung verzögert, unter der Sonne des Frühlings erst begann sie zu wachsen und endlich zu reifen; in der herbstlichen Blume war sie aber freilich schon vorbereitet gewesen.

So reicht in der Herbstzeitlose das eine Jahr dem andern seltsam die Hand!

IV.

Auf Bergeshöhen.

„Das war ein Freuen, wenn er wieder kam;
„Denn niemals kehrt er heim, er bracht euch etwas,
„War's eine schöne Alpenblume, war's
„Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
„Wie es der Wandrer findet auf den Bergen."

Schiller's Tell.

Eine Wanderung über die Alpen giebt Blicke auf eine Hoheit der Natur, wie außerdem nur noch das unendliche Meer oder der gestirnte Himmel über uns. Auch unsere nord- und mitteldeutschen Gebirge erinnern hie und da an manche solche gewaltige Alpenscenerie, und die Seele beugt sich vor der Majestät des Erschaffenen. Aber die hier vorwiegende malerische Lieblichkeit der grünen Thäler und sanften Höhenzüge erquickt mehr Herz und Auge, es waltet hier vornehmlich die gebirgslandschaftliche Genremalerei; der Blick labt sich an der reichen und doch angenehm begrenzten Ueberschau und wird wieder gefesselt durch das Einzelne in nächster Nähe umher. So wie wir geschaut und empfunden, möchten wir die Erinnerung überall voll und ganz uns dann nur bewahren können. Wohlan, die Blume, welche soeben freundlich von einem Felsenhang zur Seite uns anblickt, wollen wir zum Zeichen pflücken, sie wird daheim die Erinnerung lebendiger wieder wach rufen. Aber dem rechten Gebirgswanderer sind die besonderen Blumen überall das Wahrzeichen der Gegend, und so beachtet er stets auch die kleine Blumenstickerei in dem reichen Bergkleide. Und ob Solcher nicht dadurch viel getreuer das Gebirge würdigen lernt und durch Beachtung dieser blühenden Zierden ihm dasselbe reicher und reizvoller ist als dem nur landschaftlichen Enthusiasten! Wanderer, so eile denn nicht achtlos vorüber an der Bergblume! Manche ist schön wie deine Gartenblumen, manche vielleicht sogar eine hier wildwachsende solche; eine andere ist wohl unscheinbarer, aber könnte dir doch manches seltsame Geheimniß vom Volk und Land der Berge erzählen, oder mancherlei Wandergedanken in dir anregen, durch welche du das Gebirge auch in seinen naturwissenschaftlichen Beziehungen dürftest richtiger beurtheilen lernen.

I.

Ein Brockensträußchen.

Besteigen wir gleich einen der höchsten Berge im deutschen Reiche, steigen bis zur Höhe empor. Wir stehen auf dem Brockengipfel, dem Höhepunkte des Harzgebirges! Sei uns gegrüßt von hier oben, du schöne Welt weit umher voller Berge und Wälder, mit den ferne schimmernden Fluren und kaum sichtbaren Dörfern und Städten!

Der erhabene Blick von der Brockenhöhe wäre schon Belohnung für die Mühsale des Emporklimmens, wenn nicht die romantische Wildheit des Weges hinauf schon jeden Schritt Steigearbeit lohnte. Es ist fürwahr noch der alte Blocksbergweg, wie ihn Goethe in seiner Walpurgisnacht geschildert, und man glaubt immerdar hier den Pferdefuß neben sich trappeln zu hören. Bis zu zwei Drittel Berghöhe ist dunkelste Waldung überall, welche selbst alle Schluchten ausfüllt, über und neben den bemoosten Steinblöcken und schroffen Felswänden mächtig aufsteigt. Zwischen triefendem Gestein winden die alten Baumwurzeln sich schlangenartig hervor, knorrig und moosbewachsen reichen sie in braungrundige

Bäche hinein, welche unter dem Steingeröll heimlich dahinplätschern. Es murmelt und rieselt überall den Berg hinab; doch kaum sichtbar sind all die Quellen und Bäche, auch wo sie einmal freier durch das Waldesdüster fließen, sind sie von üppigen Farrenkräutern, Bärlappen und Moospolstern überwachsen, welche noch auf jedem überspülten Steine sich mächtig angesiedelt haben. Es ist ein Waldgrund voll wildphantastischer Heimlichkeiten.

Nach all den Fährlichkeiten und Mühen nimmt endlich ein großes wohnliches Wirthshaus den Brockenwanderer auf und läßt in seinen behaglichen Räumen ihn wieder die Wohlthaten des Culturlebens empfinden. Ja, beim ersten Restaurant einer Großstadt kann man nicht besser, auch kaum billiger essen und trinken als hier droben; die feinen Reisetoiletten der bei der Table d'hôte sitzenden Damen versetzen uns völlig in die Kreise der eleganten Welt, der wir in dieser Naturwildniß entflohen zu sein wähnten. Es möchte uns fast ärgerlich stimmen, daß die moderne Cultur bis auf den Blocksberg uns verfolgt, wo wir nur die wilden Elemente der Natur herrschen glaubten. Aber sie waltet blos drinnen im eleganten Saal, an besetzter Tafel. Wenn wir neu gestärkt heraustreten, lernen wir rasch wieder glauben an die unbezähmbare ureigene Natur des Brockengebirges. Es sausen die Stürme um das Haus, es wehen und wallen vorüber die Nebel, sie verhüllen auf kürzere oder längere Zeit auch den ganzen fernen und selbst nächsten Umkreis, wofern wir nicht einen der seltenen Tage haben, an denen einmal die Sonne klar vom blauen Himmel das alte Brockenhaupt bescheint und alle Nebel verscheucht.

Ja, wild ist's auf der wilden Höhe! Darum ist sie aber auch von einem Kranze seltsamer Pflänzchen umwunden, welche sonst nur im fernen Norden heimisch sind, an der norwegischen Küste in Lappland und Island, wo gleichfalls immerdar kühle Feuchtigkeit die Luft schwängert, stürmische Winde fort und fort über das Land streichen und die Felsen peitschen. Die aparte Flor, die auf dem höchsten Gipfel des Brockens sich vorfindet, ist in der That ein charakteristisch origineller Schmuck des Brockenhauptes. Ein Brockensträußchen vergißt darum Niemand mitzunehmen als echtestes Andenken an die Blocksbergfahrt, und hat man sich umgesehen in der Nähe und fernen Weite, so gibt's ja keine bessere Unterhaltung droben, als solches zu pflücken. Manchem Leser dürfte aber willkommen sein, einmal zu erfahren, was für seltsame solche Pflänzchen gar Mancher mit seidenem Bändchen zierlich umbunden in seinem Andenkenschrein vom Brocken her aufbewahrt. Freilich nicht völlig eigen sind sie dem Brocken; nein, alle deutschen Gebirgshöhen, welche in die Region des Brockengipfels hinaufragen, sind mit derselben Flor bedacht, und ein etwa auf der Schneekoppe gepflücktes Riesengebirgssträußchen ist ziemlich dasselbe. Ist's doch Naturgesetz, daß gleiche Lebensverhältnisse, gleicher Grad von Feuchtigkeit, Wärme, Luftdruck und gleiche Bodenbeschaffenheit überall dieselbe Vegetation bedingen.

Unter den Blüthenpflänzchen des Brockengipfels zeichnet sich vor Allem eine schöne weiße Blume aus, ein ausschließliches Bergkind aus der Gattung der Anemonen, deren manche Arten auch im Flachlande als echte Frühlingskinder die Wälder und Auen schmücken. Aber größer als alle diese ist die

Berganemone (Anemone alpina), ihre weiche weiße Blume ist fast von der Größe einer Rose, von langen grünen weichhaarigen Hüllblättern kelchartig umgeben und erhebt sich schlank auf spannehohem Stengel. Das ist die Brockenblume, sagt uns ein Führer, welcher, mit Gepäck beladen, soeben eine reiche Herrschaft hinaufgeleitet hat und unsere Freude an der stolzen Blume wahrnimmt, die wir herumkletternd zwischen dem Steingeröll am moosigen Grunde bewundern. Das sind „Hexenbesen", verbessert schelmisch ein junges Mädchen, welches an uns vorübereilt und einen ganzen Strauß derselben in der Hand hält. Ja, auch das schöne Kind hat Recht, das ist der gleichfalls übliche und vielleicht ganz besonders passende Name; denn wenn die Brockenblume abgeblüht ist und zwischen dem haarigen Hüllkelch die langschwänzigen federigen Samengriffel büschlig emporstehen, so gehört wenig Phantasie dazu, um an dieses wirthschaftliche Instrument erinnert zu werden, auf dem nach alter Sage die Hexen in der Walpurgisnacht ihren Ritt auf den Blocksberg unternehmen. Die wunderliche alte Zeit lebt darum fort und fort weiter in dieser schönen Blume, welche uns froh sein heißt, daß wir der neuen Zeit angehören und nirgends in Gottes schöner Welt einen Spuk des Teufels fürchten.

Das ist die echte Brockenblume. Wir können zum Strauße aber auch die Brockenmyrte finden, ein fußhohes holziges Pflänzchen, das zwischen Felsblöcken in torfmoorigen Vertiefungen des Brockengipfels reichlich wächst und durch seine zierlichen, immergrünen Blättchen ganz wohl an das bräutlichste aller Gesträuche erinnert. Botanische Geltung hat der Name Brockenmyrte freilich nicht, welcher droben auf dem

Brocken, sowie im ganzen Harze der einzig gebräuchliche ist. Wir haben es in Wahrheit mit der „Krähenbeere" zu thun, welche anderwärts in Deutschland nur hie und da vorkommt, doch hoch im Norden ein allverbreitetes Strauchpflänzchen ist, dessen heidelbeerartige blauschwarze Beeren den nordischen Vögelschaaren und nicht minder den dortigen Menschen eine leckere Kost sind. Dort wo etwa in Grönland weite, öde Moor- und Haidestrecken sich hinziehen, auf denen kein Baum noch Strauch mehr gedeiht, reift doch die Krähenbeere noch und ist nebst den ihr verwandten Heidel-, Preißel- und auch den Brombeeren, mit denen sie gern zusammen vorkommt, fast die einzige kümmerliche Erinnerung an die Holzgewächse der übrigen Erdzonen. In treuer Gesellschaft der Brockenmyrte finden wir denn auch die Heidel- und Preißelbeere, von denen ein Zweig mit den scharlachrothen Früchten einem Brockensträußchen zur Zierde gereicht, wie das schöne Haidekraut, dessen rosenrothe seidenglänzende Glöckchenblumen hier zwischen den Brockenkräutern überall reizend hervorlugen.

Sehen wir uns nun nach Blumen nicht weiter droben um. Es würde vergebliche Mühe sein, denn außer einigen Gräsern und Rietgräsern wohnt kaum noch ein Blümchen droben. Doch die reichlichsten Pflänzchen des Brockengipfels haben wir noch gar nicht beachtet; solche, die allerdings keine Blumen tragen und auch außerdem mit Kräutern wenig Aehnlichkeit haben. Das sind vor Allem die Moose und Flechten, welche als graue, grüne, braune arabeskenförmige Kleingebilde an Felsblöcken und allem Steingeröll droben massenhaft wachsen. Und zwar kommen hier fast nur solche Arten vor, welche weder in der Ebene noch auch in tieferen Gebirgs-

regionen anzutreffen sind, nicht einmal tiefer den Brocken hinab vorkommen, sondern einzig auf dessen höchster Gipfelplatte und zwar in höchster Fülle und Schönheit. Da sitzt, einem graublauen oder gebräunten kleinen Korallenstock gleich, auf nacktestem Gestein die Kugelträgerflechte, deren Astspitzen pfefferkorngroß anschwellen und schwarze feine Sämchen enthalten; es haften als graue Trauerrosetten mit schwarzen Fransen umsäumt die sogenannten Felsblattflechten, auf deren zierlichen Blattlappen die Früchte wie schwarze Perlenstickerei sitzen. Da sind andere Flechten von strauchig zarter Verästelung, oder mit geschlitztem braunem, grauem, blaugrünem oder gelbem Geblätter. Wiederum auf dem moosigen Erdgrunde zwischen all' dem Geröll und holzigen Gekräute vegetirt die Isländische Flechte, deren geweihästige blattlappige braungrüne Büschel manche Stellen rasenartig überkleiden; als das Brockenmoos kennt jeder Brockenführer diese Flechte, welche im hohen Norden ihre Heimath hat, aber auch auf unseren deutschen Berghöhen hie und da Gastfreundschaft findet. Die als Korallenmoos bekannte Tausendschönflechte mit ihren scharlachrothen Fruchttöpfen dürfen wir gleichfalls nicht übersehen.

Zu einem Sträußchen eignen sich diese Flechten kaum. Aber versuchen wir es, sie in einem Buche zu pressen, nachdem wir sie vorher leicht angefeuchtet haben. Als zierlichste Naturbildchen erscheinen sie uns dann, welche von selber auffordern, sie in ein Album zu legen. Solch Brockenalbum würde in der That das charakteristischste und reizendste Andenken an den merkwürdigen Berg und seine seltsame Flor sein. Die Natur hat ihm auf den eisgrauen Scheitel einen

grünen Kranz von Gewächsen gelegt, die da oben sprossen und gedeihen in ewiger Jugendkraft. Die eigenartigsten derselben hätten wir aus diesem Kranze nunmehr zusammengepflückt.

2.

Allerlei Bergkräuter.

Wanderer im deutschen Gebirge! Willst du aber nicht einen vollern Strauß seltener Blumen von den Bergen heimnehmen, als du auf den kahlen, frostigen Höhen des Brockens oder der Schneekoppe fandest? Nun, in Bergwäldern und Thalgründen, wiederum in Felsritzen und zwischen wildem Steingeröll wächst manches Florenkind, welches nirgends in die noch so fruchtbare oder wälderreiche Ebene herniedersteigt, um da sich anzusiedeln. Aber die meisten der eigentlichen Bergblumen sind doch so leicht nicht zu finden. Denn täusche dich nicht; die auf der Gebirgswanderung dich begrüßen, sind zumeist auch in deiner heimathlichen Ebene anzutreffen. Die schönsten azurblauen Enziane der deutschen Gebirge, die stolze Prachtnelke (Dianthus superbus) der Bergwaldungen, die allerlei originellen Orchideen, selbst der seltene Frauenschuh (Cypripedium Calceolus), diese köstliche Zierde der Kalkgebirge, sie finden sich allesammt auch im Flachlande in den Wäldern und Wiesen. Einige echte Gebirgsblumen begegnen dir aber sicherlich bei der Wanderung über die Berge,

manche da sogar allerorten. Und das sind gerade solche, welche durch ihre besondere Schönheit jedes Auge fesseln. Als hätten diese alle wilde Kraft der Bergnatur in sich gesammelt, sind sie aber zugleich starke Giftblumen.

Ein lichter Bergwald nimmt uns auf. An seinen steinigten Abhängen und in Lichtungen blühen Habichtskräuter, Glockenblumen und Skabiosen zwischen reichem oder spärlichem Graswuchs; jedoch der Schmuck solcher Plätze sind die hohen schlanken Stengel des rothen Fingerhut (Digitalis purpurea) mit seinen stolzen purpurrosigen Blüthentrauben. Ganze Halden, Waldränder und Waldwege prangen zur Sommerszeit von zahllosen, malerischen Gruppen dieses blühenden Fingerhutes, so daß der Wanderer oft in Andacht versunken vor solcher stattlichen rosigen Blumenherrlichkeit stehen bleibt. Und keinem Gebirge Deutschlands ist der rothe Fingerhut vorenthalten; manchen Bergen und Thälern ist er durch sein überreiches Vorkommen wahrhaft die Charakterpflanze. Aber im Flachlande ist er nirgends zu finden; da treffen wir wohl in manchen Wäldern den gelben Fingerhut (D. ambigua), welcher dem Gebirge, als freilich dessen seltenerer Schmuck, gleichfalls nicht fehlt, aber den rothen eben nun und nimmer. Man hat diesen daselbst in Wäldern wohl anzupflanzen versucht, er hielt sich auch zuweilen einige Jahre, aber dann verging er stets gänzlich wieder; wenn wir ihn in unserm Garten in besondere Pflege nehmen, hält er sich allerdings, aber er verändert sich, sein Roth verblaßt mit den Jahren, und auch seine giftigen und medicinischen Stoffe schwächen sich ab. Die Sehnsucht nach dem Klima des Gebirges, welche in der Ebene ihn verzehrt, verändert ihn

doch wenigstens in der Cultur unserer Gärten. Der Gebirgsbewohner schätzt seinen rothen Fingerhut darum gar wohl, er freut sich über dessen blühende Pracht, aber kennt ihn auch als Giftpflanze, und der Landmann mähet vorsichtig ihn für das Vieh nicht mit ab. Man benennt ihn in manchen Gegenden als „Feenmütze", und dieser Name deutet uns an, auch mit welchen scheuen Gedanken die Menschen diese schöne und doch so giftige Blume betrachtet haben. Die bösartigen Elfen trugen nach dem Glauben des Volkes die rothen Blumen als ihre Hüte. Auch wußte man von einer geheimnißvollen Beziehung des rothen Fingerhut zur unsichtbaren Geisterwelt überhaupt, denn jedes überirdische Wesen, welches an ihm vorübergeht, sollte er grüßen, daß dann der ganze Stengel sich neigt.

Wir wandern nun an einem gebüschigen, lichten Berghang vorüber. Vielleicht daß wir da auch den Eisenhut (Aconitum Napellus), diese in den meisten Gebirgen freilich ziemlich seltene blaue Blume wahrnehmen. Wir freuen uns dann aber wohl herzlich, ihn in seiner gebirgigen Heimath aufgefunden zu haben, den wir aus unseren Gärten von Kindheit auf kennen. Die Mutter schon warnte vor ihm als einer Giftblume; aber sie erfreute das Kind auch mit der Verwandlung der Blume in einen zierlichen Venuswagen, indem nach Entfernung des oberen, helmigen Kelchblattes die vorstehenden zwei Nektarien das Taubengespann bilden. Wollten wir den Eisenhut aber in der Bergwelt in aller Fülle und Schönheit sehen, so müßten wir in die Alpen reisen, wo er in mannshohen Büschen herrlich stolzirt, besonders um die Sennhütten der Alpner her oft wunderbare wilde, hohe Fluren bildet.

Auch die dritte schöne Bergblume, im Bunde der Giftigkeit, treffen wir wohl einmal an. An einem schattigen Waldplatze, zwischen Gebüsch und Brombeerranken dürften wir sie entdecken, die gefährliche Tollkirsche (Atropa Belladonna). Hohe, krautige Stengel sehen wir da in üppig grünen Büschen beisammen stehen; zwischen deren großen, eirunden Blättern blicken gar unheimlich schöne, fahlviolette Becherblumen uns an. Wir ahnen fast, daß wir ihnen nicht trauen dürfen, diesen nächsten Anverwandten des Bilsenkraut und Nachtschatten. Verlockender sind die glänzenden, schwarzen, kirschgroßen Beeren, welche im Spätsommer reifen und denen diese giftigste deutsche Bergpflanze auch den Namen Belladonna „Schönedame" verdankt. Der am Niederrhein übliche Name „Walkerbeeren", d. h. die Beeren der Walkyren, will auch sagen, daß wer von ihnen gegessen habe, diesen Todesgöttinnen verfallen sei. Als flüchtiger Gebirgsreisender wirst du sie freilich so leicht nicht finden, denn sie wächst selten an den Touristenwegen, zieht sich meist in das Gehölz zurück. Aber jeder Bergbewohner kennt sie und könnte dich zu ihren Standörtern führen, wenigstens wo sie so reichlich vorkommt, wie etwa im Oberharze, im südwestlichen Thüringen, oder allerorten im Wesergebirge; da weiß jedes Kind von ihr und wagt nimmer, die verführerischen Beeren nur anzurühren.

Aber sehen wir die drei Giftgeschwister nicht nur mit scheuem Blicke an. Wir nehmen sie getrost auch in die Hand und freuen uns ihrer Schönheit; denn nur ihr Genuß ist gefährlich. Und sie sind auch Segenspflanzen in des Menschen weiser Hand, sie sind auch Arzneischätze, welche das Gebirge uns bietet. Das „Akonit" des Eisenhut kennt

Jedermann aus der homöopathischen Apotheke, das „Digitalin“ des rothen Fingerhut ist ein jedem Arzte wichtiges Heilmittel, und dem „Atropin“ der Tollkirsche verdanken bei richtiger Anwendung unzählige Augenkranke die Erhaltung ihrer Sehkraft.

Lieber Leser, willst du nun mit mir noch weiter wandern? Aber du darfst nunmehr auch kein Bedenken tragen, von der bequemen Bergstraße ab, ohne Weg und Pfad durch Wald und Buschwerk zu dringen, steile Felsen zu erklimmen, oder den wilden Waldbach über Steingeröll zu verfolgen, dich über Gebirgssümpfe zu wagen: dann könnten wir noch gar manche besondere Gebirgspflanze entdecken. Siehe, dort erheben sich schattige, hohe Kalkberge; nun, da blüht ein seltener Gamander, die Bergkronwicke, die Berghundszunge, auch die aus den Gärten bekannte Raute könnten wir dort ausfindig machen. Siehe dort wieder den wilden Bach, der die Schlucht durchbricht; ich weiß die Stelle, wo an ihm der weißblühende akonitblättrige Hahnenfuß, oder eine seltene Doldenblume wächst. In Felsritzen jenes andern Bergzuges drüben wollte ich dir den purpurnen Mauerlattig oder ein nur hier vorhandenes Fettkraut zeigen, vor allem den schönen Rasensteinbrech, dessen so zahlreiche Anverwandte gleichsam den Miniaturschmuck der Alpenfelsen bilden, wo ihre überaus zierlichen, steifen Blattrosetten in den Gesteinspalten reichlich haften und mit röthlichen Blüthentraubchen blühen. — Solltest du irgend solche Bergblumen bei deiner Wanderung selber einmal finden, so hebe sie übrigens sorgsam aus, bewahre sie mitsammt der Wurzel und pflanze sie daheim in deinen Garten, wo du von Steinen künstlich eine kleine

Felspartie aufgebaut hast. Sie werden da dankbar weiter wachsen und dich dann freundlich immerfort an die Tage im Gebirge erinnern.

3.

Arnika.

Noch wollen wir eine Blume suchen, welche wenigstens dem Namen nach insbesondere dem Gebirge angehört, die Arnika oder Bergarnika (Arnica montana), dies populär berühmte Heilkraut. Ja, ein Botaniker, der die Arnika nicht schon einmal gefunden hätte und ein Weites und Breites von ihr zu erzählen wüßte, pflegt in den Augen der profanen Welt einfach als ein überaus unnützer Jünger seiner Wissenschaft zu gelten. Wenn ich durch Wälder oder Thäler wanderte und ein Begleiter sich mir anschloß, der bald Interesse daran fand, daß ich Pflanzen suchte, so hat ein solcher schließlich nicht selten sich besonders erkundigt, ob wohl die Arnika in der Nähe vorkomme. Wenn ich dann antworten konnte: Freilich, mein Lieber, da oder dort wächst sie wenigstens vereinzelt, so bekam solcher Begleiter gleich einen neuen Respect vor seinem eigenen Heimathsstriche und meinte wohl, das hätte er nicht geglaubt. — Oder wenn in einer Gesellschaft das Gespräch einmal auf die Pflanzenwelt und die Flora der Gegend kommt, so bin ich gleichfalls immer sicher, die Frage zu hören, ob nicht die Arnika hier zu finden sei, und wenn hier nicht, wo sie denn überhaupt eigentlich wachse.

Da mancher Leser wohl auch gern einmal hören möchte, was es mit der Arnika sei, will ich gelehrt oder ungelehrt hier von derselben einiges Weitere erzählen.

Ich liebe die Arnikablume. Ihr Geruch ist so wohlthuend stark aromatisch; ihre dunkelgelben, meist über thalergroßen, herrlichen Blüthenköpfe auf schlankem, fast nacktem, rauhem, fußhohem Schaft erheben sich aus großer, hellgrüner Blattrosette gar lieblich im stillen grünen Waldgrunde, am Thalhange oder auf lichter Bergeshalde. Sie ist aber ein immerhin seltener Bürger des großen Pflanzenstaates, so daß das Herz immer aufjubelt, wenn man sie auf einer Wanderung einzeln oder zerstreut oder gar in prächtiger Menge einmal auffindet.

Freilich, sie will vor Allem mit Sicherheit gekannt sein; Mancher dürfte sie zu kennen meinen und doch zuweilen mit andern ähnlichen Pflanzen verwechseln. Denn gar manche schöne, gleichfalls gelbe Blume aus derselben großen Familie der Vereins- oder Korbblüthler, zu welcher die Arnika ja gehört, wächst an Berglehnen, Hügeln und Wiesenstellen. Es ähneln ihr auch in der Form viele Arten dieser herrlichen Blumenfamilie, zu welcher unsere goldigsten Frühlings- und Sommerblumen zählen, die bekannte Kuh- oder Speckblume, Löwenzahn, Habichts- und Ferkelkraut, die gelbe Wucherblume. Mit diesen allen hat unsere Arnika eine gewisse Aehnlichkeit; aber noch ganz abgesehen von den großen ovalen Blättern und den fast nackten Stengeln ist sie leicht durch den Bau der Blüthe von jenen zu unterscheiden. Der Blüthenkopf der Arnika ist von dachziegligen, grünen Kelchhüllblättern umschlossen, in welchen die vielen gelben Blüthenblättchen wie in einem grünen Körbchen liegen; er selbst besteht aus einer

gelben Scheibe, welche von gelben Strahlblättchen wie eine kleine Sonnenblume umkränzt ist. Diese Strahlblümchen haben wohl Staubfäden, aber an denselben keine Staubbeutel. Zupft man ferner die ganze Blüthe ab, so ist der Blüthenboden charakteristisch nackt, also weder mit Härchen noch mit Spreublättchen besetzt. Zumeist ragt nur ein einziger solcher Blüthenkopf von mindestens Thalergröße auf der Spitze des aus den Blattrosetten aufstrebenden und etwa mit zwei geringen Blättern besetzten Stengels hervor; an üppigen Exemplaren ist der Stengel aber gablig getheilt, und diese Nebenstengel sind dann mit kleineren Blüthenköpfen gekrönt. Als besonderes Kennzeichen mag auch der Geschmack der frischen Blumen und Blätter gelten, welcher sehr bitter, zugleich scharf und etwas widerlich ist.

Wo wüchse aber wohl keine Arnika? Von den sieben Arten, welche es auf der ganzen Erde gibt und von denen einige nur in Amerika und am Cap der guten Hoffnung vorkommen, ist die Bergarnika (A. montana) als die einzige bekannte in ganz Europa und im nördlichen Asien, daselbst besonders in Sibirien, in fast jedem Landstriche zu finden. Auf den Alpen sowie hohen Gebirgen und Vorbergen der Schweiz, der Pyrenäen, Oesterreichs, Schwedens und Lapplands und so auch bis in den höchsten Norden gedeiht sie. Ja, diese Arnika, bei uns auch unter dem Namen „Wohlverleih“ bekannt, ist ein Kind der Berge vor Allem und etwa im Harze, in Thüringen ganz häufig zu treffen, wo sie von den Kräutersammlern und Kräutersammlerinnen emsig gesucht wird. Speciell in Thüringen kommt sie überreichlich auf dem Inselsberg und auf den Wiesen rechts von Brotterode vor. Sie wird daselbst die Johannisblume benannt

und unter diesem Namen den Bergreisenden gezeigt, welche sie gern als absonderliches Andenken pflücken und von der fröhlichen Bergwanderung mitnehmen. Doch sie wächst nicht blos im Gebirge, auch in der Ebene findet sie sich genugsam, gern da auf Waldwiesen, auf lichten Waldstellen und an Waldsäumen. Ja, ich wüßte keinen größern Bezirk, wo sie da nicht wenigstens vereinzelt zu treffen wäre.

Vor Allem ist die Arnika eine überaus heilkräftige Pflanze, nach der man, wie das Volk von solchen Kräutern meint, zwei- und dreimal sich bücken und vor der man in Respect den Hut abnehmen muß. Es deuten darauf ganz besondere starke Reize schon, welche die am Waldsaum gepflückte Blume auch alsbald empfinden läßt. Ihr Geruch, länger eingesogen, bewirkt Eingenommenheit des Kopfes und reizt sogar zum Nießen. Daher werden die getrockneten und gepulverten Blätter und Blüthen hie und da auch als Nießpulver gebraucht und wirken in dieser Beziehung fast eben so energisch, als die im ersten Frühling blühende Nießwurz (Helleborus). Von den dalarnischen Bauern erzählt Linné, daß dieselben das Arnikapulver ganz alltäglich als Schnupftabak benutzen, und er fügt hinzu, daß dieselben, was übrigens von den Bewohnern auch anderer Gebirgsgegenden bekannt ist, die Blätter und Blüthen gern trocknen und als starken Tabak sogar in ihre Pfeife stopfen und rauchen. Jene Wirkung ist nun freilich nicht immer gleich; es kommt auf die Gegend an, von der die Arnikapflanze stammt, und pharmaceutisch gilt diejenige für die wirksamste, welche in Sachsen in der Gegend von Plauen wächst. Es sei dem Leser nun kurz mitgetheilt, welche Tugenden sie besitzen soll. Da unsere Weisheit über

heilsame Kräfte der Kräuter nicht von heute ist, sondern von den Vätern und Großeltern weit hinauf vererbt wurde, sei zunächst angegeben, was die sogenannte Erfahrung der Vorzeit darüber gemeint hat. Aber seltsam, die Vorzeit, welche sonst fast an jedem Kraute geheimnißvolle Kräfte zu rühmen wußte, scheint unsere Arnika wenig beachtet zu haben. In einem der ausführlichsten Kräuterbücher Gesner's aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts finde ich blos folgende originelle Notiz: „Bei den Sachsen braucht es das gemein Volk, denen so hinunter gefallen, oder so sich etwan mit Arbeit verletzt haben: Nemmen ein Handvoll, sieden es in Bier, trinken des Morgens einen Trunk warm davon, decken sich zu, und schwitzen: Wo sie sich dann verletzt haben, empfinden sie an dem verletzten Ort großen Schmerzen, auff zwo oder drei Stund, und werden also courirt: haben sie sich aber nicht verletzt, empfinden sie keine Veränderung. — Auch zu Danzig in Preußen ist es sehr in großem Brauch, und obwol bei ihnen es nicht wächst, wird es doch auß Nider Sachsen in Fässern dahin gebracht."

Der vorzüglichste Ruhm der Arnikablume rührt in der That erst aus dem vorigen Jahrhundert. Damals erst beachtete man ihre eigenthümliche Wirkung auf das Verdauungs- und Nervensystem, ihren zertheilenden Einfluß auf Blutansammlungen jeder Art. Nun begann man auch die Pflanze selbst auf ihre eigenartigen Stoffe zu untersuchen. Man fand als Bestandtheile der Blüthen besonders ein wohlriechendes Harz, eine bitter-widerliche Materie, einen gelben Farbestoff, Gallussäure, Gummi, Eiweiß und anderes Unbedeutenderes. Die Blätter enthalten das Alles auch, aber in nur geringem

Antheil, wogegen die faserigen Wurzeln besonders durch ein ätherisches Oel, ein scharfes Harz, einen gerbstoffartigen Seifenstoff sich auszeichnen und nach den Beobachtungen auch vielfach anders wirken als die Blüthe, besonders auf den Darmkanal ihren Einfluß zeigen. In welcher Weise die Aerzte Arnikagaben als einzunehmende Medicin verordnen, kann den Leser nicht interessiren, denn er selbst kann von dieser Anwendung keinen populären Gebrauch machen, weil dieselbe nur mit äußerster Vorsicht und unter Anleitung des Arztes vorgenommen werden darf. Arnika ist eben innerlich angewendet ein Gift, wirkt leicht Erbrechen, Kopfschmerz, Krämpfe, Herzklopfen. Unsere Aerzte wenden sie aber zuweilen an gegen Wechselfieber, Nervenkrankheiten, Gehirnerschütterungen und Anderes mehr.

Wahrhaft populär indessen ist unsere Arnika für äußere Schäden.

Es hat sich Jemand gequetscht, gerieben, ist gefallen oder hat sich wund gestoßen: alsbald greift er zur Arnikatinctur, betupft die wunde Stelle damit und weiß, daß es nun nichts mehr auf sich hat. Eine Wunde hat eine Blutansammlung und Entzündung nach sich gezogen: wiederum ist die Arnika die beste Helferin in der Noth. Dem Wanderer, welcher eine Reise vorhat, wird durch alle Reisehandbücher vorgeschlagen, unter den Reiseutensilien ja die Arnikatinctur nicht zu vergessen, um die vom Wandern wunden Füße damit zu waschen, wenn man Abends matt und müde im Gasthause anlangt. In welcher Hauswirthschaft fehlte auch wohl die Arnika! Jede Hausfrau pflegt sie vorräthig zu haben so gut wie Kamille und Theeflieder. In der homöopathischen Hausapotheke wird sie als nöthige Beigabe mitgegeben. Und

wer die Arnika nicht vorräthig hat, weiß sie bei einer Verletzung eiligst aus der nächsten Apotheke holen zu lassen. Ein Apotheker versicherte mich, daß täglich mindestens einmal Arnikatinctur bei ihm von Leuten gefordert werde.

Aber wer seinen guten Glauben an die Arnika hat, thut doch wohl, sie sich selbst zu bereiten, denn es werden wenige Kräuter von den Sammlern so vielfach gefälscht. Darüber klagte schon Linné. Der Apotheker, welcher gesammelte und meist schon trockene Arnikablumen aufkauft, um Tinctur daraus zu bereiten, hat oft nicht die Zeit oder das botanische Verständniß, um herauszuerkennen, in welchem Maße betrügliche oder ähnliche Blumen beigemengt sind, vor Allem das ähnliche Ferkelkraut, Löwenzahn und andere gelbblüthige Vereinsblüthler. Man bereite sich die Tinctur daher selber, wenn man Arnikablumen bekommen kann; es ist nichts weiter nöthig, als daß man dieselben in Wein oder in Weingeist legt und ausziehen läßt. In vielen Gegenden, besonders in Gebirgsdörfern, gehört diese Selbstbereitung zu den unerläßlichsten hauswirthschaftlichen Geschäften, welche im Juli oder August vorgenommen werden, und man sieht dann allen künftigen Quetschungen und Verwundungen mit größerer Seelenruhe entgegen.

Ob es freilich hilft? Die sogenannte Erfahrung hat es bisher durchweg gemeint, und die Zunft der Aerzte hat ihr Ja und Amen zu dem Arnikasegen gesprochen. Die zweifelsüchtige Gegenwart hat freilich ihr Bedenken erhoben, und viele Aerzte meinen heutzutage: Die Arnika thut es nicht, sondern der Weingeist, in welchem dieselbe ausgezogen ist. Ob man freilich nicht Alles in der Welt bezweifeln kann!

V.

Im Reich der Gewässer.

Wie wandelt' ich friedlich oft als Kind
Längs dem leise murmelnden Bach,
Wo er, das stille Wiesthal wässernd,
Durch Binsen und Vergißmeinnicht quillt.

Gerok, Palmblätter.

Ohne Wasser kein Leben! Gilt das von jeglichem organischen Gebilde, so sehr daß manche elementare Pflänzchen und Thierchen eingetrocknet dürren Mumien gleich völlig leblos sind, aber bei Anfeuchtung sich alsbald wieder regen und wie vordem leben: so können wir uns nicht wundern, daß im Reiche der Gewässer eine Pflanzenfülle und Ueppigkeit des Lebens waltet, von der besonders unsere ruhig fließenden Gräben und Bäche, sowie die stagnirenden Teiche überschwänglich blühendes Zeugniß geben. Ob das Wasser aber auch die Schönheit bedingt? Die zum größten Theile allerhäßlichsten Thiere der Gewässer möchten das Gegentheil beweisen; aber in der Pflanzenwelt ebendaselbst tritt wiederum eine Farbenpracht der Blumen, eine Mannichfaltigkeit der Formen und ein Blüthenreichthum ohne Gleichen auf. Der Zauber des Wasserspiegels und das Geheimnißvolle des Wassergrundes, aber auch die schöne Eigenartigkeit der Wasserblumen selbst verleiht diesem zudem einen Zug sinniger Melancholie, um dessentwillen Sage und Dichtung ganz besonders gern bei ihnen verweilen.

1.

Brunnenkresse.

Es wandert und plätschert der Bach, vom Eise frei, wieder durch seine Ufer dahin. Die junge Sonne blitzt und glitzert in den über Kieselgrund sich brechenden und kräuselnden, leichten Wellen, und auch um den Bach her erwacht schon einiges Leben in ganz besonderer Weise: alte Kräuter regen sich, vorjährige Samen gehen auf. Einzelne Fliegen sonnen sich da auf hervorragenden Steinen oder sitzen auf dürrem Ufergestrüpp, und über dem Spiegel des Baches auf und nieder tanzen und spielen frohe Mückenarten zu Schaaren versammelt.

Während das Pflanzenleben am Ufer erst ganz allmälig sich einfindet, — auf dem Bachesgrunde war in härtester Winterszeit das Leben nie ganz vergangen. Schon wenn die Bachwellen noch mit dem flößenden oder vom Ufer starrenden Eisgeschiebe zu kämpfen haben, grünt es lustig auf kiesigem oder schlammigem Grunde, über den die Wellen ziehen, als wäre da gar kein Winter gewesen. Massenhafte Conferven zittern drunten als schlüpfriges, smaragdenes Haargefaser und wallen, ein Spiel der Wellen, auf und nieder. Andere Algen spinnen sich dazwischen, oder überschleimen mit grünlichem

Schimmer einzelne Steine, hineingefallene Baumzweige und vorjährige Reste großer Wassergewächse. Ja, die Welt der Süßwasseralgen schwindet nie ganz vom Boden des Baches. Wer freilich kümmert sich um diese Pflänzchen, welche dem bloßen Auge nur als grüner Wasserschleim oder Gefaser erscheinen, während sie allerdings unter dem Mikroskope eine Wunderwelt sonder Gleichen offenbaren.

Nicht minder frühe, selbst mitten in Wintertagen, ist aber auch eine ganz ansehnliche Krautwelt unter dem glitzernden Spiegel des Baches sichtbar, welche schon eine besondere Vegetationskraft zeigt. Wahrhaftige Kräuter sind das, mit dicken saftigen Stengeln und gefiederten Blättern, über welche die raschen Wellen hingleiten. Was aber noch mehr sagen will: es sind auch eßbare Kräuter darunter! Hier wächst vor Allem schon die Brunnenkresse (Nasturtium officinale), welche gerade im ersten Frühling, etwa vom März bis zum Mai, deliciöse Zartheit hat, das beliebte erste Salatgrün, mit welchem die Hausfrau die Ihrigen freudig überrascht. Ja, ehe noch der Gärtner die Rapünzchen von den Beeten schneidet, oder der Spinat als Frühlingskost ausgeboten wird, hat der Bach seine Brunnenkresse fertig. Als überall willkommene Gabe des Jahres wird sie nun zum Verkauf von Haus zu Haus getragen von den Leuten, welche sie an bekannten Stellen eines Grabens aus dessen Wellen herauspflückten und daran den ersten Erwerb hatten, den die freie Natur ihnen bot. Fast aller Orten ist sie zu finden, so daß sie eben die allgemein bekannte, populäre Frühlings- und Gesundheitsspeise werden konnte. In kleineren Bächen und an quelligen Orten, besonders mit etwas moorigem

Grunde, suchen wir sie in ganz Deutschland selten vergeblich; am üppigsten wächst sie da unter dem Wasserspiegel, aber auch die Ufer durchsteht sie und über das Ufer noch zieht sie sich hinaus. Daher findet man sie immer so reichlich, daß sie vielfach sich gar nicht ganz abernten läßt und ein Kind in einer Viertelstunde einen Korb voll zusammenpflückt. Und nicht blos in Deutschland ist sie zu Hause und allverbreitet, sondern findet sich im ganzen nördlichen Europa, auch im russischen Asien; selbst in Nordamerika hat sie sich jetzt überall eingebürgert.

Ob es nicht ein ganz köstlicher Frühlingsgenuß ist, den Bach und Quelle uns bietet! Als schüchterne Erstlingsgabe des Frühlings hat sie schon einen gewissermaßen idealen Werth, wodurch der materielle Genuß zugleich zu einem poetischen wird. Und die Brunnenkresse ist auch in besonderer Weise schmackhaft; mit einer würzigen schwachen Bitterkeit verbindet sie einen pikanten, etwas beißenden Geschmack. Mit etwas Essig frisch zubereitet, gibt sie einen Salat, welcher trefflich mundet und auch das Auge erfreut durch das zarte Grün und die zierliche Form der einzelnen Blättchen. Sie macht außerdem, wie das Volk sagt, „Leib und Seele klar und nüchtern“; schon ein alter medicinischer Botaniker des 16. Jahrhunderts sagt in launig klingenden, aber höchst ernst gemeinten Worten: „Das wackere Kressenkraut wird uns Teutschen rohe ohngesotten mit Essig in seiner Jugent auff den Tisch fürgetragen, die faulen Zechbrüder munter und wacker zu machen, die vollen und unlustigen Menschen zu der Speiß zu reitzen.“

Die Erfahrung bestätigt das zum Theil noch immer. Mit einer vormals gäng und gäben Ansicht hat es zwar nicht viel auf sich, wonach vor Allem die Auszehrung durch

kein irdisches Mittel so trefflich geheilt werde. Vor Allem aber die nordischen Seefahrer kennen die Brunnenkresse als gesegnetes Kraut, sie ist ihnen ein bewährtes Mittel gegen den Skorbut (Mundfäule) und als solches besonders werthvoll, weil man sie das ganze Jahr über und allerorten im hohen Norden bekommt. Ist sie doch auch eine dem als allervorzüglichstes Antiskorbutikon bekannten und im höhern Norden gleichfalls vielverbreiteten Löffelkraut (Cochlearia officinalis) botanisch nächstverwandte Pflanze.

Wir für unsern Theil wollen sie nur als treffliche Frühlingsspeise ehren. Der Winter ist im Wegzuge, wenn sie vor uns auf dem Teller grünt. Aber wiederum der Frühling ist vorbei, wenn sie als Salat nicht mehr taugt. Es gilt so auch von ihrer culinarischen Verwendung, daß Alles seine Zeit hat. Schon Anfang April recken sich die Stengel der Brunnenkresse höher, und im Mai bereitet sich ihre Blüthenentwickelung vor; im Juni endlich ragen aus dem über die Wellen des Baches emporgewachsenen Kraute die weißblumigen Blüthenstengel schlank in die sonnige Luft. Nun wird Saft und Kraft zu den Blüthen und zur Fruchtbildung verbraucht und zieht sich aus dem Blattwerk immer mehr in die blumigen Gipfel empor! Das Brunnenkressenkraut will darum eben als Salat nun nicht mehr schmecken. Fort und fort blüht es dann mit seinen ährentraubigen kleinen Kreuzblümchen; denn die Brunnenkresse gehört zu der Familie der Kreuzblüthler und ist darin eine nahe Verwandte etwa des Rübsens und der Kohlarten. Im Laufe der Wochen strecken sich die Früchte als dünne, längliche Schötchen aus, deren Klappen bald aufspringen, so daß die Samen ausfallen.

Diese keimen noch in demselben Jahre auf dem Wassergrunde, und es erwachsen daraus die Pflänzchen, welche nun den Winter über aushalten und im Frühlinge uns den ersten Salat liefern.

Bei all' diesem Lob will die Brunnenkresse jedoch erst gekannt sein, um gepflückt werden zu können. Ja, ob der Leser sicher ist, daß er wirklich stets Brunnenkresse gespeist hat, wenn man ihm jenen ersten Salat vorsetzt? — An vielen Orten wird anstatt derselben nämlich ein ihr zum Verwechseln ähnliches Kraut als echte Brunnenkresse gepflückt und gekauft, ohne daß Verkäufer oder Käufer den Irrthum ahnen. In der That kann der Leser stets für wahrscheinlicher halten, daß keine wirkliche Brunnenkresse ihm vorgesetzt wird: vielmehr das Bitter-Schaumkraut (Cardamine amara), welches besonders an Bach- und Teichufern und auf moorigen Wiesen überall reichlichst wächst. Dies hat fast denselben Geschmack, ganz ähnliche rundliche oder längliche, eckig gezähnte Blätter und ist im blüthenlosen Frühlingszustande in der That nicht leicht zu unterscheiden. Erst zur Blüthezeit wird es sehr charakteristisch durch violette Staubbeutel, welche dagegen bei der Brunnenkresse gelb sind, sodann durch die ganz andersartigen Fruchtschoten. Eine Verwechselung hat indessen nicht viel auf sich, denn die Natur hat den beiden Pflanzen, welche sie in deren Jugend äußerlich so ähnlich bildet, auch innerlich verwandten Charakter verliehen. Nur daß wir dann eben nicht Brunnenkresse, welche wir haben wollten, sondern Bitter-Schaumkraut genießen!

Abgesehen von diesem letzteren Kraut, wer unterscheidet die Brunnenkresse auch von den mannigfachen Kräutern,

welche außerdem im Frühlingsbache wachsen und zum Theil der Brunnenkresse sehr ähnlich sehen? Wenn sie alle blühen, ist die Unterscheidung wohl eine leichte Sache, aber im ersten Frühling finden wir beim Blick auf den Bach doch nur Blätter, welche fast alle fiederig zertheilt, aber doch so verschieden sind, daß nicht alle Brunnenkresse sein können. Da wuchert in Menge ganz vornehmlich der Wassermerk, die Quellenmontie; es drängen sich im Wellengekräusel die Bachbungen. Wer soll da sicher unterscheiden? — Der Geschmack der Brunnenkresse aber allein schon dürfte dem Unkundigen ein sicheres Merkmal derselben sein; hat man sie indessen einmal genau erkannt, so wird die rundliche, etwas krause Form ihrer Fiederblätter sie doch auch nie wieder verkennen lassen. Eine zufällige Verwechselung thäte indessen auch nicht viel, denn es sind wenigstens die sehr ähnlichen anderen Kräuter völlig unschädlich. Ja, die nächst der Brunnenkresse häufigste und reichlichste Bachbunge, welche am ehesten mit ihr verwechselt werden dürfte, ist vordem als erstes Frühlingsgemüse sehr hoch geschätzt und für die Küche ganz besonders gesucht worden. Sie gehörte zu der Neunkräutersuppe, welche unsere Vorfahren gewissenhaft jedes Frühjahr genossen.

Wenn wir beim Gang am Frühlingsbache die Gesellschaft der Brunnenkresse treulich mit in's Auge fassen, vielleicht daß der Bach dadurch fortan uns überhaupt ein reicheres Interesse gewährt. Theilnehmender blicken wir dann im Sommer auf ihn hin, wenn alle die Pflanzen blühen, deren bloßes Geblätter im ersten Lenze uns schon erfreute. Wenn dann von Woche zu Woche eine immer gewaltigere Flor sich am

Ufer und unter den Wellen entwickelt, mit fast tropischem Charakter kolossal und dichtgedrängt die Ampfer und Huflattiche, gewaltige Doldenpflanzen und hohe Gräser mächtig aufstreben; wenn die Vergißmeinnichte vom Ufer in den Bach weit hinein blühen, sammt schwimmenden weißen Ranunkeln und grünen Wassersternen: dann bekennt wohl ein Jeder, daß die Vegetation des Baches ein Stück Blüthenlebens ist, wie die Natur es im Wald und Flur kaum reicher entfaltet.

2.

Das Vergißmeinnicht.

Den Bach, welcher im ersten Frühling uns die Brunnenkresse bot, erkennen wir zur Sommerszeit kaum wieder in seiner nun hoch und üppig aufgeschossenen Pflanzenfülle und Blüthenherrlichkeit. Unter dem Wasser sahen wir im Frühling schon gar manches Krautgeblätter sprießen, hie und da auch schon sich drängend emporrecken. Aber nun, welch' Gewühl hoch gewachsener, verschiedenartiger Pflanzen? Als dichte, saftige Krautrasen erhebt sich die Bachbunge (Veronica Becabunga) handhoch über die Wellen, mit zartblauen Blumenkrönchen reich überblüht; andere Wasserehrenpreise (besonders V. Anagallis) ragen daneben, mehrere Fuß hohe, kräftige Büsche bildend, deren sparrige, feine Verästelung gleichsam wie ein Schleier den Bach mit seinen blauen Blümchen

durchsichtig überhüllt. Das Igelkraut (Sparganium ramosum) mit steifen Schwertblättern und weißen Blumen reckt sich hoch dazwischen, hie und da schon mit seinen großen, kugeligen Stachelfrüchten besetzt; zu seinen Füßen schwankt das Pfeilkraut mit großen Blättern. Stolz aufrechte, saftige, herrliche Gruppen bildet wiederum die Wasserfeder (Hottonia palustris), auf hohen, fiederblättrigen Stengeln weiße primelförmige Blüthen tragend, das ähnliche Tausendblatt (Myriophyllum spicatum), mit seinen großen federartig feinst zerschlitzten Blättern. Andere Stellen des Baches sind völlig eingenommen von mächtigen Doldenpflanzen, deren hohe reich beblätterte Stengel, von weißen edlen Blüthenschirmen gekrönt, majestätisch oft Alles überragen: Wassermerk, Wasserfenchel, Archangelike und Wasserschierling. Nur die mächtigen Ampfer, deren robuste Stengel mit oft armlangen, weit über handbreiten Blättern besetzt sind, sowie Rohrkolben (Typha), Schilfe machen den Rang der Größe ihnen streitig. Aber auch die frischesten Blüthenfarben schmücken manche aus dem Gewühl hoch hervorragende Bach- und Teichgewächse. Kaum im Wald oder Flur giebt es so herrliche Blumen, als hier etwa bei der bis über meterhohen Wasserviole (Butomus umbellatus), deren binsenartige Halme mit veilchenblauen, großblüthigen Dolden gekrönt sind, während wiederum der Blutweiderig (Lythrum Salicornia) mit pfirsichrothen Blüthenschweifen aus dem drängenden Pflanzengewühl hervorblickt. Es waltet in der That hier stellenweise eine so märchenartige Pracht und Gewaltigkeit, daß der deutsche Bach die überschwängliche Vegetation der Tropen uns wohl veranschaulichen kann.

Aber all dieser mächtige Pflanzenwuchs, mit seinen herrlichen Wasserblumen, erfreut doch wenigstens nicht so innig, als das vom Ufer her in dichter Menge sich blühend in den Bach drängende, nur kleine Vergißmeinnicht (Myosotis palustris). Unter allen Bachkräutern hat das deutsche Volksgemüth von jeher ihm seine beste Liebe zugestanden.

Begnügen auch wir uns jetzt einmal mit demselben! Wir sind in unseren Tagen freilich sehr nüchtern geworden gegen die frühere Zeit. Dennoch sehen wir in dem Vergißmeinnicht noch immer nicht ganz eine Blume wie andere Blumen sind. Der Jüngling pflückt sie am Bache noch immer seiner Geliebten; ihr Bund ist fester geschlossen durch diese kleine Blumengabe, und manches so gereichte blaue Blümchen findet sich im heimlichen Schrein treuer bewacht, als Gold und Geschmeide. Dem Kinde schon zeigt die Mutter beim Gang ins Freie das am Teichufer blühende Pflänzchen vor allen den anderen und lehrt es dieses ehren von frühe auf. Ja, Niemand wohl geht ganz gleichgültig vorüber an dem über Kiesel murmelnden Bach, in dessen Wellen hinein die himmelblauen Blümchenkronen in dichtem Gedränge prangen. Das Kind armer Leute, welches in den Städten von Haus zu Haus Vergißmeinnichtkränze feilbietet, findet daher selten eine abschlägige Antwort; Jeder freut sich derselben, wenn sie, in den wassergefüllten Teller gelegt, zu neuem Leben kommen, von Tag zu Tag voller und blauer erblühen und wochenlang nicht aufhören wollen, immer neue Knospen aufzuschließen.

Ja, das Vergißmeinnicht ist noch immer der echtesten deutschen Volksblumen eine: nicht blos das Sumpf-Vergißmeinnicht, auch jede der kleinblüthigeren Arten auf dem Felde,

im Walde oder auf der Wiese, welche das Volk im Gegensatz nur als „wilde" bezeichnet. Unter diesen ist aber auch eine Art, welche an Blüthenherrlichkeit, vor Allem an Fülle, das Sumpf-Vergißmeinnicht sogar noch weit übertrifft. Dies ist das Wald-Vergißmeinnicht, welches in lichten Wäldern, auf Waldwiesen, an grasigen Bergabhängen in ganz Deutschland vorkommt und von Mitte April bis Ende Frühling seine Blüthezeit hat. Es giebt kaum eine massenhafter und gedrängter blühende Blume. Besonders im Mai bin ich auf botanischen Excursionen an von ihr überblühete lichte Waldstellen gekommen und blieb überrascht und bewundernd stehen, in Frühlingsandacht bei diesem Anblick versunken. So weit das Auge sah, viele Morgen weit bis an das dichter werdende Waldgebüsch breitete sich ein himmelblauer Teppich, zwischen dem kaum hie und da leise ein grüner Fleck hervorsah! Oder ein stilles, blaues Meer, in der That ein Blumenmeer, wie solches nicht lieblicher sich vorstellen läßt. Das deutsche Märchen von der Dirne im Flachsfelde kommt dem Beschauer in den Sinn, die ein Zauberer verwirrt hatte, daß sie ein blaublüthiges Flachsfeld für Wasser hielt und unter dem Gespött der Umherstehenden ihr Kleid aufschürzte, um trocken hindurchzuschreiten.

An manchen Orten schenkt man unserer Blume eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Oertchen an der Mulde pflegt die liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer üblicher Weise „in die Blümlein zu gehen". Die Nachmittagsschule wird frei gegeben, und im milden Sonnenschein wandert die muntere Schaar mit Gesang in einen nahen Wald, wo dies Vergißmeinnicht in überschwänglicher Fülle wächst. Dort

angekommen, hat nach herkömmlicher Sitte erst Jeder einen mächtigen Strauß zu pflücken, Mütze und Knopflöcher zu bestecken. Unter manchem frohen Spiel im Freien wird der Nachmittag verbracht und kommt der Abend heran, ehe man an die Rückkehr denkt. Nun geht's heim, jedes Kind einen Blümleinstrauß stolz in der Hand, der zu Hause feierlich einem Wasserglase anvertraut wird. Ebenso sucht dort fast jede Familie sich einen Tag aus, an welchem Alt und Jung „in die Blümlein" geht, und das sind nicht zufällige, sondern herkömmliche jährliche Ausflüge, bei denen Vater, Mutter, Magd und Kind im Grünen und blühendem Blau sich ergehen, sich tummeln und lagern, Blumen pflücken und darin mit einander wetteifern; es wird draußen Kaffee gekocht, getrunken, Kuchen dazu gegessen und die ganze Gesellschaft ist dabei einmal so fröhlich, wie das ganze Jahr kaum wieder. Man reinigt sich da von dem niedrigen staubigen Erdenleben an Herz und Seele.

Es ist bei dieser „Blümlein-Lust" freilich keine Erinnerung mehr an den Sinn, welchen das Blümlein „Wunderschön" für unsere Vorfahren hatte. Nur was es den Dichtern und den Liebenden vordem war, bedeutet es noch immer; es war und ist ja noch heute das Unterpfand der Treue und die Blume der Erinnerung. So heißt es in einem Liede schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert:

„Und werd ir hören, waz mir daz liebste sy?
Daz plawe plümlin, daz stat gar nach dabi;
Daz plawe dütet stät;
Der küle wind hat mir den weg verwät.
Daz plawe plümlin hoffet auf genad,
Und stünd die aller schönst junkfer davor,

Den wechsel welt ich nit triben,
Ich welt bi minem plawen plümlin beliben."

So steht auch in der altüberlieferten „Bedeutung der Blumen" geschrieben: „Ein Blümlein heißet Vergiß=mein=nit, dem das empfohlen wird, der mag wohl fröhlichs Muthes seyn. Wer es aber von selbst trägt, der will seiner Liebsten nicht vergessen zu keiner Zeit."

Blumen sind aber nicht blos naturwissenschaftliche Gegenstände, welche der Forscher mit Secirmesser und Lupe zu untersuchen und zu klassifiziren hat, um gelehrte Bemerkungen über sie zu machen und schließlich sie als schöne Mumien sauber geordnet in ein Herbarium zu legen. Sie sind auch Heilkräuter, und das nicht blos in officinellem Sinne gegen Leiden und Schäden unseres Körpers, sondern auch wie Justinus Kerner es meinte:

„Blumen, ach Blumen, die heilen jeden Schmerz,
Drum drückt man so ein Kind gern an das wunde Herz."

Sie sind dazu für das seelische Leben des Menschen vor Allem Symbole. Und darin hat besonders die Sinnigkeit deutschen Volksgemüthes ihnen manches Geheime abgelauscht, Freud und Leid, Liebe und Treue, Endliches und Unendliches von ihnen vernommen. Zu dem gefangenen Grafen im Goethe'schen Liede kommen sie alle, reden zu ihm und wollen ihn trösten; er freut sich ihrer aller und spricht zu einer jeden, die da naht. Aber sein Sinn steht nur nach einer, die ihn wahrhaft trösten könne. Zu der Rose spricht er: „Du bist das Blümlein nicht, das ich im Stillen verehre"; zu der Lilie: „Ich weiß doch noch was Lieberes"; zu der Nelke sagt er: „Was den Grafen glücklich macht, es ist nicht

ausgesuchte Pracht, es ist ein stilles Blümchen"; selbst dem Veilchen wird nur die Antwort: „Du dufteſt ſo ſchön, doch brauch' ich mehr in meinem herben Leiden." Er ſelber bezeichnet das Blümlein „Wunderſchön," nach dem er Verlangen trägt:

„Es wandelt unten an dem Bach
Das treueſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümlein bricht
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne."

Ja, als Blume der Treue und Erinnerung muthet ſie durch das zarte himmliſche Blau unwillkürlich uns an. Und ſo haben es die Herzen der meiſten Völker empfunden, wenigſtens aller welche germaniſchen Urſprungs mit einer feineren Sinnigkeit begabt ſind. Auch der Engländer kennt es ja als ſein forget-my-not; im Schwediſchen finde ich das Wort forgaet-mig-ej, im Norwegiſchen forglemm-mig-ikke, im Däniſchen forget-mig-ej. Die klaſſiſchen Griechen und Römer, welche ohne den Zug gemüthvoller Naturſinnigkeit nur in ihrer Mythologie naturpoetiſch waren, nahmen indeſſen gar keine Rückſicht auf die ſchöne blaue Blume ſelber, ſie ſahen nur die öhrchenartig geformten Blätter und nannten es Myosotis, d. h. „Mausöhrchen," wie das Vergißmeinnicht noch heutzutage in der Botanik genannt wird. Auch die Franzoſen haben das ſinnige Weſen des Blümchens nicht begriffen; dafür iſt das Stiefmütterchen, dies dreifarbige Veilchen (Viola tricolor), ihnen die pensée, das Gedenkmein, das Vergißnicht; ſie beſcheiden ſich mit der trauten blauen Farbe nicht, wollen

satte Farben, prächtige Zeichnung, starke Reize haben, um an die Treue stark gemahnt zu werden.

Seltsame Verknüpfung der Beziehungen aber! Als Blume der Erinnerung ist das Vergißmeinnicht in den deutschen Sagen noch in ganz anderer, scheinbar ganz entfernt liegender Deutung verstanden worden. Wer kennt nicht aus dem „Wunderhorn" deutscher Sagen so manche, besonders vom Kyffhäuser, bei welcher schließlich eine blaue Blume bedeutsam wird!

Ein guter Knabe, heißt es da meist, und armer Leute Kind, lag an blumiger Berghalde, während die ihm anvertraute Heerde des nahen Dorfes umher weidete. Da tritt eine Jungfrau zu ihm und redet ihn liebevoll an; artig antwortet er, und nun pflückt sie eine blaue Blume, reicht sie ihm und verschwindet wieder. Als der Knabe die Blume verwundert noch in der Hand hält, sieht er an der Berglehne plötzlich eine Thür aufgethan, die er vordem niemals bemerkt hat. Eine Stimme ruft ihm zu, daß er eintrete. Und wie er nun in das helle Innere des Berges tritt, traut er seinen Augen kaum, denn da drinnen rings umher funkelt und glitzert es von Gold- und Silberbarren, Juwelen, Demanten und allen Köstlichkeiten, wie er solche nie geschaut. Er legt die blaue Blume nieder und beginnt seine Taschen zu füllen; dann will er reich beladen den Berg wieder verlassen. Doch ruft ihm eine Stimme noch zu: vergiß das Beste nicht! Aber schon hatte er eilends die Thür erreicht, welche nun hinter ihm zufällt. Durch treulose Vergeßlichkeit ist die Blume drinnen geblieben, welche ihm immer von neuem den nun für immer verschwundenen Eingang geöffnet hätte. Er

übersah den Sinn der Blume „Vergißmeinnicht“, und so verschwanden ihm auch alle Genüsse, welche sie verschaffte. —

Wie sie alle Schätze des Erdinnern erschließt, so wurde sie in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts als tiefsinniges Symbol sogar der Inbegriff höchster menschlicher Sehnsucht. Das Vergißmeinnicht — denn nur dieses wiederum lag, wenn auch nicht ausgesprochener Weise, dieser mystisch-romantischen Anschauung zu Grunde — es wurde als Kultusgegenstand idealsten Charakters in eine seltsame Geistesrichtung hineingezogen, welche die meisten Dichter und Gebildete Jahrzehnte lang beherrschte. Es war die Blume der Romantik, derjenigen Richtung in unserer deutschen Poesie und Literatur, welche alles Hohe und Höchste in Welt und Leben sich himmelstürmend erschließen wollte, aber im Grunde an aller Wahrheit von vornherein verzweifelnd sich selber zu täuschen strebte, das poetische Träumen für Wachen nahm, den reizvollen Schimmer phantasievollen Denkens für wahrhaftiges Licht hielt und statt des Sein nur den Schein suchte. Diese vor der kräftigen Realität unserer Gegenwart erloschene Romantik faßte in der „blauen Wunderblume“ die Summe aller ihrer Sehnsucht zusammen.

Das Sumpf- und das Waldvergißmeinnicht sind es, auf welche all dieser Kultus und die mannigfache sinnige Deutung sich bezieht, denn sie nur sind die prachtblüthigen und auch durch ihre oft kaum übersehbare Menge auffälligen Arten. Aber ihrer Schwestern ist noch eine leidliche Anzahl; wilde Vergißmeinnicht nennt die Volkssprache diese, welche allerorten unter Hecken und Gebüsch, auf Wiesen und Triften, an Dämmen, Hügeln und auf Feldern wachsen. Vielleicht,

daß nun auch diesen unscheinbaren Schwesterblümchen der Naturfreund einen kleinen Blick nicht versagt und sich auch nach ihnen einmal freundlich bückt. Zumeist wirkliche Miniaturpflänzchen sind es; eine auf Feldern wachsende Art ist noch nicht fingerhoch, und auch die anderen sind nur wenig höher: das „rauhe", das „haarige", das „wenigblüthige", das „mittlere", das „bunte" — und wie sie alle heißen, die mit deutschen Namen schwer benennbar sind. Jedoch sind alle sich überaus ähnlich, und Jeder erkennt sie sofort als Vergißmeinnicht schon an dem zarten Himmelblau der zierlichen Blümchen, welches allein schon sämmtlichen Arten einen verwandtschaftlichen Ausdruck gibt; nur das etwas seltenere bunte Vergißmeinnicht hat originell buntscheckige, weiß, gelb, roth und blau gesprenkelte Blümchen. Auch den eigenthümlichen Bau des Blümchens aber möge man in seiner Besonderheit beachten, die präsentirtellerförmige blaue Krone, deren Blumenröhre mit gewölbten Schüppchen verschlossen ist und fünf Staubgefäße sowie vier glänzendglatte Nüßchenfrüchte einschließt, welche später frei im bleibenden Kelche auf einem Scheibchen sitzen. Um der rauhhaarigen Bekleidung der Stengelblätter willen werden die Vergißmeinnicht von den Botanikern zur Familie der Asperifolieen gezählt. In diesen Merkmalen stimmen sie alle überein.

Wohl die schönste aller Arten, welche zugleich am trautesten zum Herzen spricht, bietet im Sumpfvergißmeinnicht uns das Reich der Gewässer. Welche Art es aber auch sei, — im Sträußchen, welches wir von einem Ausgange in's Freie mit heimnehmen, wird ein Vergißmeinnicht kaum fehlen dürfen!

3.

Die Königinnen der Gewässer.

Von unsern deutschen Gewässern schweifen die Gedanken sehnsüchtig oft nach den majestätischeren Strömen und Seen ferner südlicher Erdtheile. Was mehr vielleicht als alles Andere aber von unserer Jugend her uns nach dem Ganges und den Uferstrecken des Nil zog: das dürfte die Lotosblume*) sein, mit ihren schwimmenden Blättern und herrlichen Blumen auf jenen heiligen Gewässern, — jene hochpoetische Blume, dies treue Symbol des Orients und seiner beschaulichen, andachternsten Völker.

Können wir sie selbst nicht schauen, wie sie sich leise schaukelt auf den Fluthen der heiligen Ströme, so haben wir doch aber ihre schönste Verwandte, die weiße Seerose, auch auf unsern deutschen Gewässern. Das ist des deutschen Volkes Seelilie, Wasserlilie, Nixenblume, Teich- oder Wasserrose, hie und da auch die Schwanenblume genannt. Schon in ihrem reichen Blumenbau welch' seltsame Blume; ihre vier grünlichen Kelchblätter umschließen mehrere Reihen reinweißer

*) Es sind die Lotosblumen Egyptens und Indiens aber zwei ziemlich verschiedene Pflanzen. Die den alten Egyptern heilige und auf ihren Monumenten vielfach dargestellte Sumpf- und Stromblume, deren Samen und Wurzelstock auch als Nahrung dienen, ist die Nymphaea Lotos, L., dagegen die in die indische Götterlehre verwobene Gangesblume, mit bohnenartigem eßbaren Samen, ist Nelumbium speciosum.

Blumenblätter, die nach innen in goldgelbe breite Staubgefäße allmälig übergehen, welche als voller Kranz die von strahlenförmigen Narben verzierte fleischige, vielfächerige Frucht umgeben. Im weiten Mittelasien und über ganz Europa ist sie verbreitet, besonders aber bei uns in Deutschland fast überall zu finden in stehenden Wassern oder langsam fließenden Strömen, und wie sie nahe den Wohnungen der Menschen reichlich getroffen wird, so nicht minder in den großen Schilfteichen, welche der Fischerei und Jagd dienen. Auch in unsern im Dickicht lauschig verborgenen Waldseen sieht man oft hundert und mehr ihre prachtvollen Silberhäupter über den Wasserspiegel erheben, von den schwimmenden tellergroßen Blättern umgeben. Ueberall da giebt sie den Anblick eines überschwänglichen, aber schwermüthigen deutschen Naturbildes, von fast tropischer Kraft und Erhabenheit und doch voll einfacher sinniger Schönheit. Die Phantasie wird unwillkürlich rege beim Blick auf den mit Wasserlilien überblüheten stillen Weiher, und wir verstehen mit ganzer Seele die Anschauung der Vorzeit, wonach Elfen und mancherlei Elementargeister sich der Seerosenblätter als Schiffchen bedienen, auf denselben bei ruhiger Luft, wenn Menschen fern sind, über die klaren Fluthen gleiten. Ja, auch wir sehen im Geist sie noch immer dahinfahren; ein wohl auf den Blättern sitzender Frosch, dessen Ruf die Stille ab und zu durchdringt, thut dieser Stimmung der Natur und unseres eigenen Gemüthes kaum einen Abbruch, er gehört mit dazu, sammt all den Libellen und flirrenden, im Sonnenschein blitzenden Insekten.

Das deutsche Volk hat sie zwar niemals gerade als eine heilige Blume verehrt, wie es in seiner Vergangenheit über-

haupt nur Bäume mit heiligen Ehren umgab, indessen ist auch der deutsche Sinn von Alters her von ihr angesprochen worden. Noch manche wundersame alte Sage weiß zu erzählen von der geheimnißvollen, auch unheimlichen Macht, mit der sie als Königin mitten im Reich der Gewässer waltet. Wo diese tief sind, ist sie ja nur anzutreffen. Selten nähert sie sich dem Uferrande. Es ist ihr da zu flach, nur in angemessener Tiefe kann sie sich einwurzeln und ihre mächtigen Glieder entwickeln. Darum warnt auch die uralte Volkssage vor der weißen Seerose, und Mancher schon, der sich unvorsichtig doch bis zu ihr heranwagte, ist ihr als Opfer verfallen. Denn ihre Wurzel und ihr Wurzelstock, von dem die langgestielten Blätter und Blumen emporsteigen, ruhen in Schlamm eingebettet in oft jäher Untiefe; der Fuß gleitet hinein, die strangartigen, zahllos heraufsteigenden Stengel verstricken den halb schon Versinkenden und halten ihn fest, bis er erstickt ist. Sie ist so die bezaubernde Sirene, und unter ihr wohnt das Grauen und der Tod. Nach der Meinung der Vorzeit ist sie auch gar nicht eine Blume wie andere Blumen, vielmehr eine verwandelte Seejungfrau, und wenn Mitternacht kommt und der Mond scheint über die Wasser, dann tanzt und spielt sie auf der silbernen zitternden Spiegelfläche; unter ihren Blättern aber hat sich lauernd dann der Nix versteckt und schaut ihr zu. Dieser Nix bewacht sie gar eifersüchtig indessen auch immerdar und duldet nicht, daß Jemand ihr nahe. Ja, sie selber ruft ihn, wenn ein Mensch ihr ein Leid thun oder gar sie besitzen will, und nur vorsichtig darf man es darum anfangen, meint der Volksglaube, ihrer habhaft zu werden. Es will ihr erst freundlich zugesprochen sein;

mit der Hand muß man sie rasch dann brechen, doch nicht mit einem Messer möge ihr Stengel durchschnitten werden, denn es fließt sonst Blut aus ihr hervor. Wer es anders anfängt, den zieht eine dunkle Gestalt in die schaurige Tiefe hinab. Als die Blume, nach der eine geheimnißvolle Sehnsucht jedes Wesen zieht, wenn der Mond auf sie niederscheint, hat sie nicht blos H. Heine, sondern vielleicht noch duftiger Emanuel Geibel besungen:

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All' seinen gold'nen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?

Eine weiße Wasserelfe, ein seelenvolles Wesen, — so muthet sie in der That uns an. Lebenskräftiger als andere Wasserpflanzen und wie seelenbegabt schwimmt sie auf dem Spiegel, reckt sich im Sonnenschein immer höher empor, das Licht immer voller zu trinken. Der Professor Fechner ist durch den Anblick gerade dieser Blume zu seinem Glauben an ein

Seelenleben der Pflanzen gekommen und spricht in seiner „Nanna“ sich darüber in folgenden schönen Worten aus:

„Ich stand einst an einem heißen Sommertage“, sagt er, „an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre Blätter platt über das Wasser gebreitet hatte und mit offener Blüthe sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl müßte es dieser Blume sein, dachte ich, die eben in die Sonne unter in das Wasser taucht, wenn sie von der Sonne und dem Bade etwas empfände. Und warum, fragte ich mich, sollte es nicht? Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geschöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut hätte, um es blos als Gegenstand müssiger Betrachtung darzustellen, zumal da tausend Wasserlilien verblühen, ohne daß sie Jemand betrachtet; vielmehr muthete mich der Gedanke an, sie habe die Wasserlilie so gebaut, um die vollste Lust, die sich aus dem Bade im Wasser und Lichte zugleich schöpfen läßt, auch einem Geschöpfe im vollsten Maße zu Gute kommen, von ihm recht rein durchempfinden zu lassen. — Wie lieblich erscheint unter solcher Voraussetzung das ganze Leben dieser Blume.“

Das sind Betrachtungen eines Philosophen, welcher Wahrheit und Dichtung verwechselt! möchte der Leser einwerfen. Aber auch der nüchterne Botaniker weiß gerade von der Seerose Seltsames genug zu erzählen. Vor Allem, was schon der Altmeister der botanischen Wissenschaft, Linné, an ihr beobachtet hat, ist nach ihm genugsam bestätigt worden. „Die Nymphaea alba erhebt sich“, sagt er, „in der Morgenfrühe aus dem Wasser, wobei sie zugleich allmälig ihre Blume öffnet, daß um die Mittagszeit ihr Blumenstengel an drei

Zoll über den Wasserspiegel emporgetragen ist. Wenn der Abend hereinbricht, schließt sie sich nicht nur wieder völlig, sondern taucht auch bis unter den Wasserspiegel in die Fluth zurück. Es beginnt ihre Blume ungefähr um 4 Uhr Nachmittags schon sich einzuziehen, und bringt die ganze Nacht unter dem Wasser zu."

Die Lotusblume Egyptens und die indische, Schwestern unserer Seerose, machen es aber ebenso. Welch' wundersame, auch für die Wissenschaft geheimnißvolle Erscheinung! Sie ist vielleicht auch die Veranlassung geworden, daß die bewegliche Phantasie des Morgenländers ein göttliches Wesen in der Lotosblume erblickte und mit religiöser Verehrung sie betrachtete; ja daß man sie als götterverwandte, geheimnißvolle Wasserwesen mindestens unter dem besonderen Schutz der allwaltenden Götter sah, indem die sinnige Religion des Inders dem Sonnengotte Wischnu als blühendes Symbol die Lotosblume unterstellte! Den Sonnengott wie seine Blumen sah man ja in gleicher Weise täglich auf- und untergehen!

Treiben wir in Gedanken nun aber einmal weit hinüber zu demjenigen Lande, wo ihre stolzeste Riesenschwester blüht. Schauen wir mit Schomburgh's Augen da um uns, der dieses Wunderland bereiste und dessen erhabene Wasserblume zuerst entdeckt hat. Das Boot eilt auf dem Rupununi dahin, dessen Ufer endlose Meilen lang von dem dichtesten tropischen Pflanzendickicht bestanden sind, aus dem die blauen Blumen der Jacarandabäume und rothe, goldgelbe und andere Blüthenfülle der Noranten und akazienartige Wallaben malerisch hervorschauen. Wir gelangen allmälig nahe an die Mündung des Flusses, der da breiter und ruhiger hinzieht. Dort nun sollen wir

den Anblick genießen, dessen wunderbare Schönheit zu beschreiben die kühnen Reisenden enthusiastisch für unmöglich erklären. Ein gigantisches, hellgrünes, auf der Unterseite carmoisin-röthliches Blatt von der Größe einer großen Tischplatte und größer noch schwimmt vor uns, die Ränder unregelmäßig aufgeworfen. Die ganze grüne Blattfläche ist von acht leistenartig zoll- bis handhoch hervorragenden röthlichen Hauptadern, und diese von radnetzartig verbindenden Queradern durchzogen, welche mit großen Stacheln besetzt sind. Diesem Riesenblatt, wie es kein gewaltigeres auf Erden giebt, schwebt zur Seite auf fast armdickem, dornigem Blumenstiel wenige Zoll über dem Wasser die Riesenwasserrose von anderthalb Fuß Durchmesser und fast vier Fuß Umfang, welche von einem mächtigen, rothbraunen, vierblättrigen Kelch umschlossen ist; aus Hunderten von Blumenblättern besteht sie, deren Färbung vom zartesten Weiß in das edelste Rosa übergeht. Unser Auge hängt in seligem Entzücken an diesem unvergleichlichen Wunder der Pflanzenwelt, wie solches nicht großartiger, nicht prachtvoller, nicht überraschender sein kann. Aber das Ruder treibt unsern Nachen weiter und weiter. Immer neuen, riesigeren Schwimmblättern begegnet der erregt umherschweifende Blick, und oft Hunderte jener stolzen weißröthlichen Riesenblumen schweben majestätisch zwischen ihnen empor über der vom gleitenden Nachen leise erregten Wasserfläche. Hie und da stehen noch mohnkopfförmige Früchte, welche, kolossal fast bis zur Größe einer Kokosnuß, dem gigantischen Verhältnisse jener Blätter und Blumen entsprechen. Ja, wenn wir es auch nicht von vornherein wüßten, — es könnte uns nicht mehr fraglich sein, daß wir in diesen Wundergebilden

der Pflanzenwelt die gewaltigste und hochberühmteste Königin der Gewässer vor uns haben: die Victoria regia. Sie ist das imposanteste Gebilde der Blumenwelt auf Erden, welches die Natur aber auch eben nur zu Stande bringen konnte dort, wo mit der schöpferischen Zeugungskraft des Wassers die mächtig treibende äquatoriale Wärme sich vereinte. Nun die Riesenblume auf Erden einmal hervorgebracht war, hat sie aber allenthalben, wo es nur anging, sich auch ausgebreitet. In den ganzen Stromgebieten des äquatorialen Amerika kann der Reisende ihre schwimmende Pracht und Herrlichkeit auf fast allen stehenden oder langsam fließenden Gewässern bewundern.

Und doch — wenn der Reisende sich satt geschaut an jener Pracht dieser rosigen Riesenblume, wird er nicht auch zurückdenken müssen an den trauten deutschen Teich, an dem die Binsen leise rauschen und wo die keusche Seerose träumt. Das Heimweh erfaßt plötzlich ihn wunderbar, er sehnt sich mitten in der großartigsten Natur der Tropen nach den engen schilfumwachsenen Gewässern, wo die weiße Seerose blüht. Ferne tropische Schwestern wecken in dem fernen Reisenden die Erinnerung der lange vergessenen Heimath.

4.

Die Wassermyrte.

Die herrlichen, soeben genannten tropischen „Königinnen der Gewässer" lassen auf unsern Flüssen, Bächen und Seen nimmer sich heimisch machen. Es sind durchaus Kinder der

Tropen. Ueber eine fremdländische Wasserpflanze können wir uns indessen auch in deutschen Gewässern freuen, — wofern wir uns nicht vielmehr über sie beklagen. Das ist die Wassermyrte! Der Leser freut sich gewiß über diesen hübschen Namen „Woatermyrte“ oder „Myrtenkraut“, welcher unter den Fischern von Divenow für ein artig aussehendes Wasserpflänzchen gebräuchlich ist, das in der ganzen übrigen Welt außerdem bekannt und berüchtigt ist unter dem erschrecklichen Namen — „die Wasserpest“. Der Name, welcher unter den Divenow-Fischern gilt, hat sicherlich den poetischen Vorzug; aber er ist auch zutreffend, denn das unter dem Wasserspiegel flottirende Pflänzchen mit dem schlanken, graziösen Wuchs seiner Zweige und dem überaus zierlichen Blätterschmuck gleicht bei einer naiven Anschauung in der That einem Myrtenstengel.

Lassen wir drum den merkwürdigen Fremdling unserer Gewässer fortan getrost als Wassermyrte gelten, anstatt der Bezeichnung Wasserpest, welche die Uebertreibung und der erste Schreck diesem Pflänzchen bei seinem anfänglichen Erscheinen in den europäischen Gewässern gegeben hat.

Ja, die Wassermyrte ist ein Fremdling bei uns. Wie ihr Name Elodea canadensis besagt, ist sie aus Nordamerika, speciell aus Kanada über's Meer zu uns hergewandert, — ein bei uns vordem völlig unbekanntes Pflänzchen. Aber ein bei uns so rasch und massenhaft vermehrtes Wasserunkraut ist es, daß es schon alsbald nach seiner Ankunft in Europa größtes Aufsehen erregte. Das haarsträubendste Unheil glaubte man durch dasselbe über friedliche Gewässer heraufbeschworen, und die erschreckendsten Berichte davon liefen durch die Zeitungen.

Jahrzehnte sind nun vergangen seit dem ersten Erscheinen dieser Wassermyrte in Europa. Der Unmuth der Fischer und Schiffer über dieselbe hat sich wenigstens etwas gelegt, und es dürfte an der Zeit sein, mit besonnenem Auge das merkwürdige Pflänzchen, seine Wanderungen, seine Wirkungen und seinen ganzen Charakter zu betrachten. Merkwürdig wird die Wassermyrte ja immerdar bleiben, welche wie kaum je eine andere Pflanze der Erde mit rapider Geschwindigkeit auf einem ihr ursprünglich fremden Erdtheil Fuß gefaßt hat und im Kampf um's Dasein sich als unbestrittenen Sieger über unsere einheimischen Pflanzen geltend machte.

Wie sie aus Kanada über den Ocean nach Europa gekommen ist, weiß man nicht sicher. Vielleicht in die Schaufeln eines Raddampfers verschlungen, machte sie die Seereise mit, obgleich das Seewasser nach aller Erfahrung ihr nicht zuträglich ist. Vielleicht, daß sie als Einpackung nordamerikanischer Fische bei deren Ankunft in Europa in's Wasser geworfen wurde. Seltsam ist ihre Uebersiedelung immerhin, da wir sonst von keiner einzigen amerikanischen Wasserpflanze bei uns wissen. Genug, sie war da, und von England erscholl alsbald ein Schreckensruf über dies Wasserunkraut, welches sich mit einem Male in allen Buchten der Themse, in allen Kanälen wie in den mit diesen zusammenhängenden Seen und Wasseransammlungen zeige und wahrhaft gefährlich zu werden drohe. Ja, wenn es nur wäre wie andere Wasserunkräuter, deren ja eine reiche Menge von jeher die Kanäle und Teiche durchwucherte und den einförmigen Spiegel mit manchen schönen Wasserblumen schmückte! Aber mit nahezu unheimlich geheimnißvoller Macht hatte die Wassermyrte sich in kürzester

Frist dermaßen auszubreiten gewußt, daß sie alles Gewässer dicht erfüllte. Auch das hätte die Menschen kaum gekümmert, denn was liegt dem praktischen Sinne vor Allem der Engländer an den lustig mit den Wellen fluthenden und spielenden Gewächsen und den auf dem Wasserspiegel neigenden und schwankenden Blumen! Aber die Menschen sahen ihr eigenes Interesse gefährdet. Die Schiffer, deren Fahrzeuge sonst unter leichten Ruderschlägen über die Fläche glitten, wurden behindert durch das grüne Gewirr, die Ruder konnten sich nicht frei bewegen, sie wurden wie von unsichtbaren Armen darin festgehalten. In die Räder oder Schrauben der Dampfer, welche die Kanäle hinab ihre feuchten Wege zogen, wanden, schlangen und strickten sich die über klafterlangen Stengel der Wassermyrte ein, daß ihre Thätigkeit gehemmt, — kurz, daß die Schifffahrt beeinträchtigt wurde.

„Dies Kraut ist eine Wasserpest!“ rief John Bull in seinem Aerger. Und damit hatte der grüne Fremdling der englischen Gewässer einen Namen bekommen, — in der That einen abscheulichen Namen, den dieser üppige Bürger des Pflanzenreiches seiner Collision mit den Interessen der Menschen verdankte.

Es hat, wie mit der Zeit sich herausstellte, doch aber viel Uebertreibung in jenen früheren Berichten stattgefunden. Das Kraut ist der Schifffahrt mindestens so gefährlich nicht, daß es, kaum in Europa angekommen, mit solchem Namen begrüßt werden mußte. Kleine Unbequemlichkeiten, welche es hie und da verursachte, konnten ihm allerdings vorgeworfen werden. Aber so sind wir Menschen! Wir bestrafen die Mücke, welche uns stechen will, alsbald mit dem Tode und

excommunicirten jene Pflanze als Wasserpest, die doch vor Allem nichts weniger als häßlich oder mephitisch ist.

Sehen wir sie uns nur einmal an! Mancher, der von ihr blos gehört hat, wird überrascht sein durch die Wahrnehmung, daß sie ein ganz allerliebstes, wahrhaft zierliches Pflänzchen ist. Die Wassermyrte ist außerdem in mancher Beziehung botanisch höchst interessant und verdient mit Recht eine Stelle in jedem Aquarium, welches alles Schöne und Reizende der Wasserwelt in sich hegen will. Genug, sie ist, als Pflanze selbst betrachtet, für einen harmlosen Beschauer durchaus keine Wasserpest, sondern wirkliche Wasserpoesie, eine Wassermyrte. An einen graziösen Myrtenzweig erinnert von ungefähr jedes abgebrochene Stück ihres dunkelgrünen, langschlänglichen Stengels, welcher im Wassergrunde viele Klafter lang und vielverzweigt sich streckt und fluthet. Die Blätter sind von der Größe eines Myrtenblattes, nur stumpf gespitzt und breit ansitzend, zart und zerbrechlich. Sie umstehen immer zu je drei wirtelig den Stengel, und zwar in dichter Ordnung den Stengel hinauf, so daß derselbe bei seiner gedrungenen, regelmäßigen Gliederung eine höchst anmuthige Schlangenform darbietet. — Diese Wassermyrte treibt auch Blüthen! Und zwar rosenröthliche Blumen ganz wunderbarer Art sprießen von Strecke zu Strecke aus einzelnen Blattachseln hervor, ringen aus dem Wasser empor nach dem Licht zu, um sich dann auf dem Wasser zu wiegen. Diese Blumen erheben sich aus einer zarten Blüthenscheide, welche in den Blattachseln sich zunächst entwickelt: eine nadelfeine, aber lange, ja oft fingerlange Blüthenröhre streckt sich aus derselben heraus und an ihrem Ende erweitert sie sich zu

einer flach dreiblättrigen, rosenröthlichen Blumenkrone, in welcher drei gleichfarbige Griffel zierlich sich auslegen.

Aber es ist, als ob die Wassermyrte auch Seele hätte! Ihre Blümchen sind nämlich berufen, bis über den Wasserspiegel zu dringen. Nun ist ja aber mancher Stengel demselben näher, mancher ferner. Da weiß sich die Pflanze zu helfen. Nämlich ihre Blüthenröhre verlängert sich so lange, bis sie den Wasserspiegel erreicht hat; dann erst öffnet sie ihre Krone und erblüht in Luft und Sonnenschein. — Es ist wahr, die Wassermyrte blüht nicht allerorten. Ich bin im Juni und Juli (denn das ist ihre Blüthezeit) an weiten, mit ihr dicht angefüllten Wasserstrecken hingewandert, ohne sie irgendwo blühend zu finden. Aber dann kam ich an Stellen, die ihr günstiger sein mochten, und fand da die Wasserfläche ganz reizend decorirt mit den darauf schwimmenden zahllosen Rosensternchen. Ein wahrhaft märchenhafter Anblick! Tausende solcher röthlichen Blümchen wiegten im Sonnenschein sich leise auf dem klaren Spiegel, gehalten an dem grünen Krautstengel durch die langen, feinen Blumenröhrchen, welche man in dem krystallenen Wasser deutlich wahrnehmen und mit dem Auge bis auf das Kraut, aus dem sie sproßten, verfolgen konnte. Eine liliputanische Blumenwelt! Seerösschen im Kleinen sind es, — während umher das hohe Schilf flüstert und die gewaltigen Ufergewächse wie ein tropischer Urwald den majestätischen Hintergrund bilden.

Nur die Liebe fehlt der Wassermyrte hier in Europa! Deshalb möchte wohl sie selber sich zurücksehnen nach ihren heimischen Gewässern jenseit des Oceans. Sie gehört nämlich zu der großen Zahl von Pflanzen, welche getrennte Geschlechter

haben, bei denen also die einen Pflanzenstöcke nur Staubgefäße besitzen und somit männlich sind, die andern nur Fruchtgriffel und somit weiblich sind. So ist's bekanntlich der Fall auch bei unsern Weiden, Pappeln, bei Hanf und vielen andern unserer Bäume und Kräuter. Das Schicksal nun wollte, daß die nach Europa eingewanderte Wassermyrte nur ein weibliches Exemplar war. Alle unsere Wassermyrten sind deshalb wiederum weiblich geworden; nirgends noch hat man ein männliches Exemplar bei uns gefunden, und es wird auch so bleiben, wenn nicht ein mitleidiger Freund derselben aus Amerika einmal ein männliches Exemplar zu uns überzuführen unternimmt. So lange also kann sie von der Liebe nichts erfahren, die sonst im Blumenreiche der Höhepunkt und das Ziel alles Lebens ist.

Die Wassermyrte, als eingeschlechtlich bei uns, ist daher auch unfruchtbar und trägt bei uns somit niemals Samen! Doch wie ist's dann möglich, fragt der Leser, daß sie trotzalledem bei uns so rastlos sich fortpflanzt? Ja, trotzdem wanderte sie wie kein anderes noch so samenreiches Kraut unaufhaltsam von Fluß zu Fluß. Aber es ist gar keine so einzigartige Erscheinung, daß sie ohne Samen erfolgreich sich zu vermehren vermag. Es ist vielmehr eine Thatsache, daß alle samenarmen Pflanzen in verstärktem Maße die Fähigkeit haben, sich durch Sprossung, durch Wurzeltriebe u. s. w. zu vermehren: die dort geschonte Kraft kommt der Vegetationsthätigkeit zu gute. Es ist indessen ganz wunderbar, wie bei der Wassermyrte die Vermehrungskraft jedem einzelnen Theile, jedem Stengelglied, ja jedem Blättchen innewohnt. Jedes abgebrochene Stengelstückchen, und wenn es noch so

winzig wäre, jedes abgerissene Blättchen ist im Stande, im Wasser weiterzuwachsen, eine volle Pflanze zu werden, mit der Zeit sich Wurzeln zu bilden und in kurzer Zeit ein neues üppiges Individuum darzustellen. Obenein ist die Pflanze selbst so brüchig, daß bei oft nur geringen Anlässen der Stengel durchbricht. Solches Bruchstück wird dann der Gründer einer neuen Pflanze, einer Colonie. Ein einziges solches Stückchen nur braucht daher in ein von der Wassermyrte noch freies Gewässer zu gelangen, so ist dasselbe alsbald deren Herrschaft unterworfen.

Auf diese Weise ist sie in raschem Tempo gewandert von England nach Deutschland. Hier sind die Oder, die Elbe und deren Stromgebiete alsbald mit ihr bevölkert worden. Seit etwa einem Jahrzehnt ist sie im Unterlaufe der Elbe gefunden, aber ging da rasch immer weiter. In dem Flußgebiet meiner heimathlichen Mittel-Elbe habe ich selber ihre allmälige Verbreitung zum Theil verfolgen können. Kürzlich (1871) fand ich sie nämlich auch in der Gegend des Elbstädtchens Barby, 1872 weiter bei Aken und Roßlau, wo sie sämmtliche in der Nähe der Elbe befindlichen Teiche, Gräben und Lachen vollständig ausfüllte, während ich sie auf früheren botanischen Excursionen dahin noch durchaus nicht beobachtet hatte. Neuerdings hat sie ihre Wanderung desgleichen in die Saale hinein angetreten und sich bei Kalbe und auch schon bei Halle gezeigt.

Die Nebenzweige bilden sich stets in regelmäßigen Abständen am Hauptstengel, verlängern sich mächtig, legen sich durch ihre Schwere bald zu Boden und wurzeln nun. Jetzt übernehmen sie die Rolle eines Hauptstengels, d. h. in

denselben regelmäßigen Abständen bilden sich an jedem dieser bewurzelten Stengel wieder Nebenstengel, — während auch der vorige Hauptstengel immerfort in der Länge weiterwächst und nicht aufhört, weitere Nebenzweige zu treiben. So geht die Verzweigung in das Unendliche fort! Vor solcher Ueberschwänglichkeit mußten nothwendig fast alle anderen Pflanzen flüchten und vergehen. So fand ich es in Bezug auf Gewächse, welche vordem solches Gewässer harmlos belebten: Laichkräuter und Nymphäen mit ihren malerischen Schwimmblättern, feinfiederblättriges Tausendblatt, Pfeilkraut, fluthend schwimmende weiße Wasserranunkeln, — alles dies und anderes Gekräut mehr war da bald spurlos verschwunden; andere wieder führten nur noch ein vereinzeltes und kümmerliches Dasein um die Ufer her. Ja, dem Botaniker mußte weh um's Herz werden, wenn er so sah, wie der kanadische Eindringling ungesellig die freundliche heimische Blumenflor deutscher Gewässer verscheuchte oder erdrückte und zum Theil völlig hatte verschwinden machen.

Die gewaltige, dieser Wasserpflanze innewohnende Lebensfülle erfuhr man auch, als man darauf dachte, sie auszurotten. Mit Harken zog man die Massen heraus und warf sie auf das Land, um sie dann als wirklich ganz brauchbares, humusbildendes Dungmittel auf die Aecker zu bringen. Man hatte ihr damit einen Nutzen abgelauscht, durch den sie den Schaden, welchen sie den Gewässern zufügte, auf den Feldern leidlich wieder ausglich. Aber wenn man gemeint hatte, sie selbst dadurch mit der Zeit zu vernichten oder doch auf längere Weile das Gewässer von ihr zu befreien, so sah man das bald als eine eitle Täuschung ein. Selbst allem jahres-

zeitlichen Wechsel und den niedrigsten bei uns vorkommenden Temperaturgraden bot sie unverwüstlich Trotz; bis in den Herbst und selbst in den Winter hinein grünt und vegetirt sie unverdrossen weiter, erst die starke Winterkälte, welche das Wasser über ihr zu Eis erstarren macht und fast alles organische Leben hemmt, ruft auch ihrem Wachsthum ein unerbittliches Halt zu. Dann ruhen ihre lebensübervollen Kräfte. Doch ihr Leben ruht und schläft nur. Es selber vergeht nicht, ja im frischgrünen Zustande verharrt die Wassermyrte den Winter hindurch! Freilich, wenn wir im Februar oder März ein Pflänzchen unter dem Eise hervorholen und dasselbe noch mit freudiggrünem Blätterschmuck uns anschaut: so ist das Grünleben wenigstens der Blätter doch nur ein Scheinleben; sie bräunen sich und vergehen unter dem Hauch schon der Sonnenwärme bald. Indessen der Stengel hält aus, er bräunt sich nur wenig, und mit dem stärkemehligen Reservestoff des vorigen Jahres reich erfüllt, entwickelt er im Frühling rasch neue junge Sprossen. In dem von der steigenden Jahressonne immer wärmer werdenden Gewässer beginnen diese dann das Spiel der wunderbaren Vermehrung von neuem.

Indessen die Macht auch der Wassermyrte hat ihre Grenze! Ihre besonderen eigenen Lebensbedingungen legen auch ihr Beschränkungen auf und stecken ihrer Ausbreitung ein Ziel. Sie kann nämlich nur gedeihen, oder wenigstens so üppig nur gedeihen, daß sie störend wird, in stehenden oder doch möglichst ruhig fließenden Gewässern, welche bei nicht allzu großer Tiefe einen schlammigen Grund haben. Darum sind die ruhigen Kanäle, die stehenden Teiche, Gräben und Tümpel ihr Eldorado, wo sie als geborene Herrscherin auftritt und auch ihre ganze

Blüthenunendlichkeit offenbart. Ja, die ruhigen Teiche, Lachen und Gräben, welche den von mir durchwanderten Theil der Mittel-Elbe begleiten, fand ich fast alle so angefüllt, daß keine freie Lücke mehr im Wasser war. Aber auch größere, wenig bewegte Gewässer beherrscht sie derartig. Eins ihrer umfangreichsten Gebiete ist in der Beziehung der weit über eine Quadratmeile umfassende Damm'sche See bei Stettin, wo sie 1866 zuerst auftrat und in raschem Siegeszuge bald sich derart geltend machte, daß schon Dampfer in dem grünen Geflechte stecken geblieben oder doch momentan gehemmt worden sind, indem dasselbe sich in deren Schraube setzte.

Ihre Macht ist dagegen gebrochen, wo nur einigermaßen beträchtliche Strömung ist. In das eigentliche Fahrwasser der deutschen Flüsse erstreckt sie daher sich nirgends: es ist dafür aber der Weg, auf dem ihre losgerissenen Stückchen eilig wandern, um an bequemen neuen Oertlichkeiten sich niederzulassen. Nur in den Buchten, welche etwa von in den Strom sich erstreckenden Hegern gebildet sind, oder in abzweigenden ruhigen Armen dieser Flüsse findet sie sich; ebenso siedelt sie sich an der ruhigen Uferseite an, sendet von da ihre flottirenden Zweige Schritt für Schritt das Ufer entlang, wurzelt da immer weiter und weiter fest und bildet vielfach eine grüne, dem Auge auch aus der Ferne wahrnehmbare Saumlinie im Wasser zu beiden Ufern. Sie wandert auch da gleichsam, bis sie auf eine Bucht trifft, wo sie sich nun einmal erheben und reichlich ausbreiten kann.

Eine merkwürdige Pflanze! ruft der Leser wohl aus. Und so stimmen auch die Naturforscher bei, welche den Wanderungen und Erfolgen der Wassermyrte von Anbeginn

nachgegangen sind, die vor etwa 40 Jahren in Europa erschien und solcher an das Wunderbare streifenden Ausbreitung sich nun rühmen kann.

Welches ihr künftiges Schicksal bei uns sein wird? fragt der Leser in gleicher Weise. Nun, die Natur läßt Kämpfe um's Dasein zu. Sie läßt auch die einen Geschöpfe eine Zeit lang einmal gewaltig dominiren. Aber dann pflegt sie einzugreifen und Mittel und Wege zu finden, um das nöthige Gleichgewicht der Verhältnisse wieder herzustellen. Wodurch sie aber Uebergriffe einzelner Bürger des Pflanzenreiches zu beschränken und zurückzuweisen vermag? Durch die klimatischen Zustände einestheils, durch die Thierwelt anderntheils; denn fast jede Pflanze hat auch ihre besonderen Insassen, Nager und Zerstörer aus dem Thierreiche. Bisher nun ist bei uns allerdings kein Thier bekannt, welches der Wassermyrte nachstelle. Weder Fische noch sonstige Wasserthiere, auch keine Landthiere fressen sie oder machen sich sonst etwas mit ihr zu schaffen. Indessen ist die Frage schon aufgeworfen, jedoch wohl noch unbeantwortet geblieben: ob nicht in Amerika solch besonderer Feind derselben, sei es ein Insekt, sei es ein Fisch, existire, der, zu uns versetzt, ein Vernichtungswerk beginnen würde. Das wäre vielleicht eine Lösung der Frage nach dem künftigen Schicksal der Wassermyrte.

Interessant bleibt es mindestens, wie das weitere Geschick des grünen Fremdlings sich wenden wird: mag er nun, was kaum denkbar, seinen Siegeszug ungeschmälert bei uns fortsetzen, oder mag er durch unvorhergesehene Umstände das auch in der Natur geltende alte Wort an sich erfahren: est modus in rebus! d. h. „Allem ist eine Grenze gesetzt!"

5.

Die kleinsten Blüthenpflänzchen.

Ja, auch die kleinsten aller Blüthenpflänzchen überhaupt können wir auf jeglichem, besonders stillem Gewässer, und zwar überreichlich finden. Unscheinbar genug freilich ist uns die Wasserlinse (Lemna), welche damit gemeint sein soll.

Giebt es für ein Aquarium einen unbedeutenderen pflanzlichen Insassen! An Bächen, Gräben und stagnirenden Teichen sind wir unzählige Mal vorübergegangen, ohne diese schwimmenden Gewächse weiter zu beachten, welche in zahlloser Menge oft den ganzen Wasserspiegel übergrünen. Entenfutter! denken die meisten Menschen wohl einzig dabei. Nun, das sind sie allerdings, wie sie denn in manchen Gegenden auch Entengrün oder Entengrütze heißen, weil die Enten gar gierig sie vom Wasserspiegel wegschnappen. Die Natur hat dadurch selbst das unfruchtbare Wasser dem lieben Vieh noch nutzbar gemacht.

Aber wenn wir einmal im Aquarium diese grünen Linsen schwimmen sehen, welche paarweise verbunden sind und von deren Unterseite lange Würzelchen oder Wurzelbüschel lose in's Wasser hängen, ohne irgendwie festgewurzelt zu sein: so erscheinen sie uns wohl schon dadurch als ganz eigenartige Gewächse. Ja, völlig frei schwimmende Pflänzchen sind es, welche den uralten Satz umstoßen, daß eine Pflanze ein im Boden festgewurzeltes Wesen sei. Schwimmende Pflanzen, — aber dennoch

mit Wurzeln versehen! Wozu diese letzteren dann? fragen wir wohl mit Recht. Sollen sie nur das Wahrzeichen sein, daß auch Wasserlinsen Pflanzen sind? Oder sind sie eine Art Ballast, welcher die grünen Linsen flach-schwimmend auf der Spiegelfläche hält? Wer will alle die geheimen Absichten errathen, welche in der Natur durchgehends walten. Ist doch selbst manches noch weit kleinere Gebilde so wunderbar beschaffen, daß durch einfachste Vorrichtung an derselben gar mancherlei Zwecke zugleich erfüllt werden. Nun, sehen wir uns die Wurzelspitzen unserer Wasserlinse nur einmal genauer an; wir werden wahrnehmen, daß über dieselben eine kleine Scheide, gleichwie ein Höschen, gezogen ist. Es sind dadurch in der That Saugwurzeln, welche als Ernährungsorgane eine sehr wichtige Bedeutung haben, indem sie den Linsenblättchen alle nöthige Nahrung aus dem Wasser zuführen.

Die schwimmende Linse selber aber, welch seltsames Gebilde! Nicht Blatt, nicht Stengel ist an ihr zu unterscheiden, es sind eben nichts als Linsen! Die Natur führt uns hier fürwahr in wundersamer Laune geschaffene Pflanzen vor, bei welchen es unserm Nachdenken schwer wird, irgendwelche bestimmten Theile zu unterscheiden. Sind es Blätter? Wo ist deren Stengel? Dennoch ist Beides, wenigstens der Anlage nach, wirklich vorhanden. Die Wasserlinse ist nämlich nach der Deutung der Botanik vorwiegend allerdings Stengel, blattflacher Stengel; nicht also Blatt, wie wir meinen möchten. Denn es ist der Charakter einzig eines Stengels, an der Spitze zu sprossen und da sich zu verjüngen: während ein Blattorgan stets nur an seinem Grunde wächst. Wenn wir aber einmal genau Achtung geben, können wir bemerken, daß eine

Wasserlinse unter ihrer seitlichen Spitze aufschlitzt, um da neue Wasserlinschen hervorzutreiben, welche ausgewachsen ihrerseits wieder ebensolchen Sproß aussenden. Als Blätter haben wir dagegen nur den über dem Schlitz befindlichen, kaum merklichen Rand zu begreifen, so daß wir die Blätter hier eben als kaum vorhanden, wenigstens als völlig unentwickelt bezeichnen müssen.

Wunderliche Pflanzen, rufen wir wohl aus, welche nichts als Blätter zu sein scheinen und in Wahrheit doch fast durchaus nichts sind als Stengelgebilde! Aber unsere Wasserlinse kann darauf stolz sein, denn sie erweist sich uns dadurch als nahe Anverwandte einer hochedlen Pflanzenfamilie. Und zwar der vielbewunderten Cactus! Ja, es zeigen diese letzteren, trotz ihrer herrlichen Feuerblumen, uns dieselbe räthselhafte Thatsache der Blattlosigkeit! In der wunderlichen Stachelsäule der Königin der Nacht, in den dickblättrig zusammengesetzten Opuntien, in den Melonen- und Schlangencactus — in allen diesen so wunderlich aufgebaut abenteuerlichen Gewächsen waltet eben dasselbe Geheimniß, als bei der schlichten Wasserlinse unserer Gräben und Tümpel.

Aber wir mögen in ihr anderseits doch eine „Blattpflanze" erkennen, wenn wir darunter eine solche verstehen, welche nie oder nur selten Blüthen treibt. Freilich auch die Wasserlinse blüht, wie ein jedes phanerogame Gewächs, ist in der That eine Blüthenpflanze. Und zwar unter dem Rande sprießt ein grünes Schüppchen hervor, aus welchem sich bald zwei goldgelbe Staubgefäße um einen flaschenförmigen Fruchtstempel zierlich über den Wasserspiegel erheben. Unscheinbar genug ist allerdings diese ganze Blüthenherrlichkeit und kann

sich nicht messen mit all den hohen Uferblumen oder den über der Wasserfläche prangenden Seerosen und anderen sinnenfälligeren Schwimmpflanzen. Dagegen die Seltenheit ihrer Blüthen verleiht ihnen höheren Werth. Man kann im Mai, dem Blüthenmonat auch unserer Wasserlinsen, gar manchen Teich und manchen Bach absuchen, ohne auch nur ein einziges Blüthchen zu treffen. Sogar viele erfahrene Botaniker bekennen offen, daß es ihnen, trotz aller Bemühung, noch niemals gelungen sei, einmal eine blühende Wasserlinse aufzufinden. Das ist auch ein Geheimniß, welches dies kleine Pflänzchen uns interessant machen dürfte, und wir haben somit ein Recht, die Wasserlinse als das kleinste „Blattpflänzchen" und „Schwimmpflänzchen" zu bezeichnen.

Schon die in allen trägen Gewässern gemeinen Arten Lemna polyrhiza und L. minor) offenbaren uns so manche interessante Seite ihres kleinen unbeachteten Lebens. Manche andere Art wiederum will durch ihre seltsame Form unser Staunen erregen. Es giebt deren ja mehrere in unseren Gräben und Teichen, die wir allesammt als recht originelle Gebilde für unser Aquarium sammeln mögen. So giebt es eine buckl ige Wasserlinse (L. gibba), welche durch fast kuglige Gestalt, runzlige Oberfläche, blaßgrüne oder röthliche Farbe hinlänglich auffällt und auf Mühlwassern oder in Teichen oft in ausschließlicher Weise den Spiegel überzieht. Aber es existiren auch Wasserlinsen (L. trisulca), welche meist gar nicht auf dem Wasserspiegel schwimmen, sondern als dunkelgrüne wirre Massen auf dem Grunde unserer Gräben, Flüsse und Teiche reichlich wohnen. Doch nicht festgewurzelt sind sie da, wie etwa andere auf dem Schlammboden unter Wasser

verborgen bleibende Wassergewächse, sondern sie ruhen drunten frei schwimmend oder lagernd und lassen sich von der Strömung beliebig treiben. Und eine gar originelle Form auch hat diese Wasserlinse, sie ist lanzettlich blattförmig und kurzgestielt, verbunden zu wunderlicher Zackengestalt, welche zu beschreiben das bloße Wort nicht hinreicht; oft sind zahllose solche dunkelgrüne Dingerchen mit ihren seitlichen Sprossungen verbunden geblieben, sind mit den Spitzen kettenartig oder maschig, kreuz- oder ankerweise verwachsen und stellen dadurch abenteuerlichste Orden und Sterne dar, welche vielfach wieder untereinander zusammenhängen. Durch ihre ganze Eigenthümlichkeit legen sie uns wohl die Frage nahe, ob wir es hier wirklich noch mit Pflanzen zu thun haben, und wenn es solche seien, ob wir sie nicht für sonderbarste Algen halten müssen.

Freilich es sind nur Wasserlinsen. Aber unter den pflanzlichen Wundern der Wasserwelt sind sie das geringste doch nicht!

VI.

In Dorf und Stadt.

Aus der Ferne sieht schon das Kirchlein empor,
Und zwischen Rüstern und Weidengeheg
Versteckt sich das Dorf noch, bald blickt es hervor
Und nimmt uns auf nach dem staubigen Weg.

P. K.

Wald und Bergeshöhe lockt Manchen vergeblich in's Freie oder gar in die sehnsüchtige blaue Ferne. Aber bis zum nächsten Dorfe wandert doch Jeder einmal; nun, an der Landstraße dorthin, auch in dem Dorfe selber umringt uns eine Pflanzenwelt von so eigenartiger und reicher Auswahl, daß wir uns schon daran könnten genügen lassen. Wem das nächste Dorf noch zu weit ist, der hat doch aber vielleicht ein freundliches Gärtchen hinter dem Hause; auch da blüht auf den sauberen Beeten zum großen Theil eine deutsche Flor, die uns wenigstens im Geist in die Wälder und auf die Berge führt, von denen diese Blumen ursprünglich stammen. Ja, noch in jedem Hofwinkel und in den Straßenecken haben sich wildwachsende Blüthenpflanzen angesiedelt, so daß wer in engste Lebensverhältnisse eingeschlossen ist, noch in nächster Nähe doch Zutritt hat zu deutscher Blumenwelt. Diese Schutt-, Weg- und Hauspflanzen und selbst die Gartenblumen machen freilich unsere Brust nicht so weit, wie die Blumen in Wald und Aue; aber bei näherer Kenntniß reden auch sie zu uns mit der einer jeden Pflanze und so auch ihnen eigenen, sinnigen, gemüthvollen Sprache. Man lerne diese Sprache nur einmal verstehen!

1.

Die Getreuen des Dorfes.

Ueber das deutsche Dorfleben hat die moderne Novellistik einen so eigenen Reiz hinzuzaubern gewußt, daß man beim Lesen unserer trefflichen Dorfgeschichten das Lebensloos eines Gänsejungen wirklich ganz beneidenswerth finden kann und für die schmutzigste Bauernwirthschaft ein warmes Interesse bekommt. Doch, wer das echte und wirkliche Dorfleben selber kennt, und zwar mehr als die Landwirthschaft, welche da getrieben wird, die landwirthschaftlichen Gegenstände von der Ringelwalze bis zu den einzelnen Theilen eines Pfluges, die lustigen Pfingst- und Erntegelage und die plattdeutsche Sprache, mit welcher die Leute sich über die gewöhnlichen Sachen des Lebens kümmerlich auszudrücken wissen; ja, wer das Dorf kennt, der weiß auch, daß die wirklich zu Gemüthe sprechenden Charakterzüge sich immer mehr verlieren, an welchen unsere Novellisten so poetischen Anlaß nehmen konnten. Sind doch die meisten der alten löblichen Sitten und Gebräuche, auch die echten Bauerncharaktere mit dem Verschwinden der ländlichen Originaltrachten mehr oder minder ganz in Wegfall gekommen; selbst die moosbewachsenen Strohdächer der norddeutschen Bauern-

häuser werden nach Polizeiparagraphen energisch verboten, sodaß auch sie, zur Verzweiflung der Maler, nur noch selten zu finden sind. Alles wird von der Cultur verwischt; auch der frühere Reichthum heimlicher Sagen und Geschichten hat sich verloren mit den alten Weibern, welche ihn hüteten, in den langen Winterabenden den aufhorchenden Kindern sie erzählten und so von Geschlecht zu Geschlecht vererbten. — Ueber all diesem wechselnden Leben und Treiben der menschlichen Bewohner des Dorfes macht aber noch ein anderes sich geltend, das kein Dorfgeschichtler erwähnt, und welches doch so tief und innig in die Physiognomie jedes Dorfes eingreift. Es ist das Stillleben einer ganz besonderen Pflanzenwelt daselbst.

Ja, es gibt eine Dorfflora! Und zwar ist sie eine ganz ehrenwerthe, an welcher das Sprichwort noch seine Wahrheit hat, daß auf dem Lande Treue und Einfachheit lebe.

Wohl ist der Leser schon einmal zur Sommerzeit durch ein Dorf gewandert und gewahrte den mächtigen Pflanzenwuchs, der an der Dorfstraße sich hinzog, jeden Winkel der Gehöfte ausfüllte, jeden kleinen Hügel und Graben urwaldartig überwucherte. Gewaltiges Unkraut war es ihm, und er sah gleichgültig wieder weg, um fürbaß zu wandern. Aber er hat Pflanzen geschmäht, die blos solche Bezeichnung sicherlich nicht verdienten, vor Allem die Treuen sind. Man suche nach ihnen in Feld, Wald und Wiese, wo das Leben doch köstlicher für sie wäre. Sie sind da nicht zu finden, diese seltsamen Melden und Disteln, Gänsefuß, Andorn, Stechapfel, Bilsenkraut. Aber wenn wir dann ein anderes Dorf betreten, siehe, dieselben Getreuen erscheinen da wieder. Ja, in welches

Dorf wir kommen, in keinem einzigen vermissen wir sie. Es fehlen hie und da vielleicht einige Arten, aber die meisten sind doch da; ja, und keine Wald- oder Feld- und Wiesenpflanze lassen sie mit ein. Sie gehören eben zum Dorf mit allen Fasern ihres Lebens, wollen nirgends sonst eine Stätte haben. Wo die Menschen irgend sich ländlich ansiedeln, folgen sie ihnen auf der Ferse nach. Selbst über den Ocean sind sie den Auswanderern gefolgt, und wenn drüben das neue Gehöft sich erhob, hatten auch sie sich immer getreulich mit angesiedelt. Gewiß eine Treue ohne Gleichen!

Freilich recht schlicht sind viele dieser Pflanzen, welche den Dorfweg üppig, krautwaldartig begleiten, die meisten in nur grüner oder graugrüner Blüthentracht. Aber charaktervoll, zum Theil edel ist ihre ansehnlich aufgebaute Gestalt; vor Allem haben sie fast sämmtlich einen gemeinsamen, zum ganzen Wesen des Dorfes stimmenden Ausdruck, eine gleiche ästhetische Physiognomie.

Sehen wir sie nur einmal an!

Das herrschende Geschlecht sind die hohen, meist stolz aufgerichteten Melden und Gänsefüßler, deren dreieckige oder rautenförmige, dicke Blätter auf ihrer Unterseite mit weißlichem, feinkörnigem Mehlthau überzogen sind (daher eben der Name Melde, volksthümlich Melle) und deren graugrüne dichte Blüthenknäuel entweder schweifartig gehäuft sich mächtig emporstrecken, oder als sparrige Rispen aus den Blattachseln sprossen. So gewahren wir hier etwa die sehr ansehnliche Schweifmelde (Chenopodium urbicum), welche in Sandgegenden selten in einem Dorfe fehlt, und mit ihren zu einem gewaltig hohen, aufrechten, dicken Schweif gehäuften Blüthen-

knäueln über alles andere Dorfgekräute majestätisch hervorragt! Als ihre Gattungsanverwandten stehen um sie her als gemeinste die weißbeduftete Weißmelde (Ch. album), die feiste dunkelgrüne Mauermelde (Ch. murale) mit breit ausgereckten, vogelfüßigen Blättern, auch wohl die elegante Graumelde (Ch. glaucum) mit zierlich eichenlaubartigen, dicken Blättern, deren prächtiges Saftgrün von der grauen Unterseite malerisch absticht. Das sind wahre Paradepflanzen jedes Dorfes. Doch die echten Melden sind das noch nicht, sondern die sehr ähnlichen Gänsefüße (Chenopodium). Dem Botaniker unterscheiden diese sich durch ihre je fünfblättrigen, grünen Blüthenkrönchen von den echten Melden (Atriplex), deren Blüthchen nur aus je zwei grünen Klappen bestehen; besonders die prächtige Rosenmelde (A. rosea) schmückt mit ausgespreizten Aesten und weißgrünlichen Zackenblättern jeden Dorfplatz. Dort am Fuße der Zäune und Mauern hin kriecht mit niederliegenden Stengeln und kleinen, mehligen Rautenblättern die Häringsmelde (Ch. Vulvaria), eine absonderliche Gänsefußart, nach deren durchdringend häringsstinkendem Geruche Niemanden zum zweiten Male verlangt! Alles wunderliche Pflanzen von fast gar nicht weiter vorkommendem Typus, ernst, schlicht, gravitätisch und geheimnißvoll. Die Phantasie der Dorfkinder sieht sie aber auch mit gewisser Scheu an, wissen diese doch aus dem Munde der Alten auch manche Sage von denselben; so raunen sie einander geheimnißvoll zu, daß aus den Blättern der Melde Frösche werden, wenn man sie nur in einem neuen Topfe in die Erde gräbt. Freilich fürchteten die Kinder früherer Zeit sich wohl noch mehr davor; der Gänsefuß sollte damals ganz

zweifellos mit Kobolden in geheimer Verbindung stehen, deren Drudenfuß man in der Blattform erblickt. Manche unheimliche Geschichten wurden davon heimlich erzählt. Besonders eine Gänsefußart, die wohl in keinem Dorfe fehlt, mit großen feisten, dreieckigen Blättern besetzt, in schlanke Blüthenähre endigend, sie wird noch heute an manchen Orten der gute Heinrich genannt. Heinz und Heinrich hießen vordem aber die Kobolde, vielfach der Teufel selber, den die Sage ja auch als den Grauheinrich kennt; für deren Verkörperung hielt man dies Kraut. Um nun diese schlimmen Geister nicht zu erzürnen, benannte man ihre Pflanze schmeichelnd den guten Heinrich, und selbst die Botaniker kennen sie nur unter dem Namen Chenopodium bonus Henricus. Gewiß, diese Pflanzen alle konnten Anlaß geben zu solchen Gedanken durch ihr feistes, gleißendes, einförmiges Aussehen und den Mangel an Blüthenfarbe, deren sonst doch fast jedes fröhliche Florenkind sich rühmen darf. Freilich die Bäuerin ist heutzutage so bange nicht mehr; sie schneidet die Melden, selbst den guten Heinrich, ganz wohlgemuth für die Küche und kocht einen harmlosen Spinat davon, der Allen mundet. Und wir sagen: warum nicht? Wird doch auch in unseren edlen Gemüsegärten eine wenig verschiedene Art, die sogenannte Gartenmelde cultivirt, an welcher selbst der städtische Feinschmecker Wohlgefallen hat.

Ernst und bedächtig stehen diese Melden, meist gleiche Arten zu dichten Gruppen vereint, in ihrer schlichten dunkelgrünen oder weißgrünen Gewandung da. Aber als zöge Gleiches das Gleiche an, so mengen sich in ihre Gesellschaft andersartige Gattungen von derselben Einfachheit; denn zur

Klasse der „Oleraceen", zu welcher die Familie der Gänsefüßler und Melden gehören, zählt auch die Familie der Fuchsschwänzler und Knöteriche, aus deren Gattungen hier gleichfalls manche Arten ihre Heimstätte haben. Als solch ausschließlicher Dorfbewohner steht hier in stattlichen Gruppen der stumpfblättrige Ampfer (Rumex obtusifolius), welcher sich besonders die Ränder von Tümpeln und Gossen auswählt, aber es wird ihm da oft der Platz streitig gemacht durch seinen Familienverwandten, den pfirsichblättrigen Knöterich (Polygonum persicifolium); aus dessen üppig da sich ausbreitendem reichblättrigem Stengelgewirr strecken sich hochgestielt zahllose rosenröthliche Blüthenähren gar schmuck hervor; jedes seiner Blätter hat einen großen dunkeln Hufsleck, der, wie die Sage geht, von der Jungfrau Maria herrühren soll, die einst von schmutziger Straße auf diese Pflanze trat und deren Hackentritt auf den Blättern zurückgeblieben ist. Dieser Knöterich trägt im Kampfe mit viel größeren Pflanzen meist den Sieg davon, feuchte ganze Dorfplätze sind von ihm ausschließlich in Besitz gekommen, übergrünt und reich überblüht. Besser hat es jene als Wermuth (Artemisia Absinthum) oder Absinth allbekannte und auch cultivirte schlanke, hohe Pflanze, die in wohl fast keinem Dorfe fehlt und ohne bedeutende Concurrenz zu fürchten sich die besten Stellen an Gemäuer und Zaunwänden aussucht; der Bauer auch ehrt ihn, er thut seine weißgrünen, handgetheilten Blätter in den Schnaps und bereitet sich so seinen spanischen Bittern. Dagegen die Bäuerin hält es mit dem daneben wachsenden, sehr ähnlichen, aber dunkelgrünen, aromatischen Beifuß (Artemisia vulgaris), den sie als Gewürz für die

nächste Martinsgans schneidet; vielleicht auch nimmt sie noch einige Stengel mehr zu allerhand häuslichen Gebräuchen mit, berührt mit ihnen daheim im Stillen ihre, wie ihr schon lange dünkte, beherzten Eier, sowie die beschriene Milch, und ist sicher, daß nun alle Bezauberung vertrieben sei. Sie weiß, daß selbst der Teufel sammt seinen Geistern den Beifuß oder Mugwurz, wie er auch heißt, nicht leiden möge; sie nagelt ihn deshalb auch an Haus- und Stallthür und zweifelt nicht, daß jetzt nichts Unholdes eindringen kann und ihr Haus selbst gegen Feuersgefahr gesichert ist. Sie kennt daher genau die Stelle, wo der Beifuß im Dorfe steht und weiß ihn allezeit zu finden, sobald ihr im Hause etwas nicht richtig scheint. Wiederum wenn Mann oder Weib gichtkrank ist, gräbt ein Sachverständiger die Zaunrübe (Bryonia dioica) aus, deren windender, weinblättriger Stengel die Dorfzäune üppig durchschlingt; man höhlt ihre über faustdicke Rübe zu einem Becher aus und läßt den Leidenden daraus sichere Genesung trinken; oder auch man zapft etwas Blut des Gichtkranken hinein und vergräbt die Rübe wieder, dann ist die Krankheit auf diese übertragen. Aber auch die Dorfschönen kennen in manchen Gegenden Deutschlands die Zaunrübe, diese echte Dorfpflanze, und sie wissen eine noch tiefere Kraft derselben: eine Wirkung auf die Herzen selber. Ehe sie mit dem Feldblumenkranz im Haar zum Tanzplatz eilen, legen sie behutsam einige Schnitte dieser Rübe in den Schuh. Nun kann es ihnen an Anbetern nicht fehlen und sie sprechen zum Ueberfluß noch heimlicher Weise:

Körschenschnitzel in meinem Schuh,
Ihr Junggesellen, lauft mir alle zu.

Neben diesen, meist nur mit winzigen, grünlichen Blüthchen versehenen Beherrschern der Dorfwege und Dorfplätze bewegt sich noch eine munterere Pflanzenschaar, der es an süßem Duft und selbst an Farbenschönheit wenig Blumen in Feld, Wiese und Wald gleichthun. Ist doch eine derselben so wohlriechend, daß selbst die Katzen des Dorfes daran ihre Freude haben. Sind vielleicht dem Leser bei einer Dorfwanderung schon einmal auf sonnigem Platze vor einem Bauerngehöft die lustigen Sprünge eines Kätzchens aufgefallen, das um eine blühende Dorfblumengruppe drolligste Capriolen machte, daran emporsprang und vor Lust wie toll sich geberdete? Ein überraschender Anblick, bei dem er wohl ein Weilchen stehen blieb. Wenn er das Kraut nun selber betrachtet, wird er es als die schöne Katzenminze (Nepeta Cataria) befinden, deren hoher Stengel mit Wirteln weißröthlicher Lippenblüthchen der bekannten Gartenmelisse gleicht und auch einen ganz ähnlichen honigsüßen, starken Wohlgeruch besitzt. Schon die ersten Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts heben diese Pflanze hervor, bemerken zugleich auch, sie sei „den Katzen fast angenehm". Der Duft solle so bezaubernd wirken können, daß auch Bienen nicht ausschwärmen, wenn man einen Zweig davon in ihren Stock legt, und todte Thiere sollen dadurch sogar wieder lebendig geworden sein. So wunderbar ist allerdings keine andere Dorfpflanze; schon von Duft ist bei keiner andern besonders zu reden, außer etwa bei dem in fast allen Dörfern auf Schuttplätzen häufigen Andorn (Marrubium officinale), an dem kein Verständiger vorbeigeht, ohne sich einen Strauß dieses hartstengligen, mit graugrünen runzligen Blättern besetzten weißblühenden Krautes zu pflücken, dessen Geruch dem

ermüdeten Wanderer wohlthut. Zu diesen zwei duftigen Lippenblüthlern gesellen sich an der Dorfstraße deren auch geruchlose solche: meist an die Zaunwand gedrängt der steif aufrechte Löwenschwanz (Leonurus Cardiaca) mit lilaen Blümchen in den Winkeln der großen handgetheilten Blätter, und in seiner Nähe schießt zu dichten Büschen, der Taubnessel ähnlich, die Ballote (Ballota nigra) empor.

Andere Dorfpflanzen prangen gar mit noch ansehnlicheren, farbenfrischen Blumen. Am feuchten Wegrande, gern da zwischen Schutt und Dung, blickt mit großen, rosenrothen Blumen die prächtige wilde Malve oder Käsepappel (Malva silvestris), oder die kleinere blassere Malva borealis zu uns herauf. Daneben öffnet ihre weißstrahligen Blüthenköpfe die stinkende Hundskamille (Anthemis Cotula). Als eine schlanke Schönheit ragt an jedem Dorfwege einzeln oder truppweise die violettblaue Verbene (Verbena officinalis), im Volksmunde das Eisenkraut wegen des zähen Stengels benannt, bei unseren Vorfahren ein Kraut in allen Nöthen und gut für die Leiden Leibes und der Seele, ja mit dem man sicherer als mit jedem andern Schätze heben kann. Nur mußte man es verstehen, dies Kraut in rechter Weise zu holen. Mancher Bauer, der einen Schatz in der Nähe wußte, hat sich vordem die Vorschrift zu verschaffen gewußt, mit goldenem oder silbernem Werkzeug ging er Abends hin, wo er das Eisenkraut stehen wußte, und grub es damit bis auf die Wurzel aus. Dann blieb er die Nacht über daneben schweigend stehen und rührte die Pflanze nicht wieder an, bis die Sonne im Morgenthau darauf blinkte. Nun durfte er sie aufheben, und wenn er mit ihrer Hülfe den Schatz dennoch

nicht hob, so mochte er sich trösten, daß wohl doch kein Schatz vergraben sei oder er in der Vorschrift immerhin etwas versäumt habe. Das Eisen- oder Isenkraut gehört aber so treu und ausschließlich zum Dorfe, wie das übrige Gekräut. Mit saftigem Grün mischen sich gelbblumige Fingerkräuter dazwischen und anderes kleines buntes Geblüme, zwischen dem die Enten schnattern und das von der Abends heimkehrenden Heerde als letzter Leckerbissen des Tages abgerupft wird.

Gewiß für das achtsame Auge ist jeder Dorfweg ein grünender, blühender Garten, voll Blumen und Kräuter, wie sie sonst nirgends sich finden. Rechnen wir dazu einige Riesen der krautigen Pflanzenwelt, vor Allem die mannshohe Eselsdistel mit breitgeflügeltem Stengel, mächtig ausgerecktem Gezweige, gewaltigen Blättern und großen rothen Blüthenköpfen; ebenso die nicht kleinere blaublüthige Carde: so haben wir darin Gewächse, wie sie die Tropenwüste in ihren Cacteen und Aloe kaum malerischer und gewaltiger hervorbringt. Wer dies Alles nicht kennt, dem ist die ganze eigenthümliche Physiognomie eines Dorfes eben noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen; der kennt nicht die Besonderheiten, welche die Phantasie der Dorfkinder schon erregen und ihr eine eigene Richtung geben, ja aus denen auch der originelle Geist so mancher Dorfsagen seine Erklärung findet. Diese Pflanzen gehören untrennbar zum Dorfe, als dessen ureigenes Beiwerk! Aber auch manches seltene Gewächs ist nur dort zu finden, und wenn ich auf Wanderungen von Wald zu Wald, von Ort zu Ort, durch Dörfer gekommen bin, habe ich mich immer nicht nur gefreut über die gewöhnlichen Dorfpflanzen, erfreut stehen bleibend vor mancher solchen mächtigen

Vegetationsgruppe, wie sie weder Wald noch Wiese hegen: ich habe auch manche Pflanze getroffen an einem Tümpel, an der Straße, auf altem Lehmgemäuer und Geröll, sei es ein edles Fingerkraut, einen milchenden Lattich, eine seltene Melde, und habe diese Pflanzen immer besonders geehrt wegen der Treue, mit der sie zum Menschen und seinen ländlichen Wohnstätten sich halten.

Einen eigenen Reiz hat die Dorfflora für unsern alltäglichen Sinn noch dadurch, daß viele auch unserer stärksten Giftpflanzen ihr ausschließlich angehören. Dort vom einsamen Winkel eines Gehöftes her, oder vereinzelt am Wege blickt lauernd das in all und jedem Dorfe angesiedelte tödtliche Bilsenkraut uns an, dessen fahlgelben, blaugeaderten großen Becherblüthen und dessen graugrünen wolligen Blättern, die so dicht gedrängt stehen, als ob sie vor dem Lichte des Tages sich gegenseitig verbergen wollten, man die Giftigkeit fast ansieht. Hier wieder auf schwarzem Dunghaufen streckt sich das üppig verzweigte dunkelgrüne Stechapfelkraut mächtig empor, dessen fingerlange schneeweiße Trompetenblumen so narkotisch riechen, daß schon längeres Einathmen des Duftes betäubend wirkt. Noch ist es freilich kaum über vierhundert Jahre her, daß dieser böse und doch so schöne Stechapfel ein deutsches Florakind geworden ist, — der Ueberlieferung nach von den Zigeunern zu uns eingeschleppt, die damals zuerst in Deutschland sich zeigten und mit dem Samen des Stechapfels, den sie aus dem Morgenlande mitgebracht, ihre unheimlichen Künste trieben. Er ist nun bei uns so verbreitet in Nord und Süd, daß wir ihn nur selten einmal in einem Dorfe vermissen.

Auch die hohen Stauden des gefleckten Schierling begegnen uns einzig in der Umgebung des Dorfes, oder mitten unter anderm Gekräut an der Dorfstraße; er ist gleichfalls eine der ächtesten Dorfpflanzen. Wegen seiner großen Aehnlichkeit mit andern Doldenpflanzen will er aber recht genau gekannt sein: Stengel und Blätter sind blaßgrünlich, abwärts etwas roth gefleckt, und vor allem durch seine Früchte ist er unverkennbar, welche kugelrund und längsriefig sind, die Kanten der Riefen charakteristisch durchweg eingekerbt. Doch er ist immerhin ein seltenes Gewächs und nur in bestimmten Gegenden Deutschlands kommt er häufiger vor, aber ist auch da meist Wenigen bekannt. Alle Thiere meiden ihn, selbst Schafe und Ziegen, die man doch häufig das Bilsenkraut unbeschadet fressen sieht; die Bäuerin, welche ihn kennt, warnt die Kinder ernstlich davor und erzählt ihnen auch wohl, daß die Kröte da hause und ihr Gift einsauge. Der Laie freilich pflegt womöglich alle Doldenpflanzen für Schierling zu halten und dürfte sich somit wundern, wenn er denselben als eine seltene Dorfpflanze bezeichnen hört, an dem ein Sokrates starb und dessen Extract, das Coniin, in so manchem Criminalproceß eine unheimliche Rolle gespielt hat. Doch diese Treue zum Dorfe ist ein Zug, der uns auch mit diesem bösartigen Kraute vielleicht etwas aussöhnt, wie wir ja auch bei manchem Schurken noch einzelner guter Seiten uns freuen können. Aber Pflanzen sind doch keine sittlichen Wesen, und ihre Treue zum Dorfe wohl keine moralische Neigung. Auch alle die genannten folgen in der That blos ihrer Anlage, welche sie da gedeihen heißt, wo sich die Bedingungen ihres Werdens und Wachsens vorfinden. Und das Dorf mit seinen Düng-

stoffen und Schutthaufen, mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Lebens und Wirthschaftens seiner Bewohner bietet ihnen dieselbe. Die ammoniakalischen Substanzen, welche so wie bei der Landwirthschaft nirgends weiter geboten werden, mögen das Dasein gerade eben der Dorfpflanzen vorwiegend bedingen. Aber bei gemüthlicher Betrachtung dieser fest abgegrenzten, ganz eigenartigen Flora vergessen wir doch gern alle die chemischen und physikalischen Nothwendigkeiten, wie wir ja nur selten bedenken, daß auch die Existenz und vielfach selbst die Tugend des Menschen an materielle Nothwendigkeiten gebunden ist. Wir begrüßen in der Dorfflora eine besondere pflanzliche Welt, die von Dorf zu Dorf uns treulich immer wieder begegnet und uns rührt durch die Consequenz, mit der sie an der Idylle des Landlebens hängt und diese mit ihrem eigenartigen Kleinleben umrahmt und durchwirkt. So hängt aber auch seinerseits der Dörfler, wenigstens jeder echte Bauer, an diesen Pflanzen. Die Rüster, die fast alle Dörfer umkränzt und durchsteht, wird pietätvoll immer und immer wieder gepflanzt; sie ist der herkömmliche Dorfbaum geworden, um den auch Sagen und Geschichten mancherlei weben. So wird auch die Krautflor, welche den Dorfweg umsteht, nicht ausgerauft, so leicht es wäre. Man läßt sie geruhig und auch ganz absichtlich wachsen, theils noch aus abergläubischer Scheu, theils aber aus frommer Schonung, denn der echte Bauer hat die Pflanzen noch gern, an denen er als Kind seine Freude hatte. Und gewiß, auch das Dorf wäre nicht Dorf mehr, ohne den besonderen Schmuck seines Pflanzenlebens.

2.

Vegetabilische Schlangen.

An dem Dorfwege und in den Winkeln der Bauerngehöfte hätten wir als bekannteste Schuttpflanze auch die Brennnessel finden können. Ja, wer hat nicht wenigstens in seiner Kinderzeit einmal seine Hände nach einem üppigen Nesselbusche ausgestreckt und sie alsbald erschrocken mit brennendem Schmerze wieder zurückgezogen? Zum zweiten Male ist es nur den Wenigen widerfahren, die durch ein erstes Mal sich nicht witzigen ließen und diese Pflanze sich zu merken vergaßen. Nach alter Sage mußte selbst der Teufel seine Unbekanntschaft mit dieser Pflanze empfinden, als er nach dem Berichte des alten Kräutermeisters Dodonäus sprach: „Dat krut kenn ick — säd de Düvel, un sett sick in de Brennnettel", wobei er notabene nur mit Schweif und Hörnern bekleidet war.

Ja, es sind die mannigfachen Arten der Nesseln, oder Urticeen, geheimnißvoll seltsame Pflanzen, mit ihren grünen unscheinbaren Blüthenbüscheln. Aber wenn von unsern Brennnesseln nur in Uebertreibung gesagt werden kann, daß sie an die Heimtücke und Giftzähne der Schlangenbrut erinnern, so gilt das in Wahrheit von vielen der tropischen Arten auf Timor, Java, Ostindien, Neuseeland, Australien u. s. w., die in der That zu den vegetabilischen Schlangen, den furchtbarsten des ganzen Pflanzengeschlechts, gehören. Die leiseste

Berührung mancher derselben verursacht wochenlange entsetzliche Schmerzen, macht den ganzen Körper entzündet und angeschwollen; bei einer von den Eingebornen auf Timor die „Teufelshand" genannten Art währen die Leiden sogar jahrelang, und das Leben selbst kann meist nur durch Amputation des berührten Gliedes erhalten werden. Von Nesselbäumen insbesondere gelten auch die unheimlichen, wenngleich übertriebenen Berichte vom Upasthale auf Java und dem macarassischen Giftbaume auf Celebes; wer kennt nicht die ungeheuerlichen Berichte, daß schon ein Atom des Giftes augenblicklich tödte, daß die bloße Ausdünstung des Baumes allem Lebendigen in weiter Umgebung den Tod bringe, daß die Vögel, welche darüber hinfliegen, sterben oder wenigstens die Federn verlieren, und daß die Regierung nur von zum Tode verurtheilten Verbrechern das Gift sammeln lasse, welche man frei gebe, wenn sie einmal lebend davon kommen. So sehr sich das Alles als Fabel herausgestellt hat, es bleibt doch Wahrheit, daß das Gift jener Arten eine furchtbare Wirkung hat, wie es denn auch das entsetzlichste Pfeilgift der Eingebornen ausmacht.

Der berüchtigte Nesselbaum Urtica gigas in den Wäldern der westoceanischen Inseln, dessen düstergrüne rauhe Blätter mit furchtbaren Stacheln bewehrt sind, aber zwischen denen scharlachrothe Blüthen prachtvoll hervorleuchten, tödtet mit seinen Blätterstacheln das allerstärkste Pferd, welches von ihm berührt unter Zuckungen in kürzester Zeit zusammensinkt. Aus dem Sikkim-Himalaya, wo die Feigen und Nesseln bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß waldartig aufsteigen, berichtet Hooker aus seinen Reisen von der großen Strauch-

nessel U. crenulata mit breiten glänzenden Blättern und allerdings nur mikroskopisch kleinen Stacheln, daß er seine Leute kaum dazu bewegen konnte, ihm etwas von diesen Nesseln, bei den Indern Milam-ma genannt, abschneiden zu helfen. Ihre Berührung verursachte Entzündungen, auf welche meist Fieber und Starrkrampf folgten. Hooker erzählt, daß er viele Exemplare gesammelt habe, ohne sie seiner Haut zu nahe zu bringen, aber schon die geruchlose Ausdünstung war so scharf, daß ihm den ganzen Nachmittag Augen und Nase so stark flossen, daß er seinen Kopf länger als eine Stunde über ein Waschbecken halten mußte.

Wir athmen ordentlich auf, wenn wir von jenen tropischen und subtropischen Urticeen auf unsere dagegen doch recht harmlosen schlichten Brennnesseln blicken, die bei uns einzigen giftigen Repräsentanten dieser Sippe. Aber den Familiencharakter verleugnen auch sie nicht. Wie ihre Verwandten dort, wo die tropische Sonne ein Gift ohne Gleichen auskocht, besonders in undurchdringlichen sumpfigen Dickichten der Urwälder in lichtscheuer Zurückgezogenheit stehen, von den schilfigen und stachelichten Gebüschen der Cissusarten, Palmen und Bambusrohre umgeben, von verdüsternden Schlinggewächsen durchflochten, wo die gefährlichste Schlange unheimlich ringelt: so liebt auch unsere Brennnessel schattig dumpfige Orte. Sie bewohnt die feuchten Winkel der Höfe und Mauern, wo Moder, Kehricht und Abraum überall aufgehäuft liegt, den sie urwaldartig mit dunkelm Grün geil überwuchern; die wüsten Schutt- und Composthaufen vor der Dorfschaft, oder die von anderm Unkraut schon überwilderten fetten Garten-

beete. Ja sie lebt zwar mit dem Menschen, sucht dessen häusliche Nähe auf, aber siedelt sich da an solchen Stätten nur an, wo Kellerassel und anderes ekelhaftes Gewürm sich am liebsten aufhält.

Weil die Brennessel so eigene seltsame Weise hat und gerade das Fremdartige auf Auge und Gemüth einen Eindruck macht, darum vielleicht hat sie von jeher eine so aufmerksame Beachtung gefunden. Manche Deutung und manche Sage hat sich an sie geknüpft. Aber nicht blos unheimlichen Charakter hat der deutsche Sinn an ihr gefunden, sie ist vielmehr ein hochgelobtes Kraut; zumal die alten Botaniker konnten sich gar nicht genug thun, ihren Werth zu preisen. Oder was wollen wir dazu sagen, daß sie als überhaupt die vornehmste und segensreichste Pflanze gleich im Beginn manches alten Pflanzenbuches abgebildet und beschrieben steht! So allen anderen Gewächsen voran steht sie in bunter schöner Abbildung und ausführlicher Beschreibung in der ihrer Zeit berühmten Botanik des alten Hieronymus Bock, des naturgelehrten Zeitgenossen Dr. Martin Luther's. Ich habe in der Einleitung dieses durchweg prächtigen Buches folgende interessante Erklärung dafür gefunden, die hier ihre Stelle haben mag. „Will nun fürter anzeigen", sagt Hieron. Bock, „warumb die Nesseln in meinem Kreutterbuch den ersten platz haben eingenommen. Es ist zwar meniglich wol bewußt, das Brennend Nesseln unter allen gewechsen die zartesten reinsten Kreutter sein, denn sie lassen sich nicht zu allerhand unrhat wie andere Kreutter gebrauchen, sein vor dem gemeinen Hauffen, wenn sie ihre Nohtdurfft wollen außrichten, gantz und gar versichert und obschon solche brennende Nesseln etwann wie jeder weilen geschehen mag, von den Hunden und

anderm unvernünftigen Vihe verunreinigt und hinder den Zeunen, da ihre liebste wohnung ist, befleckt oder besudelt werden, so geschieht es doch unwissend und auß unverstand, das sich gleich wol die edelen Nesseln leiden müssen. Aber bald werden sie von regen oder Himmelstaw heraber, das ihnen inn den theil solcher unflat auch nit schaden kann, gewaschen und gesenbert, darumb sie dann billich für die reinste und sauberste Krentter, so den Menschen fürkommen, gehalten werden." — Nachdem der alte Gelehrte so von der scheuen Achtung der Menschen vor den Nesseln erzählt hat, sagt er auch, warum er selber sie hoch ehre; sie sei nämlich eine sehr schmackhafte und gesunde Kost, auch eine der wirksamsten Arzneien. „Ich habe auch gemelter Nesselblätter inn meinem Signet (d. h. Wappen), dieweil meine Vorältern inn ihren Signeten und Zeichen die allwegen gebraucht, fürter voller ehren unnd behalten. Darumb sollen die liebe reine brennende Nessel im Aprillen, wann sie noch zart und jung herfür schiessen, meine Küchen besuchen und so sie auffwachsen und mennlicher werden, in der Artznei und meiner Apoteken ihren gebürlichen platz finden und innebehalten." — Wie dieser alte Herr zarte Nesseln als Gemüse in seiner Küche haben wollte, so waren sie übrigens vordem ganz allgemein als gutes menschliches Nahrungsmittel in Gebrauch; in einem wenig bekannten Märchen spricht die Jungfrau Malen, als sie an Stelle der häßlichen Braut zum Altare gehen soll, im Vorbeigehen zur Nessel am Wege:

Brennnettelsbusch,
Brennnettelsbusch so kleene,
Wat steist du hier alleene?

Ick hef die tyt geweten
Da hef ick dy
Ungesoden,
Ungebraden eten. —

Welche wunderbare Arznei die Nessel aber für Kranke aller Art, davon wissen die alten Kräuterbücher nicht genug zu sagen. Nesselsamen und Nesselsaft, für sich oder in Wein gesotten, oder in Wein und Honig gekocht, oder mit Salz vermengt, sollte helfen Husten und Keuchhusten heilen, Geschwüre zertheilen, den Magen gesunden, Krebs und Lungenkrankheiten vertreiben, Hüftweh und Podagra lindern, vor dem Schlagfluß bewahren, die Wunden und den Biß toller Hunde unschädlich machen und auch die eheliche Liebe befeuern. „Ist ein Experiment", wird da immer hinzugesetzt. Man sah die Kraft in noch überschwenglicherer Weise auch vom homöopathischen Standpunkte an: Gleiches mit Gleichem zu vertreiben. Ist sie nicht gleich dem Blitz ein brennendes Wesen? Wird aber ein Teufel andere Teufel austreiben? Ebenso wenig, so war die straffe Logik, wird der Blitz der Nessel etwas thun! Und da somit auch der Ort, wo Nesseln sind, vor dem Blitz behütet ist, sah man in ihnen auch einen Schutz vor dem Blitz und nannte sie mancher Orten „Donner- oder Blitz-Nesseln". — Wiederum wie der Blitz mit seinem Brande eine mächtige Gewalt ist, so desgleichen die ihm entsprechende Pflanze. Man sah in ihr mächtige Kräfte walten, durch deren heimliche Benutzung der Mensch die Liebe zwingen und irdische Schätze heben könne. So heißt es in alter Ueberlieferung: „Du sollt an einem Freitag, Früh wenn die Sonne aufgeht, zu einer Nessel gehen und besieh dir die Nessel im

Namen derer, welcher du hold bist; bespreng die Nessel mit Salz und geh bei Sonnenuntergang wieder zu ihr, grabe sie mit der ganzen Wurzel aus, lege sie in die Gluth und sprich die Worte: Del und Amel und Inginn, ich beschwöre euch und gebeut euch, wie die Nessel hier brennt in der heißen Asche: daß ihr also machet zerbrinnen in Herzen und Sinnen, daß ihr nimmer Ruh mögent gewinnen und haben, bis daß sie drinnen will lassen brennen in der Minnen." Und wie die Nessel auch Schätze finden lasse, davon erzählt unter Anderm eine Kunde, daß in Reichholzheim, an der Straße von Bromberg, im zweiten Hause links, einst in der Nacht ein solcher Lärm war, daß die Bewohner glaubten, der Schornstein stürze herab. Nun zeigte sich draußen im Hofe ein helles Licht in den Brennnesseln. Aber während ihres Streites, ob sie den Schatz heben sollten oder nicht, nahm das Licht allmählich ab und verschwand endlich ganz.

In unserer Zeit ist das freilich anders geworden. Wir wissen, wo wir sie nur gewahr werden, blos zu sagen: ein häßliches Unkraut! Das ist allerdings Geschmacksache. Aber wie wir auch stehen mögen zur Brennnessel, es ließe sich doch einwenden: es ist eine recht interessante Pflanze. — Man braucht sich nur einmal Rechenschaft zu geben, wie es komme, daß man sich daran die Finger verbrennt, denn ein ganz wunderbarer Mechanismus ist's, durch den die Pflanze das Fingerverbrennen bewerkstelligt.

Nicht die ganze Pflanze nämlich ist brennend, als ob etwa ein feuriges Fluidum von ihr ausginge: es beruht ihre ganze Macht vielmehr einzig auf den zarten Härchen, mit denen Blatt, Stengel und Blüthenbüschel bekleidet sind. Das sind

eben nicht gewöhnliche Haare, wie sie die meisten anderen Pflanzen auch haben, also nicht blos Zellenverlängerungen der Pflanzenoberhaut: nein, es sind apart construirte Haare, es sind „Brennhaare". Man muß sie aber unter dem Mikroskop betrachten, um eine klare Vorstellung davon zu erhalten. Da erkennt man, daß das stechende Haar eine sehr lange helle Zelle ist, welche obenhin sich fein zuspitzt und in ein winziges Köpfchen endet, während sie an ihrem mit dem Brennsaft gefüllten Grunde sackartig sich erweitert, so daß sie gewissermaßen das Aussehen eines sehr langhalsigen, an der Spitze zugeschmolzenen Kochfläschchens hat. Die Spitze ganz besonders ist steif, glasspröde, dagegen der in das kegelig gehobene Blattfleisch der Pflanze eingesenkte Sackgrund weich und elastisch. Nun wird uns Alles klar! Unser Finger braucht auf solches Brennhaar nur leise zu drücken, so preßt dasselbe auf den Giftsack, der Giftstoff dringt somit herauf, die Spitze bricht ab, ein unsagbar feines Tröpfchen fließt in die kleine Stichwunde ein und verursacht nun da das fatale Jucken und Brennen. — Man hat diese Einrichtung wohl, und mit Recht, mit dem Giftzahn der Schlange verglichen. Und in der That, die Natur hat hier wie da fast denselben Mechanismus beliebt. An ihrem Oberkiefer hat die Schlange bekanntlich ihre zwei langen, dünnen, fein durchbohrten Giftzähne, welche oben dem Kiefer nicht fest eingewachsen sind, wie sonstige Zähne, sondern beweglich sitzen auf einer Giftdrüse. Dringt nun der Zahn beim Bisse in das Fleisch ein, so drückt er, ganz wie beim Brennhaar, auf diese Drüse, treibt deren Gift in die Höhe und durch den Zahnkanal in die Wunde hinein. Daß aber das Brennhaar unserer Nessel sich mit einem so

kleinen ungefährlichen Schmerze begnügt, der gegen die Wirkung des Stiches ostindischer Arten und des Schlangenbisses gar nicht in Rede kommt, das liegt an dem Gift, welches nicht ganz derselbe furchtbare Stoff ist, den die tropischen Verwandten hegen. Außerdem ist die Menge eine so unaussprechlich geringe, daß nach Berechnung ein Tröpfchen eines Brennhaares noch lange nicht das Hunderttausendstel eines Grammes ausmacht.

Die Nessel ist übrigens auch eine nützliche Pflanze. Unsere Spinnräder und Webstühle wissen freilich nichts mehr von dem Nesselgespinst, welches vordem aus den feinen und doch so zähen Bastfasern der Nesselrinde gesponnen und besonders vom Kunstfleiße Belgiens zu gesuchten Geweben verarbeitet wurde. Natürlich ist da die hochstengelige Nessel gemeint. Aber besonders in Asien und auf asiatischen Inseln werden noch heutzutage manche Nesselarten so verwerthet, denn seine starken Bastfasern sind ein Charakter dieser ganzen Pflanzenfamilie. Der Kunstfleiß der Eingeborenen dort fertigt daraus Stricke, Netze und Gewänder. Aus dem Gefaser wieder einer andern grasartigen Art wird auf der malaischen Insel das sogenannte „Grastuch" gewoben, das in neuerer Zeit als Hemden verwendbar, auch nach England verhandelt wird. Das Weib des Tahaitiers weiß ferner aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes, Broussonatia papyrifera, der auch zu dieser Familie gehört, ein überaus feines Gewebe herzustellen; der Leser hat selbst vielleicht schon ein jetzt auch bei uns vielverbreitetes Gewebe von den Fasern der Boehmeria nivea gesehen oder selbst benutzt, einer Nesselpflanze Asiens, die in unseren Gewächshäusern viel gezogen wird. Besonders zu

Taschentüchern habe ich es verwendet gesehen, die eine Zartheit sonder Gleichen hatten und jeder Leserin hiemit empfohlen sein mögen.

Wenn dieser Werth unserer gemeinen deutschen Nessel von der heutigen Industrie vergessen ist, so lebt er indessen noch in den Berichten und Erzählungen aus der Vergangenheit fort. Von dem Nesselhemde zumal, welches daraus gefertigt und von Hoch und Niedrig getragen wurde, redet manche Sage; eine solche erzählt z. B. von einem hartherzigen Schloßvogt, der nicht zugeben wollte, daß eine hübsche Dirne in seinem Dienste den auch unter ihm stehenden schmucken Gärtner heirathe, — es sei denn, daß sie aus den Nesseln, die auf ihrer Aeltern Grab standen, zwei Hemden fertige. Es sollte das eine ihr Brauthemd und das andere des Vogtes Sterbehemd sein. Als das Mädchen betrübt war, weil sie diese Kunst noch nicht verstand, trat ein Bergweiblein zu ihr, unterwies sie und half ihr dabei. Nun konnte sie Hochzeit halten. Als sie in ihrem Nesselhemde so zur Trauung schritt, da läuteten die Glocken aber auch für den Schloßvogt mit, den man zu gleicher Zeit in seinem Sterbehemde zu Grabe trug.

Wenngleich die Menschen aufgehört haben, sich mit dem Bastgespinst der Nessel zu kleiden, so bleibt diese mit ihrem üppigen Blattwerk, ihren dichten Stengeln jedoch immer das schlichte Kleid, mit dem die Natur noch voll grünen Lebens alle dumpfig feuchten Winkel und wüsten Orte bekleidet, wo kaum eine andere Pflanze sich ansiedeln mag. Die widerlichen Ausathmungen und schädlichen Dünste dieser Stellen werden von ihnen aufgenommen und wohlthätig zu Blättern und Stengeln verarbeitet. Die Nessel selber, welche dort sprießt

und wächst, bildet indessen wiederum die Wohnstätte von Wesen, an denen unser Auge in Bewunderung hängt. Prächtige Falter, welche im Sonnenschein über den Blumen unserer Gärten flattern und gaukeln, die Blaukante und das Pfauenauge haben nämlich ihre Geburtsstätte in dem Nesselgestrüpp. Ihre Raupen nagten an dessen Blättern; sie puppten sich ein und sprengten die Puppe, um dann fortan über Blumen zu schweben. Zur Nessel kehren sie erst wieder zurück, wenn es gilt, für das kommende Geschlecht ihre Eierchen an die unscheinbare Nährpflanze abzulegen, bevor sie sterben.

Ja, man mag sagen: es ist nur eine Nessel! Eine überaus interessante Pflanze in jeder Beziehung ist sie aber doch wohl!

3.

Am Wege.

Kaum daß wir das Dorf verlassen haben und nun auf der Landstraße wandern, fehlt es uns auch nicht an treuer Begleitung. Wiederum ist's ein besonderes Blumenvölkchen, welches von dem Wegrande der Straße und von den Chausseegräben her unser schon wartet und uns nicht verlassen will, so weit die Landstraße sich hinzieht.

Warum wollen wir nicht näher mit ihnen verkehren? Wir könnten unter den vielfach geringen Landstraßengeschlechtern sogar manche Schönheit kennen lernen, könnten außerdem überraschende Charakterzüge an einigen bewundern. Besonders Freundschaften werden wir wahrnehmen, indem wo die eine

Blume sich findet, auch bestimmte andere fast stets zugegen sind, als könnten sie nicht von einander lassen. Vor Allem drei stattliche Blumen gewahren wir in solchem Freundschaftsbunde: die wilde Cichorie, die wilde Mohrrübe und die Bibernelle. Sie wandern allerorten im deutschen Vaterlande miteinander die Landstraßen entlang, so ungleich sie sind in ihrer ganzen Erscheinung. Die Cichorie zumal zählt ganz eigenartig zu den Korbblüthlern oder Compositen, indem mehrere blaue Zungenblümchen einem grünen Hüllkelche eingefügt sind. Sie gehört wohl zu den schönsten ihres Geschlechts, denn während fast alle unsere sonstigen Korbblüthler nur gelbe oder weißstrahlige solche Blüthenkörbe haben, blüht die Cichorie köstlich himmelblau, worin ihr nur etwa die familienverwandte Kornblume gleicht, deren Blümchen übrigens nicht zungen-, sondern röhrchen- oder füllhornartig geformt sind. Darum hat die Cichorie trotz ihrer graugrünen Blätter und holzigsteifen, sparrigen Stengel, durch ihre großen blauen Blumen von jeher auch die Augen der Menschen auf sich gezogen. Als Wegwart galt sie unseren Vorfahren, sie wußten sich auch zu erzählen, warum sie am Wege stehe und warte, denn sie ist eigentlich eine Jungfrau, die in Gram um ihren Geliebten in diese Blume verwandelt wurde. Und zwar hatte sie sieben Jahre um ihren in der Schlacht gefallenen Geliebten geweint; als man sie dann bereden wollte, einen andern Mann zu nehmen, da geschah, was sie auf diese Zumuthung erwiederte:

„Eh' als ich laß das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
Eine Feldblum' dort zu werden."

Mit völlig himmelblauen Blumen finden wir die Cichorie übrigens nicht immer blühen, oft sind diese weißlich ausgebleicht; freilich so ist's auch nicht, wie man vordem meinte, daß sie Morgens dunkelblau blühe, Mittags hellblau und des Abends weißlich, wer aber einmal reinweißen Wegwart finde, dem solle das ganz besonderes Glück bedeuten. Die Sage ging auch, daß alle Wegwarte verzauberte Menschen seien, und die vielen blauen seien böse Menschen gewesen, die wenigen weißen hingegen gute. Paracelsus schrieb sogar, daß die Wurzel wiederum sich nach sieben Jahren in einen Vogel verwandle.

Die genannten zwei Freunde dieses Wegwarts blühen zu gleicher Zeit, sind von gleicher Größe und haben, wie diese, auch eine große holzige Pfahlwurzel, welche die Cultur bei der Cichorie und der Mohrrübe bekanntermeise bestens zu veredeln wußte. Aber Mohrrübe und Bibernelle gehören der ganz andern Familie der Doldenblüthler oder Schirmpflanzen an. Besonders die erstere sehen wir stets von charaktervollem Wuchse, indem die reife Doppeldolde ihres Blüthenstandes nach dem Verblühen sich wie ein Vogelnest einkrümmt; und auch schon zur Blüthezeit finden wir sie originell charakterisirt, durch ein kleines Merkmal freilich nur, nämlich durch ein mitten in der weißen Blumendolde befindliches purpurrothes Blumenkrönchen.

Diesen drei treuesten und schönsten Begleitern der Landstraße gesellen sich hie und da noch manche andere Genossen bei, sei es das haarige Habichtskraut (Hieracium Pilosella), dessen kriechende Ausläufer weit umherschweifen, seien es Scabiosen, Immortellen, Gräser jeglicher Art, und andere zum Theil seltenere Blumen. Fröhliche Sommerkinder sind es alle, welche unermüdlich blühen, manche unverzagt, bis der erste Herbstfrost sie tödtet.

Aber die Landstraße, auf welcher sie in der Sommer- und Herbstzeit jeden vorüberziehenden Wanderer und im Staube rollenden Lastwagen freundlich grüßen, ist auch im Frühling schon von manchem Pflanzenvölkchen belebt. Manche von den Feldern hierher verirrte Kräutchen, Ehrenpreise, Nelkenwurz und Hornkräuter schlagen dann auch hier ihre zierlichen Blumenaugen schon auf. Vor Allem aber macht sich uns bereits im Frühlinge das überwinterte Kraut des Wegebreit (Plantago) da bemerkbar, dessen ansehnliche, eirunde, von 5—9 Rippen durchzogene Blätter große saftgrüne Rosettchen darstellen, welche dem Erdboden flach anliegen. Wir suchen ihn selten vergeblich an festgetretenen Wegen, Landstraßen und auf Triftpfaden. Um dieser Vorliebe zu den zarten kurzrasigen Wegründern willen hat ihn der Volksmund von Alters her eben Wegebreit, Wegerich, Wegetritt genannt. Aus seiner derben Blattrosette, welche dem Winter getrotzt hatte, erhebt sich aber doch erst im Sommer die einfache, lange, grünliche Blüthenähre auf nacktem spannhohem Schafte. Unscheinbar genug ist sie; selbst wenn die Staubsäckchen, je vier in jedem der schlichten trockenhäutigen Blüthchen, jedes von einem bleibenden fünftheiligen Kelche umschlossen, heraushängen und den langen Griffel umringen — selbst in diesen Tagen der Blumenliebe ist von Schönheit, wie sie sonst im Blumenreiche uns fesselt, nicht von fern die Rede.

Dies Alles gilt besonders von dem großen Wegerich (Plantago major); die beiden anderen: der lanzettliche und der mittlere Wegerich (Plantago lanceolata und media), sind mehr Rain-, Wiesen- und Triftpflanzen, und man kann

sie nur in so fern als Wegpflanzen betrachten, weil sie sich gern in den, die Straßen begleitenden Grasgräben ansiedeln.

Sie wollen bei unserer Wanderung über die Landstraße uns aber gar Manches erzählen; zunächst von der Vorzeit, welche dem Wegebreit verschiedene Kräfte und Wirkungen zugeschrieben hatte und ihn darum besonders hoch ehrte. Es war ein Kraut, dem man alle nöthige Hülfe in menschlichen Nöthen und Krankheiten beimaß, wie der alte Arzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts, Hieronymus Tragus, schreibt: „Unter vielen Kräutern ist der Wegerich in der Arznei am gebräuchlichsten." Wenige innerliche Krankheiten gab es, bei denen er nicht Wunder thun sollte. Das grüne Kraut, gekocht in der Speise genossen, heilte die Auszehrung und eröffnete die Verstopfung der Leber und der Nieren. Der ausgedrückte Saft der Blätter war hülfreich beim Keuchhusten und der fallenden Sucht und vertrieb auch die Würmer. Drei Wegerichwurzeln zu einem Glase Wein genossen hoben das dreitägige Fieber, vier hingegen das viertägige Fieber. Aber alle diese innerliche Hülfe ist noch Kinderspiel gegen die Wunder, welche das Kraut bei äußerlicher Anwendung vollbringt. Da offenbart es sich als ein wahres Allerleidenskraut. Mit dem Safte getränkte leinene Tücher um das Haupt gelegt, stillen den wüthendsten Kopfschmerz; die Augen damit betupft verlieren die Entzündung und die Ohren erhalten das Gehör wieder. Gegen alle Halsleiden ist der Mund damit zu spülen. Fistel, Krebs, Karfunkel und jegliche äußere Wunde und Entzündung können nicht widerstehen. Das grimmigste Zahnweh vergeht, wenn man Wegerichswurzel darauf legt. Selbst die von Schlangen oder tollen Hunden

beigebrachte Wunde heilt, wenn sie mit Wegerichsaft gewaschen wird und Blätter dieser Pflanze darüber gelegt werden. Drei Blätter in den Mund genommen ist gut gegen Bienenstich. Wunde Füße werden gestärkt, Geschwülste werden geheilt, beim Podagra lindern sich die Schmerzen, alle Brandwunden werden wieder gut. — Und wie beim Menschen so auch beim Thier. Von einem klugen Beobachter der Natur, mit Namen Trasmus, berichten die alten Kräuterbücher, er habe bemerkt, wenn eine Kröte von einer Spinne gestochen werde, eile sie zum Wegerich und damit werde ihr geholfen.

Wie gut es unsere Altvordern hatten! entgegnen wir dem gesprächigen Wegebreit. Wir Kinder der Neuzeit wissen von allen den Geheimnissen nicht viel mehr zu rühmen. Kein Doktor läßt die herbschmeckenden Blätter mehr kochen oder auspressen oder giebt die Wurzeln zu verspeisen. Nur das Volk thut hie und da noch wie die Väter thaten. Ob darum der Wegerich nun aber ein völlig nutzloses Kraut sei, das nur dem lieben Vieh zur Nahrung geschaffen ist und an dem die Vorzeit sich gründlich verrechnet hat? Unsere nüchterne Zeit hat radikal mit allen Ueberlieferungen gebrochen, besonders in der Heilmittellehre. Sie will Alles auf eigene Erfahrung gründen und ist somit die Zeit eines neuen Anfangs der Erkenntniß. Unmöglich ist's daher nicht, daß man in der Zukunft aus der weggeworfenen Spreu verrotteter Irrthümer dies und jenes Körnchen Wahrheit doch wieder herausfinden wird. Gänzlich überblicken wir ja aber auch heutzutage den Wegerich nicht. Wenn wir eine Brandwunde, eine entzündete Stelle, eine hitzige Wunde haben, so ist's ganz wohlgethan, wenn wir gehen und suchen die Blätter des Krautes und

legen sie auf. Nur leistet denselben kühlenden Dienst vielleicht auch jedes andere saftreiche Blatt.

Wenn wir aber Jemand meine Blätter suchen sehen, flüstert das Wegebreit uns weiter zu, brauchen wir nicht immer zu denken, daß ein solcher damit sich oder Andere kuriren will. Ja, das Volk weiß vieler Orten auch, daß es ein ganz wohlschmeckendes und gesundes Kraut ist, das für sich oder unter den Spinat gemischt, sich gar nicht verachten läßt und dem Spinat ähnlichen Geschmack hat. Nach einem Berichte aus dem vorigen Jahrhundert wurde es in Regensburg zu diesem Speisezwecke herkömmlich zu Markte gebracht und fand bei den Hausfrauen eifrige Nachfrage.

Und auch wer von dieser Verwerthung nichts weiß, aber daheim einen Kanarienvogel im Bauer hat, erzählt das Kraut sodann, bückt sich gern zu mir herab. Das beflügelte Thierchen liebt mit Leidenschaft das feine Gesäme der reifen braungewordenen Blüthenährchen und zwitschert der Herrin bei ihrer Heimkehr lustiger entgegen, wenn sie einen ganzen Büschel ihm entgegenhält. Aber bei dem Picken nun will demselben zugeschaut sein, denn vielleicht bei keiner Frucht benimmt sich das Vögelchen so artig und geschickt. Die Früchte, welche an der Wegerichähre dicht gereiht sitzen, bestehen nämlich aus becherförmigen länglichen Kapseln, von denen zur Zeit der völligen Reife ein halbkugeliches Deckelchen abspringt, worauf der Same aus der somit geöffneten Kapsel von Wind und Wetter ausgestreut wird. Der Vogel merkt diese Einrichtung des in seinen Bauer gesteckten Krautes bald. Er zerbeißt nicht etwa die Fruchtkapsel, wobei der Same verschüttet werden würde, sondern er stößt mit seinem Schnabel den Deckel in

äußerst geschickter Manier ab und pickt nun die Samen wie aus einem Gläschen heraus. Es ist ein unterhaltendes Schauspiel, an dem wir uns nicht satt sehen können und das auf dem netten Bau der Früchte des Wegerichs beruht.

Durch diese winzigen Sämchen habe ich mich denn nun auch, fährt das Wegebreit fort, fast überall hin ausgebreitet. Man findet mich, soweit die deutsche Zunge klingt; aber auch außerhalb Deutschland und selbst außerhalb Europa bin ich den Augen der Botaniker aufgefallen. Ich bin fast überall unter gleicher Breite und gleichem Bodenverhältniß zu treffen. Der Mensch hat mich aber, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst in die neue Welt eingeführt. Ja, dem Indianer Nordamerika's bin ich mit meinen breiten Blättern eine für die Wohnstätten und ganzen Distrikte der Kolonisten so charakteristische Pflanze geworden, daß er mich sinnig als „die Fußtapfen der Weißen" benennt. Eine ausgesprochene Anhänglichkeit an die Menschen der Cultur habe ich eben, und bin ihnen über das stille Meer gefolgt, ganz wie die Hausthiere und das Hausungeziefer. In den Futtersäcken der Auswanderer, in den mitgenommenen Saatvorräthen und anhaftend an allerlei andern Kram ist mein Same in jede neue Heimath mit eingeschleppt worden, und ich finde in den bald eintretenden Culturverhältnissen die erforderlichen Lebensbedingungen.

Unter all diesem Geplauder des vielerfahrenen Wegebreit ist uns der ermüdende Weg verkürzt und wir sagen ihm Dank für seine Mittheilungen.

4.

Die Straßenflora.

Auch in den Straßen der Städte gibt es einen wildwachsenden, eigenen Pflanzenwuchs; ja, es gibt eine städtische Straßenflora.

Diese kleine pflanzliche Vegetation unserer Straßen dürfte es vielleicht sogar verdienen, auch einmal um ihrer selbst willen freundlich beachtet zu werden. Mindestens das auf den Straßen im Sonnenschein spielende Kind hat seine volle Freude daran; es rupft die grünen Hälmchen und deren Blüthenrispen, mit denen es Stunden lang spielt; von den zarten, weißen, gelben, rothen Blümchen, welche zwischen manchem feinen Blattwerk hervorlugen, macht es für die Puppe allerliebste Sträußchen; es pflückt die großen gelben Löwenzahnblumen, welche an den Häuserreihen entlang üppig blühen, und trompetet auf deren hohlen, bittermilchigen Stielen. Dem Kinde ist die Straße erst recht lieb, wenn sie nicht blos ödes Steinpflaster ist.

Aber diese Straßenflora bietet auch ein gar nicht unbedeutendes naturwissenschaftliches Interesse. Die allerlei Gräser und Pflänzchen zwischen dem Pflaster haben manchen bedeutenden Botaniker schon gedankenvoller beschäftigt, als die stolzesten Blumen des Waldes. Ja, ob es nicht schon eine interessante Thatsache ist, daß es überhaupt Pflanzen gibt, welche sich in unsere Nähe drängen, unsere Straßen und Winkel aufsuchen; trotzdem sie fort und fort von uns ver-

ächtlich weggestoßen werden, doch nimmer sich von unsern Häusern und Gassen trennen wollen. Und es besteht unsere Straßenflora zumeist aus solchen Hauspflanzen, welche nie oder selten im Freien vorkommen, sich indessen gar nicht genugsam an unsere städtischen und ländlichen Wohnungen anschließen können. Wohl finden wir solche etwa auch im Garten als Unkraut, sowie hie und da auf den Feldern und Schutthaufen; jedoch weder im Walde noch auf den Wiesen, noch in den wildesten Gebirgsgegenden sind sie zu treffen. Aber in den Straßen, an deren Gossen und Ecken, an den Häusermauern und in den Kirchenwinkeln wachsen sie in überraschender Fülle und Schönheit. Zwischen das Pflaster gepreßt sprießt die Taubenessel mit ihren Wirteln rosenrother, helmartiger Blumen, daneben das scharlachroth blühende, zierliche Gauchheil. Die fein silbersternige Miere fehlt nirgends, ebensowenig der Vogelknöterich, dessen holzige, braunrothe Stengel in den Achseln ihrer meergrünen Blätter einzelne röthliche Blümchen tragen. Das sind einige der kleinblumigen Zierden, welche dem Straßengrase überall eingemischt sind. Besonders dicht an den Häusern kleiner Gassen siedelt ferner gar manches Pflänzchen sich an, welches auch an den Dorfwegen heimisch ist, sei es irgend eine Melde, besonders ein Fuchsschwanz mit röthlich geäderten, rautenförmigen Blättern, die Häringsmelde mit dem so eigenthümlich starken Geruch. Auch das Gänseblümchen findet sich ein an den Häusern zwischen sonnigem Pflaster; das Wegebreit mit seiner flachen großen Blattrosette ist mit den Wurzeln dem Gestein eingeklemmt und treibt seine schlanken grünen Aehren bis über fingerhoch empor.

Vor Allem ein allbeherrschendes Gras der Straße gehört zu diesen Getreuen. Ja, es ist zumeist die einzige Grasart, welche solche Anhänglichkeit an uns Menschen besitzt, überall zwischen den Pflastersteinen hervorgrünt: das eigentliche Straßengras oder jährige Rispengras (Poa annua), während von all den Hunderten deutscher Gräser nur hie und da einmal noch eine andere Art sich ansiedelt, etwa die Poa trivialis, oder die Mäusegerste (Hordeum murinum). Jenes eigentliche Straßengras ist übrigens ein gar niedliches Gras. Die meisten Menschen kennen es allerdings nur als zwischen den Steinen eingeklemmte grasblättrige Büschel, aber haben nie auf deren etwa fingerhohen, dünnen, kerzengeraden Halm mit seiner äußerst zierlichen Blüthenrispe geachtet, durch die es sich auf den ersten Blick schon von anderen Grasarten unterscheidet. Wir können solch blühendes Straßengras fast jederzeit in Augenschein nehmen, denn es blüht eigentlich das ganze Jahr ununterbrochen, vom ersten Frühling an, oft schon Anfang März, bis in den Spätherbst hinein, Generation auf Generation; diese blühenden Halmrispen sind an ihrer oberen Hälfte zu einer einseitswendigen, gleichsam halbirten Pyramide zertheilt, und jedes der feinen Stielchen ist mit einer Aehrenblüthe besetzt. Wenn zur Blüthezeit die gelben Staubbeutel heraushangen, so ist's ein wirklich niedliches Pflänzchen.

Wie kommen aber jene Kräuterchen und dieses Gras dazu, mit solcher Vorliebe sich auf unseren gepflasterten Straßen anzusiedeln, trotz polizeilicher Vorschrift der Straßenreinheit, und trotzdem die ganze weite Gotteswelt ihnen offen steht! Darauf läßt sich antworten: weil sie es gut mit uns meinen.

Sie wollen uns nämlich befreien von den vielen miasmatischen Stoffen, welche in den Winkeln, den Ecken und in dem zu Schmutz verwandelten Straßenstaube sich entwickeln. Sie senken dazu ihre Faserwürzelchen tief zwischen das Pflastergestein, saugen mit denselben die salpetrigen, ammoniakalischen und sich zersetzenden organischen Substanzen auf, und verwandeln sie in lebendige Pflanzenbestandtheile. Auf die der menschlichen Gesundheit feindlichen Stoffe sind sie eben angewiesen, bauen sich daraus auf. Wo diese Straßenflora sich einfindet, können wir deshalb mit Gewißheit auch annehmen, daß faulige oder fäulnißfähige Substanzen vorhanden sind, wenngleich vielleicht so tief zwischen dem Pflaster, daß wir mit aller Desinfektion sie nicht wegschaffen könnten; aber diese Pflanzenwürzelchen finden sie heraus, spüren sie sicher auf und befreien uns segensreich von denselben. Sie sind somit von der Alles ausgleichenden Natur weislich angestellte Regulatoren, deren Aufgabe die menschlichen Gesetzgeber nur nicht verstehen, welche meist nur wenig naturwissenschaftliche Einsicht haben und deshalb sich kühn und konsequent den wohlgemeintesten Einrichtungen der Natur entgegenstellen. Welche Menge verwesender Substanzen eine Pflanze, selbst ein Pflänzchen dem Boden aber entziehe, das weiß jeder Landmann zu sagen, der bald keine Ernte mehr haben würde, wenn er keinen Dünger auf die Felder bringen wollte, denn der Dünger wird von den Pflanzen verzehrt. Wenn das schon von all' und jeder Pflanze gilt, wie ganz anders noch von den bestimmten Pflänzchen der Straßenflora, deren Hauptnahrung ja nicht Gyps noch Phosphorsalz, noch sonstige theure Dungstoffe sind, sondern eben vor Allem salpetrige und ammo-

miakalische Substanzen. Weil diese in allen Straßen vorhandenen Stoffe durch jene Gräser absorbirt und unschädlich gemacht werden, so vegetiren die letzteren ja auch nur an denjenigen Stellen üppig, wo solche miasmatischen Stoffe sich finden. Sie leisten da am Boden somit unserer Gesundheit ähnliche Dienste als die Bäume, mit denen jede Stadtverwaltung heutzutage die Straßen zu bepflanzen sich bemüht. Mag man im Herbst, wo die Straßenflora absterbt und der Erde allerdings wieder Zersetzungsstoffe zuführen würde, sie immerhin wegstippen; aber in der grünen Jahreszeit lasse man sie fröhlich ihre Aufgabe erfüllen. — Kleine grüne Wohlthäter der Menschen ihr, wir wollen euch preisen wegen eurer Dienste im Interesse der menschlichen Gesundheit und wahrhaften Reinigung des Bodens und der Atmosphäre. Wir wollen euch auch bewundern, da ihr trotz der menschlichen Verkennung in eurer Aufgabe euch nicht irre machen laßt, unermüdlich immer wieder hervorsprießt, wo die thörichte Menschenhand euch auszurotten thätig war!

5.

Deutsche Gartenblumen.

Manche der in den Dörfern vorkommenden, sogenannten Haus- und Schuttpflanzen könnten wir auch in allen Dorfgärten, selbst in den Gärten der Städte finden. „Unkraut" heißen wir sie dann, oder wir unterscheiden sie als wild-

wachsende, deutsche Pflanzen verächtlich von allen den sorglich auf unseren Gartenbeeten gehegten und gepflegten Blumen.

Treten wir in den Garten ein, um aber auch einige unserer besten Gartenblumen als doch echt deutsche Blumen kennen zu lernen!

Unsere Gartenblumen sind freilich zum nicht geringen Theile ausländischer Herkunft, sind erst in geschichtlichen Zeiten zu uns gebracht und als schöne Fremdlinge gern bei uns aufgenommen worden. Von dem Morgenlande oder dem Süden könnten uns viele erzählen, die seit ältesten Zeiten als Zierflor bei uns in Ehren gehalten wurden. Von jenseit des Weltmeeres sind später andere zu uns versetzt, unsere Gärten zu zieren, und auch diese blühenden Fremdlinge, welche wir mit treuer Pflege in unseren Gärten hegen, sind zum großen Theile wunderbare Schönheiten, welche wir mit Recht willkommen hießen. Der internationale Austausch hat uns vorzüglich neuerdings Schaaren seltsamer Blumengestalten in trauteste Nähe gebracht: die rosige Diklytra, die Hemerokallis und andere, durch die wir mit Vorliebe unsere Gartenflor vermehren.

Aber nicht alle unsere Gartenblumen sind Wesen aus anderen schöneren Welten. Nein, auch unsere deutsche Heimath kann sich bestens rühmen, unseren Gärten manche Zierde geliefert zu haben. Thatsächlich sind eine große Zahl gerade unserer schönsten Gartenblumen echt deutsche Heimathskinder. Ihre deutsche Herkunft ist Vielen nur unbekannt, weil man dem eigenen Vaterlande solche Blumen nicht zutraut und die eigene Heimath mit ihrer Blumenherrlichkeit in Wald und Flur, auf Bergen und in Thälern gar nicht kennt.

Ein Gang durch den Garten an der Seite eines kundigen Begleiters dürfte Manchem überraschende Aufschlüsse geben. Und es ist's werth, zu erfahren, daß nicht blos im fernen Auslande schöne Blumen daheim sind, sondern auch im deutschen Walde, auf deutscher Wiese, besonders auf deutschen Gebirgen eine große Anzahl Blumen ursprünglich wächst, welche von dort in die Gärten versetzt wurden, um als geehrte Zierblumen nun selbst in den vornehmsten Gärten zu prangen. Vielleicht daß durch die pflegende Hand des Gärtners im Lauf der Zeit diese oder jene etwas größer und voller geworden ist; aber die meisten sind bis in die feinsten Züge hinein noch dieselben Blumen, als welche sie in freier Natur dem Wanderer begegnen und von ihm zu einem Wald- oder Bergstrauße gepflückt werden.

Schon im Frühling begrüßen wir in unserem Garten echt deutsche Blumen, welche auch draußen in deutschen Wäldern, freilich nicht in all' und jedem Walde, sich vorfinden. Schon die erste blühende Gartenblume, welche wir auch gern im Topfe an unseren Fenstern ziehen, ist ja ein gutes deutsches Kind: das unter den „deutschen Frühlingszeichen" erwähnte Schneeglöckchen, dessen bescheiden gesenktem Köpfchen wir das heimische Gepräge auch wohl ansehen möchten.

Aber auch all das nur wenig später kommende bunte Gefolge des Schneeglöckchen ist deutscher Herkunft. Kaum daß der März begonnen, so prangt auf unseren Beeten die Daphne, auch Seidelbast oder Kellerhals genannt, mit seinen purpur- oder pfirsichrothen dicken Blütenbüscheln, welche ihren starken süßen Duft aushauchen, während die Blätter dieses etwas über fußhohen holzigen Sträuchleins erst später

hervorbrechen. Er ist aus unseren Gebirgen in die Gärten verpflanzt, und wir können ihn genugsam in allen mittel- und süddeutschen Gebirgen, daselbst besonders an trockenen Hügeln finden. Unsere Beete schmückt um diese Zeit oder bald nachher vor Allem aber das farbige Geschlecht des Krokus, welcher auf den Alpen, aber auch im nördlichen Schlesien sowie in Rheinpreußen auf hügeligen Wiesen ursprünglich wächst. Es durchduften dann im Sonnenschein den Garten auch die gelben Narzissen oder Märzbecher, welche wir im westlichen Deutschland, besonders auf Wiesen der Eifel, des Hundsrück und des Hochwaldes als wilde Frühlingsblume reichlich pflücken können. Die mehreren Arten der Meerzwiebel (Scilla) mit himmelblauen großen Blüthensternen sind gleichfalls deutschen Ursprungs, stammen aus Süd- und Mitteldeutschland; eine Art derselben ist selbst im Harz auf Wiesen und steinigten Plätzen zu finden. Auch hyazinthenartige Gartenblumen, die bekannte Muskat-Hyazinthe, sowie die blauen Träubelchen kommen in ganz Deutschland zerstreut auf Wiesen, in Wäldern und an Hügeln vor, freilich als immerhin seltene deutsche Florakinder. Sogar das schöne Geschlecht der Lilien findet sich in Deutschland. Ist doch selbst die rothe Feuerlilie ein deutsches Kind, welches der Gebirgswanderer an Felsen und auf Bergwiesen von den Alpen bis zum Harz hie und da antrifft und wohl verwundert als heimische Pflanze begrüßt. Nicht minder gehört der deutschen Flora der beliebte Türkenbund (Lilium Martagon) an, und zwar nicht blos in Gebirgen an steinigten, gebüschigen Abhängen wächst er, sondern auch ziemlich häufig in lichten Laubwäldern des Flachlandes. Und wollen wir über die Gattung der

echten Lilien hinaus überhaupt nach dem Geschlecht der Liliaceen fragen, so können wir uns noch gar mancher edlen Blume in unseren Wäldern und Fluren rühmen. Auf feuchten Wiesen trifft man zerstreut von den Alpen durch Westfalen hin bis hinauf nach Hamburg und Holstein die der morgenländischen Kaiserkrone nächstverwandte Schachblume (Fritillaria Meleagris), eine der prächtigsten Frühlingsblumen der Gärten. Sehr häufig, ja fast überall in Deutschland wächst die wilde Tulpe mit großer, leuchtend gelber, sogar duftiger Blumenkrone. Reichlicher ist aber in deutschen Laubwäldern des Flachlandes sowie der Gebirge kein Frühlingsblümchen unserer Gärten vorhanden, als das blaue Leberblümchen (Hepatica), welches in manchen Gegenden um ihres frühzeitigen Blühens willen scherzhaft auch das „Vorwitzchen" genannt wird und dessen zahllose blaue Blumen erscheinen, ehe noch die dreilappigen Blätter sichtbar sind, welche erst zum April hervorkommen, nachdem die Blumen fast völlig verblüht sind. Im Walde aber muß man dies Leberblümchen einmal erblickt haben, um seine Herrlichkeit zu empfinden; ganze Waldstrecken sind zuweilen mit den blauen Blümchen übersäet, welche zwischen welkem Laube und dunkelgrünen Moosrasen sich auf schlanken Stielchen wiegen, während alles Leben um sie her noch schläft. Als echt deutsche Naturkinder lernen wir sie da begreifen, welche unserm Walde im ersten Frühling eine blumige Weihe sind, das nachfolgende Geschlecht der einläutenden Schneeglöckchen.

Wenn diese Frühlingskinder in unserm Garten blühen, hebt auch das Veilchen zwischen seinen schon grünen Blättern das dunkelblaue Haupt schüchtern empor, sich schon durch den

Duft dem Vorüberwandelnden verrathend; ja, das traute Veilchen, welchem wir gern eine Stätte im Garten lassen, obgleich die Kinderschaar es auch draußen im Freien unter dem Gebüsch und im Grase zu finden weiß.

Deutsche Blumenpracht entzückt uns vor Allem, wenn im Mai auf den Beeten der schönste Flor zu blühender Entfaltung kommt. Es sind doch fast nur deutsche Pflanzen, was dann in unseren Gärten prangt und duftet. Die Maiblume, welche im Schatten der Gartensträuche duftet, hat Jedermann schon in dem Walde gepflückt; manchen Laubwald, besonders wenn er mit Eichen und Haselgesträuch bestanden ist, finden wir ja völlig überblüht von diesen edlen Waldkindern. Da treffen wir hie und da auch den würzig duftenden Diptam, welcher zwar zu den seltenern Pflanzen unserer Wälder gehört, aber doch überall in Deutschland und zwar an manchen Stellen sich ganz massenhaft findet. In unseren größern Buchenwäldern ist als oft ausschließliche Bodenbekleidung der Waldmeister zu treffen, mit dem wir gern die schattigen Stellen unserer Gärten bepflanzen. Das bunte Völkchen der Primeln stammt gleichfalls aus dem deutschen Walde; sie sind Abkömmlinge einer großblumigen Schlüsselblume, welche besonders in moorerdigen Waldungen stellenweise massenhaft vorkommt, nur durch gärtnerische Cultur sind sie in bunte Farben gekleidet worden. Ebenso ist deren Schwester, die Aurikel, in Deutschland heimisch und wie auf den Alpen, so auch auf deutschem Gebirge, im Schwarzwalde, auf der bayerischen Hochebene anzutreffen. Das Vergißmeinnicht, welches jeden Garten verziert, ist gleichfalls aus deutschen Wäldern dahin verpflanzt; das gilt zwar nicht von dem groß-

und dunkelblumigen Vergißmeinnicht mit den großen Herzblättern, welches gar kein eigentliches Vergißmeinnicht ist, sondern das Gedenkemein (Omphalodes verna) und nur in schattigen Bergwäldern der Alpen vorkommt; aber unsere Gärten verziert auch ein solches mit etwas kleineren und helleren Blümchen, welche den Boden mancher Laubwälder so massenhaft himmelblau überblühen, daß im Waldgrund wir auf Schritt und Tritt über diese Blümchen schreiten.

Andere Zierblumen, welche im Mai unsere Beete schmücken, fehlen allerdings in dem deutschen, besonders dem norddeutschen Flachlande, sind jedoch auf unseren Gebirgen genugsam zu Hause. Das gilt etwa von der Akelei oder gespornten Glockenblume, welche in allen mittel- und süddeutschen Gebirgen zwischen lichtem Gesträuch an sonnigen Abhängen vorkommt. Ebenso treffen wir da das Christophskraut; selbst die Pfingstrose, die prächtige Päonie, wächst auf den Bergen Süddeutschlands, besonders in Oberbayern, wenngleich sie im wilden Zustande nicht gefüllte Blumen trägt, welche erst die Cultur in unseren Gärten ihr gegeben hat. Auch die mannigfachen Arten des Steinbrech, die Porzellan- oder Jehovahblümchen und andere stammen aus den süddeutschen Alpen, wo sie in den Ritzen des Felsgesteins wachsen. Der Goldlack, als duftige Gelbveigerl von altersher eine werthgehaltene Topf- und Gartenblume des deutschen Volkes und von unseren Dichtern besungen, wächst an Felsen, Gemäuer und Ruinen besonders des Rheinlandes; die in keinem Garten fehlende Levkoye blüht zwischen Geröll und an Felsen des südlichen Tyrol. Vor Allem aber der hochstandige blaue Eisenhut, so fremdartig er ausschaut, ist völlig in unseren

Gebirgen zu Hause; in den Alpen ist er besonders in den Regionen der Sennhütten reichlichst anzutreffen, ganz besonders in nächster Nähe der Almhütten selber, welche er als schöne Bergblume oft dicht umblüht; aber auch in Mitteldeutschland in jedem Gebirge, sowohl im Harz als auch in Thüringen begegnet er uns hie und da. Freilich überall da ist er eine immerhin seltene Blume, zumal dieser giftigen, aber als Heilmittel vortrefflichen Pflanze sehr nachgestellt wird; denn nur aus der wildwachsenden Pflanze wird das bekannte Akonit gezogen, da sie auf unserem Culturlande ihre starke Kraft theilweise verliert. In seiner Nähe schmückt auch der purpurne Fingerhut die Abhänge aller deutschen Gebirge, zwischen Geröll und Felsen sprießen dessen prächtige Blumen in die Höhe, dem Berge ein phantastischer Schmuck. Trauen wir es ferner den hohen, feinblumigen, gelblichen Blütenschweifen der Wiesenraute zu, daß sie in unseren Wäldern, sowie in wiesigen Niederungen in unveränderter Schönheit eine wildwachsende, wenn auch ziemlich seltene Pflanze ist? Oder möchten wir von den mehreren unserer Anemonen es glauben, daß auch sie in unseren Wäldern vorkommen; von dem Adonisröschen sowie dem Venusspiegel, daß sie in Getreidefeldern sogar als Unkraut eingemischt zu finden sind? Die hohe ranunkelähnliche, gelbe Trollblume ferner ist in ganz Deutschland, besonders in Norddeutschland auf nassen Wiesen heimisch, wenngleich sie immerhin eine so seltene Pflanze ist, daß der Botaniker aufjubelt, so oft er sie einmal antrifft. Die Spiräe, wenigstens die in den Gärten häufigste Art, steht in Menge an allen Flußufern; sie ist dem Volke als Bocksbart bekannt und wird doch im Freien von Manchem

kaum angesehen, der sie in seinem Garten werth hält, obgleich sie durch die Cultur durchaus keine Veränderung erfahren hat. Die Siegwurz oder der Altermannsharnisch (Gladiolus) ist allerdings durch die Cultur erst zu einer Zierpflanze fast ersten Ranges geworden, aber findet sich mit den hohen, einseitswendigen, hochrothen Blumenähren als an und für sich prächtige Blume auf feuchten Wiesen und in Wäldern von den Alpen bis nach Berlin hinauf. Auch gibt es eine kleine Zahl der den Vereins- oder Korbblüthlern angehörigen Blumen, welche aus der freien deutschen Natur in unsere Gärten verpflanzt sind. Das Gänseblümchen oder Maßliebchen beginnt im Anfang des Jahres den Reigen, indem es in seiner purpurrothen Culturform als Tausendschönchen unsere Beete schmückt. Die Goldruthe unserer Wälder, die große Schafgarbe oder Dorant unserer feuchten Wiesen fehlen in kaum einem Gärtchen, und auch einige kleinblumige Astern unserer Wiesen und Flußufer haben Aufnahme gefunden. Gewiß, es ist schon eine leidliche Anzahl echt deutscher Florakinder, welche auf unseren Beeten sorglich gehegt und gepflegt werden und an Schönheit und Adel uns nicht geringer dünken, als die mit ihnen beisammenstehenden Hyazinthen, Tulpen und Lilien des Morgenlandes. Und doch nur eine geringe Auslese der in fast jedem Garten beliebten deutschen Zierblumen ist in dem Vorliegenden gegeben.

Erst wenn der Spätsommer beginnt, treten die deutschen Blumen zurück. Aber auch die Blumengaben des Orients sind dann für uns zu Ende. Es beginnt in den Sommer- und Herbstblumen die Pracht Amerikas sich in den Georginen und Astern, den Zinnien und Sammetblumen zu entfalten

und unsern Garten wunderbar noch einmal zu schmücken, bis das bunte Laub von den Bäumen fällt und der Garten uns nicht mehr die Stätte frohen, behaglichen Aufenthaltes ist. Aber der Garten dünkt trotz all' dieser späten farbeglühenden Blumenpracht des Spätsommers uns doch schöner in den Tagen des Frühlings, wo die Blumen zarter und keuscher uns anmuthen und einen köstlichen Duft aushauchen, den fast keine der transoceanischen Sommerblumen hat. Wir wollen uns im Frühling daher mit Stolz sagen: das sind zum größten Theil deutsche Blumen, aus den Wäldern und Auen in unsere Gärten versetzt!

6.

Nachtblüthen.

Manche Blume unserer Gärten, selbst manche in freier Natur wildwachsende offenbart aber ihre liebliche Schönheit erst, wenn der Tag vorüber ist und der Abend sinkt. Freuen wir uns auch solcher, wenn wir einmal einen schönen Sommerabend unter den Blumen im Garten verbringen!

Erwacht doch mit dem Abend erst manches volle Leben in freier Natur. Sie ist ja eine Bühne, auf welcher die Action nicht einen Augenblick zu Ende geht, nur die Acteurs sammt den Decorationen wechseln immerfort. Die Abend- und Nachtscenen aber sind die uninteressantesten nicht. An die Stelle der Lebewesen, welche im Sonnenscheine lustig sich tummelten,

treten mit hereinbrechender Dämmerung wieder andere, welche nun und zwar zum Theil bis in die Nacht hinein in gleicher Weise ihr Gelage halten, lieben und fröhlich sind und ihr nur phantastischeres Wesen treiben. Dem Gesange der Vögel, dem Schwirren, Summen und Zischen der Taginsecten folgt das unheimliche Rufen der Eulen, das träge Geflatter oder pfeilartige Huschen der Abend- und Nachtfalter, und mit phosphorescirendem Scheine erwachen die Glühwürmer im bethauten Grase.

Auch das Blühen und Duften der Pflanzenwelt ruht und rastet weder bei Nacht noch bei Tage, und die Nachtblumen blühen und duften nicht weniger köstlich, ja oft noch köstlicher, als die zahlreichern und fröhlichern Kinder des Lichtes. Fast alle einheimischen deutschen Blumen schlafen völlig ein, wenn es Abend wird: sie falten dann träumerisch ihre Blumenkronen ein, legen zum Theil auch die Blätter müde zurück. Andere wieder wachen Tag und Nacht in ununterbrochener Weise, wie die Taubnessel, Glockenblumen, Bohnen und Wicken, und bei ihnen ist von Schlafen und Wachen überhaupt nicht zu reden: sie sind Immerwache.

Diejenigen Pflanzen, welche wirklich am Tage ruhen und regelmäßig erst in der Nacht sich aufblühend erschließen, somit eigentliche Nachtblüthler sind, sie stammen fast alle aus fernen fremden Ländern. Zumeist aus Amerika sind sie zu uns gekommen. Nicht in die fremdländischen Gärtnereien und Warmhäuser indeß brauchen wir Abends zu gehen; wenn dort auch die schönste aller amerikanischen Nachtblüthlerinnen, die hehre Königin der Nacht vor Allem zu suchen ist. Amerika hat mit seiner Pflanzenflor bekanntlich nicht nur

unsere Gewächshäuser gefüllt mit Prachtblumen aller Art; auch in unseren Gärten erblühen und duften manche amerikanische Schönen, wenn mit dem hereinbrechenden Abend die übrige Blumenflor müde ihre Blüthen schließt. Das gilt etwa von dem mannigfachen Geschlecht der Ipomeen, diesen in allen Farbentönen von Roth, Blau, Gelb und Weiß spielenden Winden, welche in rapidem Wachsthum an den Stangen unserer Lauben und Veranden emporklettern und diese mit großen Herzblättern überreich phantastisch bedecken. Fast den ganzen Tag über sind sie jedoch blüthenlos; will es aber Abend werden, so brechen überall zauberisch schöne, große Trichterblüthen auf, und die ganze Veranda ist von zahllosen, unaussprechlich schönen Farbenblumen wie mit zarten Lampions behängt. Sie blühen die Nacht hindurch immer zahlreicher, immer voller auf, und wenn wir Morgens in den Garten kommen, so prangen sie noch in ungeminderter Frische und Schönheit; erst vor der steigenden Sonne welken sie eine nach der andern dahin, bis um die Mittagsstunde alle verblüht, eingeschrumpft und nahezu verschwunden sind.

Andere amerikanische Gewächse, die gleichfalls am Tage schmucklos dastehen und erst, wenn es Abend wird, ihre wunderbare Blüthenschönheit entfalten, sind die jetzt in keinem Garten fehlenden Jalappen, deren gelbe, magentarothe oder weiße große Füllhornblumen in dichtem Gedränge das dunkle Laub durchglänzen. Jeden Vormittag sterben sie hin und jeden Abend werden sie wochenlang durch immer neue Fülle ersetzt. So auch die schilfblättrigen Tradescantien aus dem nordamerikanischen Virginien, mit ihren azurblauen oder purpurvioletten zarten Blumenkrönchen.

Aber auch unsere Landstraßen und Schutthaufen sind von Amerika her mit Unkräutern mancherlei Art besäet, von denen manches bei uns so lustig vegetirt, daß es guten deutschen Unkräutern den Platz streitig zu machen beginnt. Eine der köstlichen Nachtblüthlerinnen prangt heutzutage überall in Deutschland auf Schutt und Geröll, an Hecken und Wegrändern. Es ist die hohe schlanke Nachtkerze, deren saftgrüne, beblätterte Stengel mit einer Reihe großer schwefelgelber zartduftiger Blumen gekrönt sind. Wer sie am Tage sieht, wo nur selten eine Blume daran blüht, schmäht wohl die aus Virginien stammende Unkrautpflanze, gegen deren äußern schlichten Bau allerdings unsere Nesseln, Melden, Kletten und Disteln viel ansehnlichere, malerischere Gewächse sind. Aber man muß sie bei ihrem abendlichen Aufblühen belauschen, um sie zu würdigen. Im Juli und August kommt sie zur Blüthe. Etwa bis um 6 Uhr ist sie dann noch blüthenleer; aber etwa um 7 oder 8 Uhr sind ihre Säfte von der Tageswärme gesättigt, drängen nach oben, und unter ihrem Impulse beginnen sich die für diesen Abend bestimmten Blüthen zu erschließen. Aber jede einzelne Blüthe bricht nicht, wie andere Blumen thun, allmälig auf; nein, im Augenblick springt wie auf Zauberwort der Kelch auf, und nun dehnt in rascher Folge sich die umschlossen gehaltene große Schwefelblume weiter und weiter, und nach nicht einer Minute ist sie unter unseren Augen radartig völlig zurückgeschlagen. In überschwänglichem Drängen biegt sie ihre Blumenblätter fast unnatürlich noch weiter zurück, als könnte sie der lauen Abendluft nicht genug ihr Innerstes entgegenbreiten. Und eine Entfaltung unter lieblichem Dufte fast wie Weinblüthe ist es,

den sie vom Augenblick des Aufschlusses an wie erathmend aushaucht. Wie auf einen Candelaber gesteckte Blüthenkerzen leuchtet die Nachtkerze über den Abend hinaus in die Nacht hinein mit ihrem intensiv glänzenden Gelb. Ja bei einer Art (Oenothera macrocarpa) ist von Forschern, die über das sogenannte Leuchten der Pflanzen eingehende Beobachtungen angestellt haben, z. B. von dem englischen Forscher Dr. Edwin Lankester, selbst ein blitzartiges Wetterleuchten wahrgenommen worden; wie von einem leuchtenden Diadem hat man die Blumenkrone umstrahlt gesehen, so daß der Name dieser Nachtkerze mehr als nur eine poetische Bedeutung hätte. Aber auch der Duft, der die Nacht hindurch kaum nachläßt, verriethe uns im Dunkel die Stelle der Nachtkerze. Bei kräftigen Exemplaren können wir wochenlang jeden Abend uns des wahrhaft zauberhaften Aufblühens erfreuen. Die Nachtkerze pflegt daher auch in unserm Garten nicht zu fehlen und ist in der That vom Unkraut zur Zierpflanze erhoben. Mehrere besondere Arten werden in unseren Blumengärten seit längerer Zeit schon gepflegt und prangen selbst in Töpfen, vor Allem die schöne Oenothera muricata. Ja, dem poetischen Florakinde hat der praktische Mensch auch eine culinarische Nützlichkeitsseite abzusehen gewußt; wegen der zu Salat recht gut verwendbaren dicken Wurzel hat man die Nachtkerze nämlich hie und da in Gemüsegärten gepflegt und ist sie unter dem Namen Rapontica in dieser Beziehung vielfach bekannt. Wer sie in seinem Garten hat, wird aber um ihrer Blüthe willen manchen Abend harrend vor ihr stehen; läßt das Aufblühen einmal zu lange warten, so kann man es auch selbst hervorrufen. Man braucht den Kelch, dessen geschlossene Zipfel die

Blumenkrone an der Entfaltung noch hindern, nur an der Spitze ein wenig zu lösen, und alsbald fahren dann unter dem Drängen der Blume die Zipfel zurück und die Blume dehnt und streckt sich ganz ebenso köstlich, als hätte die Hand der Natur ihre Bande gelöst.

Wo möchte aber in einem deutschen Garten, und wenn er hinter dem ärmsten Dörflerhause läge, die nachtblühende Schwester fehlen, deren unsere Vorfahren schon sich gefreut und die in manchem alten sinnigen Liede wunderherrlich besungen ist? Wir meinen die veilchenblaue Nachtviole, welche ihre Heimath ursprünglich in Süd- und Mitteleuropa bis in das russische Asien hat und dort zwischen Hecken, unter Gebüsch und in offenen Wäldern vorkommt. Es ist wahr, ihre Schönheit wird überboten von mancher fremdländischen Blüthenpflanze; aber die Vorliebe der vergangenen Geschlechter und Dichter sowohl als ihre eigene Köstlichkeit sollte sie uns immerfort lieben und hegen lassen. Sie blüht bei Tag und bei Nacht und ist somit allerdings keine eigentliche Nachtblüthlerin; aber wenn der Duft der Pflanzen, wie die Dichter meinen, deren Seele ist, so wird diese bei der Nachtviole doch erst wahrhaft wach, wenn es Abend wird oder die Nacht kommt. Dann strömt sie, die am Tage nur geringen Geruch hat, ihren Duft, ihre Seele in die laue Dunkelheit aus, lieblich wie von Veilchen und Reseda. Sie ist eben die deutsche Königin der Nacht. Aber der köstliche Duft der einfach schönen Blume hat ihr auch in anderen Ländern die Herzen zugewandt. Wie deutscher Tiefsinn ihr nächtliches Blühen nicht sinniger deuten könnte, heißt es in Peiper's „Stimmen des Orient" unter den „Winken aus der Sprache derer, die nicht reden", in herrlicher Mystik von ihr:

Daß ich am Tag meinen Aether verhehle,
Und die Nacht zur Entschleierung wähle,
Das geschieht, weil die Nacht es ist,
Wo die Liebe ihre geheimen Zusammenkünfte feiert
Und alles Ersehnte sich entschleiert;
Fern ist der beobachtende Feind,
Während der Freund uns erscheint,
Und wenn er spricht: bedarf einer meine Spenden?
Da habe ich die Gewohnheit, meine Seufzer
Als Boten zu ihm zu senden.
Und meine Demuth muß sich bei seiner
Erhabenheit für mich verwenden.

Es hat dieses nächtliche Blühen und Duften einen Ausdruck süßer Melancholie. Das haben selbst die nüchternen Botaniker empfunden, welche einigen solcher nur Abends duftenden Blumen den Beinamen tristis (Hesperis tristis, Gladiolus tristis, Pelargonium triste) gegeben und sie somit als die Traurigen oder Schwermüthigen bezeichnet haben. Indessen sympathisiren darin im Grunde sehr viele Blumen, nur mehr oder minder, wenn auch an Intensität des Nachtduftes keine den Nachtviolen gleichkommt. Umziehen doch die Jasminlaube sowie die Fliederhecke in den Abendstunden betäubendere Duftströme; athmet doch das Blumenbeet der Lilien und Rosen dann viel stärkeren Geruch uns entgegen als am Morgen und am Tage. Und wenn in lauer, später Dämmerstunde von allen Beeten, aus allen Gesträuchen her es uns anweht, wird uns zu Muthe, als ob die Blumengeister nun erst erwachten und zu vollem Leben gelangten, die schönen Elfen, welche nach alter Sage im Mondschein tanzen und spielen, aber nach des Dichters Wort auch zur Rache die schlafergossene Jungfrau an ihrem Lager aufsuchen, sie betäuben und tödten, die ihr blühendes Leben gebrochen.

Mit der Morgenfrühe ist Alles vorüber, die berauschende Wirklichkeit und unsere eigene gehobene poetische Stimmung. Die Sonne geht so verständig auf, kühle Thautropfen hangen an Blatt und Blüthen und die Abendblumen sind fast alle welk.

Es war eben ein Sommernachtstraum, den wir in frischer Morgenluft kaum noch begreifen.

VII.

Blicke aus der Höhe.

Hast du den Blick vom Einzelnen über das Ganze erhoben,
Von der beschränkenden Näh' weit in die Ferne hinaus:
Liebend kehrst du zurück und weißt nun verständig zu loben,
Was in der Heimath dir blüht, nahe dem eigenen Haus!

P. K.

Als scientia amabilis, die „liebenswürdige Wissenschaft", wird die Botanik gepriesen zum Unterschiede von allen ihren Schwesterwissenschaften. Dennoch scheint sie auch einige recht unliebenswürdige Aufgaben zu haben, insofern ihre Jünger die Blumen anatomisch untersuchen, die Zahl der Staubgefäße und anderer Blüthentheile pedantisch einregistriren, unter dem Mikroskop das Zellgewebe beurtheilen, dessen Inhalt chemisch prüfen. Sogar die Methode der Statistik wird auf die holden Florenkinder angewendet, und viele der begeistertesten Botaniker haben keine wichtigere Bemühung auf ihren Wanderungen durch die blühende Natur, als tabellarisches Journal über die aufgefundenen Blumen zu führen; nur die Phytostatik haben sie als Zweck dabei im Auge. Solches Thun möchte freilich unliebenswürdig genug erscheinen! Ja, wenn wir es im einzelnen Falle beobachten; aber all diese Thätigkeit erst liefert ein immer klareres geistiges Bild der Blumenwelt und des Blumenlebens, welchem schließlich wohl Niemand seine freudige Theilnahme versagen wird. — So begreifen wir auch die von einem Bildhauer auf den Steinblock geführten Schläge anfangs nicht, nur er selbst freut sich dabei im Geist schon des werdenden Gebildes; allmälig erst lernen auch wir sein Wirken verstehen und ehren, wenn wir die Ideen des Meisters zu ahnen beginnen, oder gar in Vollendung sein Werk vor uns steht. Die Natur ist allerdings an sich schon ein Vollkommenes, aber es hat die Wissenschaft nachzuweisen ihre idealen Züge und das schöne Gefüge des Ganzen. Die deutsche Blumenwelt erscheint insonderheit durch die Bemühung der Statistik erst in ihrem vollen, herrlichen Werthe.

Blumen und Zahlen.

Was sollen Blumen wohl mit Zahlen zu thun haben; Blumen, diese lieblichste Erdenpoesie? Sind Zahlen doch das Wahrzeichen gemüthlosester Thätigkeit! Zu einem Strauß schon zählen wir die Blumen nicht zusammen, und auf blühender Waldstelle freuen wir uns gerade ihrer unzählbaren Menge.

Man verurtheile die armen Zahlen aber nicht ungehört! Sie wollen uns Blicke gleichsam aus der Höhe geben, uns die Anordnung des Pflanzenkleides der Erde auch einmal im Zusammenhange überschauen lassen.

Wer möchte sich nicht gern schon sagen, wie reich wohl unser deutsches Vaterland an Blumen sei. Verstehen wir diesen Wunsch aber richtig! Es kömmt uns nicht auf die Zahl der Blumen überhaupt an, d. h. der Individuen. Wer wollte diese auch zählen, oder blos annähernd schätzen. Wie viel Gänseblümchen allein gibt es in Deutschland; Tausende schmücken jede Trift und Wiese! Dennoch ist unser Vaterland thatsächlich sehr arm an Gänseblümchen, denn es enthält nur eine einzige Art ihrer Gattung. Die Zahl der Individuen macht eben den Blumenreichthum einer Gegend nicht aus, sondern die Zahl der verschiedenen Blumen.

Und je verschiedener sie in einem bestimmten Bezirk sind, desto interessanter auch ist solche Flora. Nun, und zwar gilt es in aufsteigender Linie zu unterscheiden: Arten, Gattungen und Familien. — Beachten wir einmal die blauen Glockenblumen unserer Wiesen und Wälder und vergleichen einige derselben mit prüfendem Blicke. Wir werden bald manche von recht verschiedenem Aussehen finden, werden schließlich eine leidliche Anzahl ganz besonderer Arten bestens zu unterscheiden vermögen; ja, es gibt in Deutschland sogar 29 Arten, welche eben zur gemeinsamen Gattung Glockenblume gehören. Wollten wir nun aber in einer Flora blos Gattungen zählen und deren Arten nicht berechnen, also etwa nur von Glockenblumen, Veilchen, Primeln u. s. w. reden: wir würden über die wahre Fülle unserer deutschen Flora doch uns kein Urtheil bilden können, denn jede der 636 Gattungen Deutschlands kann reich, aber auch sehr arm an Arten sein. — Wiederum einander verwandte Gattungen, nämlich solche mit noch einigermaßen ähnlichen Blumengesichtern, machen in der Pflanzenwelt eine Familie aus. Gemeinsame Familienzüge nehmen wir z. B. bei den Bohnen, Erbsen, Wicken, Lupinen, Akazien u. s. w. wahr, welche sämmtlich verschiedenen Gattungen zugehörig, wegen ihrer typischen Aehnlichkeit doch zusammen eine einzige Familie, diejenige der Schmetterlingsblüthler oder Leguminosen bilden. So reich nun verhältnißmäßig Deutschland an Familien ist, denn es enthält deren 116: es würde aus dieser Zahl sich doch ebenso wenig als aus derjenigen der Gattungen ein Urtheil über seinen vollen Blumenschatz gewinnen lassen. Es gibt ja Familien mit nur einer Gattung, welche oft auch wieder nur eine einzige Art enthält,

z. B. die Familie der Tannenwedel, oder der Gagel; wiederum haben andere Familien zahlreiche Gattungen, jede dieser Gattungen zahlreiche Arten, z. B. die Familie der Korbblüthler, der Gräser, der Rietgräser. Daher kommt es ganz vornehmlich auf die Zahl der Arten an, wenn wir nach dem Bestand einer Flora fragen.

Freudig überraschen dürften aber die Zahlen, welche diesen Reichthum der deutschen Blumenwelt zu klarem Ausdruck bringen; ja, sie müssen uns mit stolzer Hochachtung erfüllen vor dem deutschen Boden. Und zwar soweit die deutsche Zunge klingt, also von Nord- und Ostsee bis zur Adria, giebt es 3700 Arten einheimischer oder doch völlig eingebürgerter Blüthenpflanzen. Bei dieser Zahl sind allerdings die Pflanzen der Schweiz und Deutsch-Oesterreichs einbegriffen; dem Hochgebirge eigenthümliche Alpenblumen, welche dies jetzt politisch außerdeutsche Gebiet hat, sind aber allein schon viele hundert. — Wir wollen in Reichstreue aber auch nach dem Blumenschatz des „deutschen Reiches“ fragen, gemäß seiner jetzigen politischen Umgrenzung, einschließlich die neuen deutschen Reichslande Elsaß und Lothringen. Nun, nach gewissenhafter Zählung kann das deutsche Reich sich doch 2249 verschiedener Blüthenpflanzen rühmen. Welch' gutes Theil immerhin noch gegenüber den im Ganzen 10,000 Blüthenpflanzen des gesammten Europa!

Zahlen reden außerdem deutlich von dem Vorrang Deutschlands vor manchen Nachbarländern. England hat nur 1300, Scandinavien 1544 Arten. Oder vergleichen wir Deutschland mit viel größeren Ländermassen. Man pflegt die ganze euro-

päische Flora, nach dem Charakter der zusammenlebenden Blumen, in fünf Gebiete einzutheilen: in ein nördliches (England, Scandinavien und Rußland), ein südliches (die Mittelmeerländer, besonders Italien), ein östliches (von Ungarn bis Griechenland), ein westliches (Spanien und Frankreich) und ein centraleuropäisches (Deutschland und die Alpen). Nun, es ist von diesen Gebieten Deutschland, dies europäische Herz, das an Arten reichste! So sagen uns auch Vergleiche, daß Deutschland wirklich ein blumenreiches Land sei.

Diese blühenden Schätze finden sich freilich in keiner Gegend zu schönem Verein sämmtlich beisammen. Der Westen, besonders die Rheinprovinz, hat einen andern floristischen Charakter als der Osten; wieder die norddeutsche sandige Tiefebene einen andern, als die mittel- und süddeutschen Gebirge; auf den Bergen und in den Gründen, in der Nähe von Flüssen, welche manche eigenthümliche Pflanzenwanderungen veranlassen, auf Kalkgebirgen, auf Sandstein, auf Salzboden, — überall da treten vereinzelt mehr oder minder eigenartige Blumen uns entgegen. Ein Blumenstrauß enthält daher, je nach dem deutschen Lande, in welchem er gepflückt wurde, einige besondere Blumen, die man anderwärts gar nicht kennt. In den norddeutschen Sandgegenden blühen allerorten, als die gemeinsten Blumen der Flur, die gelbe Immortelle (Helichrysum arenarium), die Grasnelke (Armeria vulgaris), die Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias); in den fruchtbaren Strichen Norddeutschlands aber schon, da wo die Zuckerrübe gebaut wird, kommen diese Blumen gar nicht vor, ebensowenig auf den nord- und mitteldeutschen Gebirgen. Erst in den sandigen Ebenen Süddeutschlands zeigen sie sich

wieder, und zwar da auf allen sandigen Strecken; sie überspringen dann die alpinen Vorberge und die Alpen, finden sich jedoch in der lombardischen Ebene wieder ein. Somit sind selbst manche in weiten Gebieten Jedermann bekannteste Blumen in anderen Gegenden nicht etwa selten, nein durchaus nicht vorhanden. Ein Brockensträußchen, ein Sträußchen aus dem Thale, ein Seestrandsträußchen, ein Haidesträußchen sind daher die treuesten Wahrzeichen, welches wir als Andenken von einer Reise mit in die Heimath nehmen. — Wiederum einige Blumen des deutschen Blumenschatzes sind so selten, daß sie nur in sehr wenigen Ländern vorkommen; ja, manche haben nur einen einzigen deutschen Standort. Die schöne gelbblühende Sand-Lotwurz (Onosma arenarium) ist für Deutschland einzig und allein in sandigen, lichten Kieferwäldern bei Mainz zwischen Gosenheim und Mombach zu suchen. Manche der selteneren Blumen sind zudem so klein und unscheinbar, daß nur ein geübtes Auge sie entdeckt und wohl Niemand außer den Botanikern die Hand darnach ausstreckt; etwa der auf Brachäckern vereinzelt hie und da heimische Kleinling (Centunculus minimus) hat kaum über einen Zoll lange, kleinblätterte Stengelchen, verziert mit winzigen röthlich-weißen Blümchen, so daß Jemand selbst mit kundigem Auge eine Flur durchschreiten kann, ohne ihn vielleicht zu entdecken. — Viele Blumen sind dagegen so allgemein verbreitet, daß sie in all und jeder Gegend Deutschlands reichlich sich vorfinden und Jedermann da auch bekannt sind: Hungerblümchen, Sauerampfer, einige Melden, Sternmiere, Augentrost, Vogelknöterich, Wegebreit und andere, besonders aber eine leidliche Anzahl von Gräsern. Ja, einige von diesen

kommen als Weltbürger sogar in allen Erdtheilen in gleicher Verbreitung vor. Sie überraschen den Auswanderer noch jenseit des Oceans im fernsten Westen, in Colorado, Brasilien, und er freut sich auf fremder Erde meist herzlich des Wiedersehens dieser Blumen, die er schon in der Kindheit auf den heimathlichen Fluren sah.

In welchem Maße die einzelnen deutschen Landstriche an dem großen vaterländischen Blumenreichthum Antheil haben, sagen uns die Localfloren, welche eben die Angabe in einem besonderen Districte vorkommender Blüthenpflanzen darbieten. Der ganze Harz hat (nach Hampe) deren 1275 Arten. Es zählt ferner die reiche Magdeburger Flora (nach L. Schneider) in einem Bezirk von etwa 100 Quadratmeilen genau 1235 Arten, also trotz des großen Gebietes doch nur wenig über ein Dritttheil der ganzen deutschen Blumenwelt, aber über die Hälfte derjenigen des deutschen Reiches. Die ein ebenso umfangreiches Gebiet umfassende Flora von Niederhessen und Münden (nach Pfeifer) enthält fast die gleiche Zahl, nämlich 1268 Arten. Die diesen beiden Gebieten nicht gemeinschaftlichen Arten betragen etwa 70, — ein immerhin recht unbedeutender Unterschied, der dem flüchtigen Blick stellenweise gar nicht wahrnehmbar wird. Aber vergleichen wir einmal zwei entferntest von einander gelegene und auch landschaftlich recht verschiedene Blumengebiete. Nun, vergleichen wir etwa das Rheinland, welches 1314 Arten zählt, mit Schlesien, welches deren 1409 enthält. Blumenarten, welche beiden Gebieten gemeinsam sind, zähle ich 1089. Welch bedeutender Ueberschuß bleibt da von solchen, welche etwa im Rheinlande vorkommen, dagegen in Schlesien gänzlich fehlen; ich zähle deren nach ge-

nauen Vergleichungen 225 Arten. Solche, die wiederum ein schlesischer Botaniker im Rheinlande vermissen würde, sind 320 Arten. Die Zahl der von diesen Ueberschüssen außerdem in ganz Deutschland nicht vorkommenden Pflanzen ist freilich eine verhältnißmäßig geringe. Um die unbedeutende Zahl der einem Lande ausschließlich eigenen Arten recht zu ermessen, mögen wir übrigens auf noch größere Ländergebiete blicken, etwa auf ganz Süddeutschland: dieses, und zwar Baiern, Baden, Würtemberg, Elsaß und Lothringen, hat trotz seines wesentlich anderen Klima doch nur 82 Arten, welche im gesammten Norddeutschland gar nicht vorkommen; den ganzen übrigen Schatz hat die süddeutsche Flora mit dem norddeutschen Reichslande gemeinsam.

Das ist der Befund großer Gebiete!

Sie enthalten jedes durchschnittlich die Hälfte der deutschen Reichsflora. Welchen geringen Antheil hat dagegen freilich ein engerer Heimathbezirk! Sind übrigens Wälder, Wiesen, Felder, Sümpfe, Flüsse und Bäche vorhanden, so vermag schon der Raum einer Quadratmeile doch etwa 700 Arten zu enthalten. Ist aber gleichartiges Terrain, etwa nur Feldflur oder nur Wald, so kann sich die Zahl auf etwa ein- bis dreihundert Arten beschränken. Selbst ähnliche Standörter sind oft sehr verschieden bedacht: es gibt Wälder, welche bei meilengroßem Umfange doch kaum 30 Arten zählen, während manche kaum ebenso große, aber günstig beschaffene Wälder, sogar nur parkgroße Wäldchen, über 300 Blüthenpflanzen haben, so daß da in jeder Jahreszeit zu einem Waldsträußchen sich eine Auswahl schönster Blumen uns darbietet. — Wir ahnen bei solchen pflanzengeographischen Zahlenangaben

freilich wohl nicht, welche unsägliche Forschung in allen deutschen Gebieten nöthig war, uns diese lichten Ueberblicke des deutschen Blumenreiches zu verschaffen.

Zahlen nur können uns ferner sagen, welche Blumen auf deutschem Boden am reichlichsten geartet sind. In Wald und Flur stehen sie bunt durcheinander, bald machen diese, bald jene Familien in einem Reviere sich durch ihre Gattungen und Arten dem Auge besonders auffällig. Liegt da nicht die Frage nahe, welche Familien wohl in der deutschen Flora überhaupt vorwiegen? Soll es z. B. mehr Arten von Gräsern geben, oder von Korbblüthlern, oder von Doldenblüthlern, oder von Lippenblüthlern, oder von Nelken? Nun, wir können durch den Augenschein kein Urtheil darüber fällen; müssen wir uns doch stets gestehen, daß unser Blick ein gegen das Ganze nur eng begrenztes Gebiet überschaut. Aber durch Zusammenstellung und Berechnung aus den verschiedensten Zahlen erhalten wir gerechte Antwort.

Nun, ich zähle für das ganze, nicht blos das politische, deutsche Gebiet als am reichlichsten die Korbblüthler vertreten mit 180, die Kreuzblüthler mit 117, die Riete mit 114, die Schmetterlingsblüthler mit 110, die Doldenblüthler mit 88, die Lippenblüthler mit 78, die Ranunkelblüthler mit 75, die Rosenblüthler mit 60, die Orchideen mit 48 Arten. Betrachten wir nun einmal das Verhältniß dieser Zahlen zu der Gesammtzahl der deutschen Blüthenpflanzen, zugleich aber auch zur Gesammtzahl aller Blüthenpflanzen auf Erden.

Es verhalten sich

	zur Gesammtzahl der deutschen Blüthenpflanzen:	zur Gesammtzahl aller Blüthenpflanzen auf Erden:
die Korbblüthler	= 1 : 15,4	= 1 : 8,2
„ Gräser	= 1 : 20,5	= 1 : 12,3
„ Kreuzblüthler	= 1 : 32,5	= 1 : 18,2
„ Riete	= 1 : 32,3	= 1 : 18,6
„ Schmetterlingsblüthler	= 1 : 33,5	= 1 : 18,4
„ Doldenblüthler	= 1 : 42,0	= 1 : 22,8
„ Lippenblüthler	= 1 : 47,4	= 1 : 24,7
„ Ranunkelblüthler	= 1 : 49,3	= 1 : 30,6
„ Rosenblüthler	= 1 : 61,9	= 1 : 19,0
„ Orchideen	= 1 : 77,0	= 1 : 47,4.

Außerdem sagen uns Zahlen, daß in Deutschland die Gräser und blumigen Kräuter gegen Holzgewächse weit mehr vorherrschen, als in anderen, besonders südlichen Ländern. Ganz Deutschland zählt nämlich 415 Arten Holzgewächse, darunter 105 Arten Bäume (mit nur 11 Nadelhölzern) und 310 Arten Sträucher, welche sich also zur deutschen Gesammtflora wie 1 : 8,5 verhalten. Daß Holzgewächse nach Süden hin artenreicher werden, deutet übrigens Deutschland selbst an, in dessen südlichen Theilen etwa 14 Holzarten mehr auftreten, als in den nördlichen.

So geben Zahlen gar manche lebensvolle Blicke auf den reich und edel gewirkten Blumenteppich deutschen Bodens, — Blicke aus der Höhe, gleichsam aus der Vogelperspective.

Aus solcher Höhe verlangt es uns, wieder herabzusteigen zur blühenden Erdenflur, um uns da der einzelnen Blumen selber zu vergewissern und herzlich ihrer zu freuen. Mit klarerem Verständniß des Reichthums der heimischen Flor wandeln wir hinfort aber durch Wald und Auen, die uns immer von neuem sagen wollen, — was wir haben an unserer deutschen Blumenwelt.

Kummer, Paul/Deutsche Blumenwelt in Char
3 5185 00121 5142